

Textanalyse als Kognitionskritik? Möglichkeiten und Grenzen ideologiekritischer Inhaltsanalyse

Vorderer, Peter (Ed.); Groeben, Norbert (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerk / collection

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Vorderer, P., & Groeben, N. (Hrsg.). (1987). *Textanalyse als Kognitionskritik? Möglichkeiten und Grenzen ideologiekritischer Inhaltsanalyse* (Empirische Literaturwissenschaft, 10). Tübingen: Narr. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-27636>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Peter Vorderer / Norbert Groeben (Hrsg.)

Textanalyse als Kognitionskritik?

Möglichkeiten und Grenzen
ideologiekritischer Inhaltsanalyse



Gunter Narr Verlag Tübingen

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Textanalyse als Kognitionskritik ? : Möglichkeiten u. Grenzen
ideologiekrit. Inhaltsanalyse / Peter Vorderer ; Norbert Groeben (Hrsg.) .–
Tübingen : Narr, 1987.

(Empirische Literaturwissenschaft ; 10)

ISBN 3–87808–668–7

NE: Vorderer, Peter [Hrsg.]; GT

© 1987 · Gunter Narr Verlag Tübingen

Dischingerweg 5 · D 7400 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikrover-
filmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen
Systemen.

Satz: Psychologisches Institut (B. Furian), Heidelberg

Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen

Printed in Germany

ISBN 3–87808–668–7

INHALT

Vorbemerkung	IX
---------------------------	-----------

Norbert Groeben:

Möglichkeiten und Grenzen der Kognitionskritik durch Inhaltsanalyse von Texten

1. Die Qualitäts-Quantitäts-Kontroverse als Ausgangspunkt	1
1.1. Das methodische Konzept der Inhaltsanalyse	1
1.2. Die Kontroverse und ihre Einschätzung	2
2. Rekonstruktion der Quantitäts-Qualitäts-Kontroverse	4
2.1. Die Manifest-Latent-Dimension	4
2.2. Die Ableitungs- oder Heuristikdimension	5
2.3. Validitätsdimension	7
2.4. Bewertungsdimensionen	10
2.5. Fokussierungsperspektive	13
3. Anwendungsbeispiele: Einordnung der folgenden Untersuchungen ..	14
3.1. Theoretische Ableitung, Erklärungsabstand und Validitätsproblem: DOTAV	14
3.2. Validierungsvarianten und Bewertungshintergrund: Ideologiehafte und Verdinglichung in Texten	16
3.3. Text, 'angebot' und Rezipientenmerkmale am Beispiel eines literarischen Textes (Kipling: Mowgli)	18
3.4. Inhaltsanalyse und Wissenspsychologie	20
Literatur	21

Ulrich L. Günther:

Sprachstil, Denkstil und Problemlöseverhalten

Inhaltsanalytische Untersuchungen über Dogmatismus und Abstraktheit

0. Problemstellung	22
1. Am Anfang war der Dogmatismus	22
1.1. Rückblick und Einführung	22
1.2. Fragen und eigener Untersuchungsansatz	25
1.3. Fehlende Itemanalyse und unterschiedliche Validität der D-Stil-Kategorien	27
1.4. Themenspezifität	28
1.5. Soziale Minderheitsposition und emotionale Beteiligung	30
1.6. Habituelle Persönlichkeitsmerkmale	32
1.7. Intelligenz und Problemlöseverhalten	33

2.	Abstraktheit des Denkens als problemlöserrelevanter Kognitionsstil? . . . 35	
2.1.	Aufbau des Abstraktheitsuffix-Verfahrens (ASV) und seine bisherige Validierung	35
2.2.	Gedankliche Abstraktheit und Problemlöseerfolg.	36
3.	Kognitionskritik durch DOTAV und ASV?.	38
	Anmerkungen	41
	Literatur	42

Bernhard H. Sowarka:

Die Ideologiekonzepte in Texten

0.	Problemstellung	46
1.	Explication des Ideologiekonzepts	47
1.1.	Dimensionen des Ideologiekonzepts in Verschränkungsstufen: ein interdisziplinärer Zugang	47
1.2.	Konzeptexplikationen in Abhängigkeit von erkenntnistheoreti- schen Positionen und wissenschaftlichen Disziplinen	49
2.	Manifestationen von Ideologiekonzepten in Textstrukturen	59
2.1.	Kommunikations- und sprachpsychologische Rahmenbedingungen: funktionale und kognitive Aspekte des Sprachgebrauchs	59
2.2.	Konzeptualisierung und Definition von Ideologiekonzepten: die verbalen und kognitiven Grundlagen.	64
2.3.	Manifestation von Ideologiekonzepten in Textdimensionen und Merkmalskategorien: erkenntnistheoretische Grundlagen und die kognitiven sowie verbalen Operationen	71
3.	Empirische Veranschaulichung und erste Validierungsschritte	101
3.1.	Das Verständnis von Ideologiekonzepten: Vorbemerkung zu ihrer empirischen Veranschaulichung	101
3.2.	Inhaltsanalytisches Vorgehen	102
3.3.	Gütekriterien des Kategoriensystems und seiner inhaltsanalytischen Anwendung	109
3.4.	Persönlichkeitskorrelate ideologiekonzeptuellen Sprachverhaltens.	114
3.5.	Fazit und Ausblick	124
	Literatur	127

C. Michael Sommer & Peter Vorderer:

***Alltags-Rede-Texte: Aspekte von Verdinglichung in (rechtfertigenden)
Handlungsbeschreibungen***

0.	Problemstellung	137
1.	Das Konzept Verdinglichung	137
1.1.	Begriffsklärung	137
1.2.	Der Ansatz von Israel	139
1.3.	Der Ansatz von Ullrich	141
1.4.	Schizotopie als extreme Variante der Verdinglichung	142
2.	Psychologische Aspekte der Verdinglichung	144

2.1.	Ausgangsposition	144
2.2.	Verdinglichungsforschung in der empirischen Sozialpsychologie . . .	145
2.3.	Neue Problemstellung: Verdinglichung als repressiv-regressive Lösung individueller Falsifikationskrisen	146
2.4.	Psychologische Aspekte der Verdinglichung, präzisiert für eine definierte Situation	149
2.5.	Das Egotismus-Konzept	152
2.6.	Streben nach Kontrolle: Ein konkurrierendes Motiv	153
2.7.	Weitere kognitive Reaktionen	155
3.	Die sprachliche Rekonstruktion der Schizotopie	156
3.1.	Plan der Analyse	156
3.2.	Verdinglichungsgebundenes Sprechen	157
3.3.	Die sprachliche Repräsentation von Handlungsstrukturen	159
3.4.	Distanzierung in der Oberflächenstruktur: Das Non-Immediacy- Modell	163
4.	Verdinglichungsrelevante Analysekatoren	168
4.1.	Bestimmung der zu analysierenden Texteinheiten	168
4.2.	Analysekatoren	169
4.3.	Zusammenfassung des Kategoriensystems und Berechnung eines Gesamtwertes für sprachliche A-Repräsentation	180
5.	Empirische Überprüfung	181
5.1.	Untersuchungsansatz: Textauswahl	182
5.2.	Ergebnisse	183
	Anmerkung	185
	Literatur	185
	Anhang	189

Karen Marlange & Peter Vorderer:

Fiktionale Texte: Evasiv-affirmative Textangebote und ihre Gratifikationseffekte

0.	Problemstellung	194
1.	Inhaltsanalytische Textbeschreibung	195
1.1.	Zur Textauswahl	195
1.2.	Die Ableitung der inhaltsanalytischen Kategorien	196
1.3.	Das Kategoriensystem	200
1.4.	Die Signierung des Textes	204
1.5.	Ergebnisse der Inhaltsanalyse	205
2.	Hypothesengenerierung im Anschluß an die Inhaltsanalyse	207
3.	Empirische Überprüfung der Hypothesen	209
3.1.	Empirische Erhebung der Gratifikationserwartungen	209
3.2.	Empirische Erhebung der Gratifikationserfahrungen	215
4.	Zusammenfassung und Diskussion	219
	Anmerkungen	221
	Literatur	221
	Anhang I	223
	Anhang II	224

Peter Vorderer:

Perspektiven für eine ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie

0.	Problemstellung	226
1.	Zum aktuellen Stand der Wissenspsychologie	227
1.1.	Darstellung.	227
1.2.	Kritik an der aktuellen Wissenspsychologie.	230
2.	Wissenssoziologie als Heurismus für eine ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie	236
3.	Für eine ideologiekritische Konzeption der Wissenspsychologie . . .	239
3.1.	Wissenspsychologie in Parallelität und Abgrenzung zur Wissens- soziologie.	239
3.2.	Perspektiven einer ideologiekritischen Konzeption von Wissens- psychologie	241
4.	Anwendungsbeispiel: Rezeption und Wirkung literarischer Texte . .	245
4.1.	Konzeptualisierung sukzedenter Wissenskomponenten: Utopie als wissenspsychologisches Modell.	247
4.2.	Möglichkeiten inhaltsanalytischer Methoden für die Klassifizierung und Bewertung literarischer Rezeptions- und Wirkungsprozesse . . .	249
5.	Ausblick	251
	Literatur	251

Vorbemerkung:

Sogenannte qualitative Methoden stehen zunehmend im Mittelpunkt der methodologischen Diskussion um die – spezifische – Struktur der empirischen Sozialwissenschaft. Ein paradigmatisches Beispiel für diese Diskussion mit schon klassischer Historie stellt die Kontroverse um die ‚qualitative‘ Inhaltsanalyse dar. Dabei hat diese Kontroverse u.E. vor allem darunter gelitten, daß sie fast ausschließlich auf relativ abstrakt wissenschaftstheoretischer und methodologischer Ebene geführt worden ist, ohne genügend konkrete, weiterführende Methodenbeispiele zu erarbeiten. Diese Lücke versucht der vorliegende Band zu schließen, der sowohl eine metatheoretisch-methodologische Rekonstruktion des Problems qualitativ-ideologiekritischer Inhaltsanalyse entwickelt als auch konstruktive Methodenbeispiele für die herausgearbeiteten Rekonstruktionsdimensionen bietet. Sowohl von den Perspektiven der Metatheorie/Methodologie als auch von der (ideologiekritischen) Theorie(ableitung) und den Textsorten als Gegenstand (fiktionale und non-fiktionale Texte) her ist diese Arbeit daher interdisziplinär ausgerichtet: als Beitrag zur Methodendiskussion in klassischen Sozialwissenschaften (Psychologie, Pädagogik, Soziologie) wie neueren Kommunikationswissenschaften (Publizistik, Politologie, Medienwissenschaft und nicht zuletzt Empirische Literaturwissenschaft).

Die inhaltlichen Methodenbeispiele gehen auf Entwürfe zurück, die in der Arbeitseinheit Allgemeine Psychologie und Psycholinguistik am Psychologischen Institut Heidelberg überwiegend als Diplomarbeiten erarbeitet worden sind. Die konkrete komprimierte Darstellung ist im Rahmen eines Seminars zur ideologiekritischen Inhaltsanalyse (im WS 86/87) erprobt und verbessert worden; den Teilnehmern dieses Seminars danken wir herzlich für konstruktive Kritik und Verbesserungsvorschläge. Ebenso dankbar wären wir für die Mitteilung etwaiger Erfahrungen bei der Anwendung der im folgenden dargestellten inhaltsanalytischen Kategoriensysteme.

Psychologisches Institut
Hauptstr. 47-51
6900 Heidelberg

P.V.
N.G.

Norbert Groeben

MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN DER KOGNITIONSKRITIK DURCH INHALTSANALYSE VON TEXTEN

1. Die Qualitäts–Quantitäts–Kontroverse als Ausgangspunkt

1.1. Das methodische Konzept der Inhaltsanalyse

Das Ziel der Inhaltsanalyse ist bekanntlich eine möglichst objektive verstehende Beschreibung: d.h. es wird versucht, die Bedeutung einer Botschaft ('message') innerhalb eines Kommunikationsprozesses intersubjektiv zu beschreiben und gegebenenfalls von dieser Beschreibung aus auf Merkmale des Kontextes zu schließen (vgl. Merten 1983). In der Mehrzahl der für content-analytische Untersuchungen praktisch relevanten Fälle handelt es sich bei der thematischen Botschaft um Texte. Der Rückbezug auf die Bedeutung der Texte macht deutlich, daß es sich bei Inhaltsanalysen um das Verstehen sinnvoller Materials handelt, allerdings in der Form eines systematisch methodischen Vorgehens, das in Überwindung potentieller Subjektivität hermeneutischer Verfahren die Objektivität qua Intersubjektivität sozialwissenschaftlicher Methoden konstituieren soll. Die Unterschiedlichkeit der hermeneutischen und empirischen Methodik manifestiert sich u.a. auch schon in der Problemstellung: Während das hermeneutische Verstehen in der Regel den gesamten Bedeutungshorizont eines Textes abzubilden versucht, beschränkt sich die empirische Methodik in ihrem Anspruch vergleichsweise drastisch. Denn nach der wissenschaftstheoretischen Konzeption empirischer Wissenschaften kann eine Methode niemals den gesamten Gegenstand in allen Merkmalsräumen erfassen; vielmehr hebt jede Methode an dem thematisierten Gegenstand nur bestimmte zentrale Merkmale ab und untersucht diese systematisch intersubjektiv. Das gilt auch für die Inhaltsanalyse: Sie konzentriert sich auf die intersubjektive Beschreibung bestimmter, für eine jeweilige Fragestellung zentraler Bedeutungsaspekte ausgewählter Texte; dabei gibt es natürlich generelle, relativ häufig wiederkehrende Dimensionen der Bedeutungskonstituierung, auf die sich solche inhaltsanalytischen Fragestellungen beziehen können (vgl. dazu im einzelnen unten 2.2.). Entsprechend dieser Zielsetzung besteht das methodische Kernstück von Inhaltsanalysen daher in der Explikation von Fragestellungen bzw. Hypothesen und der von diesen ausgehenden theoretischen Ableitung der entsprechenden Bedeutungsaspekte,

d.h. in der Inhaltsanalyse der theoretischen Ableitung von Kategorien. Diese beiden zentralen Schritte habe ich (vgl. Groeben 1980, 83f.) in Anschluß an Wersig (1968) mit folgenden Operationen und Beispielen verdeutlicht:

1. Theorie—Explication
 - A. Erarbeitung von Hypothesen z.B.: Die derzeit herrschende SF-Literatur zeigt ein vorurteilsbehaftetes Frauenbild.
 - B. Definition der Variablen z.B. Definition 'vorurteilsbehaftet': implizite ideologische Persönlichkeitstheorie über die Frau
2. Theoriegeleitete Operationalisierung
 - A. Operationalisierung der Variablen z.B.: die heute zur Frauenbeschreibung verwendeten Eigenschaften und deren (vermuteter) Zusammenhang
 - B. Festlegung der Kategorien z.B. Aussehen/Intelligenz/berufliche Stellung/gesellschaftliche Stellung
 - C. Operationalisierung der Kategorien z.B. derzeitiges Schönheitsideal/verändertes Schönheitsideal
Aussehen: attraktiv/nicht attraktiv/häßlich
Intelligenz: über-/durchschnittlich/unter-
 - D. Anpassung der Kategorien an die gegebene empirische Situation z.B.: Intelligenz wird in der SF-Literatur über Beruf definiert; 'Beruf' also weglassen; ('Häufigkeit von Frauengestalten' aufnehmen)

Die weiteren Schritte bei der Durchführung der contentanalytischen Methodik (Definition der Analyseeinheiten, Auswahl der zu untersuchenden Medien, Festlegung des zu untersuchenden Zeitintervalls, Vortest, Datenerhebung, Auswertung und Interpretation der Daten) sind für den folgenden Zusammenhang nicht weiter problematisch und daher nicht zu thematisieren; sie werden in den einschlägigen Einführungswerken ausführlich und mit Beispielen dargestellt (vgl. Berelson 1954; Bessler 1970; Früh 1981; Herrmann & Stäcker 1969; Holsti 1978; Lisch & Kriz 1978; Mayring 1983; Merten 1983; Ritsert 1972; Rust 1981; 1983; Wersig 1968).

1.2. Die Kontroverse und ihre Einschätzung

Auf diese beiden theoretisch zentralen Aspekte der Hypothesen- und Kategorieableitung bezieht sich auch die Kontroverse über die quantitative versus

qualitative Inhaltsanalyse. Diese Kontroverse geht im Prinzip von der klassischen Definition der Inhaltsanalyse durch Berelson (1954, 489) aus: "Contentanalysis is a research technic for the objective, systematic, and quantitative description of the manifest content of communication." (s. auch Berelson 1971, 18) Dieser Festlegung wurde von seiten einer ideologiekritischen Hermeneutik (zuerst durch Kracauer 1952) entgegengehalten, daß die Quantifizierung eine Beschränkung auf oberflächliche, partialisierte, rein deskriptive Bedeutungsaspekte zur Folge hat und damit tieferliegende, ganzheitlichere sowie insbesondere unter umfassenderen gesellschaftstheoretischen Gesichtspunkten kritische Bedeutungsaspekte unberücksichtigt bleiben; diese letzteren Bedeutungsaspekte seien nur durch eine qualitative Textanalyse zu thematisieren, die zwar der Subjektivität des Forschers eine größere Bedeutung einräumt, dadurch aber auch den Textzusammenhang und die gesellschaftliche Einbettung ideologiekritisch berücksichtigen kann (vgl. Ritsert 1972). Die weitere Diskussion der Quantitäts–Qualitäts–Kontroverse (vgl. George 1959) hat in neuerer Zeit relativ übereinstimmend zu der Einschätzung geführt, daß gerade die Gegenüberstellung von qualitativ versus quantitativ keine Problemstellung ist, die weiterführende, produktive Lösungsmöglichkeiten enthält:

So kommt Bessler (1970, 84) nach einem Exkurs zur Qualitäts–Quantitäts–Kontroverse zu dem Fazit: "..., daß die Unterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Analysen weder notwendig noch zweckmäßig ist; sie verschleiern mehr, als sie klärt."

Völlig parallel dazu auch Lisch & Kriz (1978, 49): "Die Alternative 'qualitative versus quantitative Inhaltsanalyse' erweist sich somit weitgehend als Scheinproblem, der Streit darüber als irrelevant." Oder Mayring (1985, 208): "... gezeigt, wie sinnlos eine Dichotomisierung qualitativer gegen quantitative Analyse ist. Das systematische Explizieren der jeder Analyse notwendig inhärenten qualitativen Analyseschritte und das Aufzeigen der Stellen, an denen sich auch quantitative Schritte einbauen lassen, erscheint als ein viel fruchtbarer Weg."

Dennoch ist das durch diese Kontroverse gemeinte Problem durchaus als existent und behandelenswert zu akzeptieren: Es besteht vereinfacht ausgedrückt darin, daß für die sozialwissenschaftliche Methodik der Inhaltsanalyse eine Gegenläufigkeit der Zielkriterien 'Intersubjektive Präzision' und 'Textbezogene Sinnrelevanz' vermutet wird (vgl. ausführlich Mayring 1983, 14ff.). Das Problem besteht dann in einer Optimierung dieser beiden gegenläufigen methodologischen Zielkriterien. Dieses Problem ist durchaus als sinnvolle, weiterführende Fragestellung zu akzeptieren; allerdings wird es begrenzt durch die folgenden beiden polaren Endpunkte: Zum einen kann man die Maximierung qualitativer Sinnrelevanz nur bis zu dem Grad akzeptieren, der

zumindest noch eine intersubjektive Festlegung (auf Nominalskalenniveau) erlaubt, ohne die “der Verdacht der Willkürlichkeit” nicht auszuräumen ist (Rust 1981, 199). Zum anderen darf die intersubjektiv präzise Quantifizierung nicht so weit getrieben werden, daß auf dem Hintergrund intuitiver Textrezeption die Sinnrelevanz völlig verlorengehe (nach dem Motto “Objektiver Unsinn scheint immer noch besser als subjektiver Sinn” – Lisch & Kriz 1978, 46). Innerhalb dieser polaren Endpunkte ist das genannte Optimierungsproblem dadurch methodologisch anzugehen, daß man es eben nicht auf der unbrauchbaren Qualitäts–Quantitäts–Dimension lokalisiert, sondern auf anderen methodologischen Dimensionen des Verfahrens ‘Inhaltsanalyse’ rekonstruiert.

2. Rekonstruktion der Quantitäts–Qualitäts–Kontroverse

2.1. *Die Manifest–Latent–Dimension*

Die Dimension manifest–latent wird schon durch die Definition von Berelson (s.o.) thematisiert: Die quantitative Beschreibung des Textinhalts bezieht sich danach auf die offenbare Bedeutung, die Textteilen “‘üblicherweise’ in einem bestimmten Sprachkreis beigemessen wird” (Lisch & Kriz 1978, 45). Demgegenüber thematisiert die Forderung nach qualitativer Inhaltsanalyse vor allem die latenten Bedeutungsebenen, d.h. die ‘verborgenen Gehalte von Kommunikation’ (Rust 1981, 64), die ein Zwischen-den-Zeilen-lesen erfordern (Lisch & Kriz 1978, 45f.). Ausgehend von der skizzierten Definition Berelsons postulieren die Vertreter einer qualitativen Inhaltsanalyse überdies, daß die Vertreter quantitativer Analyse die Beschreibung des latenten Inhalts von Texten als unzulässig ablehnen (vgl. Bessler 1970, 59). Diese Situation hat dazu geführt, daß manche Autoren den Gegensatz ‘quantitativ–qualitativ’ als praktisch vollständig auf den Gegensatz ‘manifest–latent’ reduzierbar ansehen, so z.B. Lisch & Kriz (1978, 49): “Schaut man sich die Argumente genauer an, so geht es überhaupt nicht um ‘qualitativ versus quantitativ’, sondern vielmehr um die ... Frage ‘latent versus manifest’ vor dem Hintergrund der Relevanz – welche sich die Anhänger beider Richtungen gegenseitig bestreiten.” Hinsichtlich der Vollständigkeit der Reduzierbarkeit ist m.E. Lisch & Kriz nicht zuzustimmen; in bezug auf die Bewertung des Gegensatzes ‘manifest–latent’ möchte ich aber ihnen (und anderen Autoren) durchaus und nachdrücklich folgen: nämlich daß es sich dabei gar nicht um einen

echten Gegensatz handelt, sondern höchstens um idealtypische Endpunkte eines Kontinuums: d.h. in der Praxis der Textanalyse handelt es sich durchwegs um Kombinationen von manifesten und latenten Bedeutungsdimensionen, nur in jeweils unterschiedlichen Intensitätsrelationen. Denn: "Inhaltsanalyse richtet sich immer auf die Mehrschichtigkeit eines Textes und handelt deshalb immer Manifestes *und* Verborgenes ab" (Rust 1981, 64). Und: "Eine Unterscheidung zwischem manifestem und latentem Inhalt liefe somit letztlich auf eine rigorose Trennung von Wahrnehmung und Interpretation hinaus, die sich angesichts wahrnehmungs- und sozialpsychologischer Ergebnisse nicht halten läßt." (Lisch & Kriz 1978, 46)

Entgegen der Auffassung von Merten (1983, 56) ist daraus allerdings nicht zu folgern, daß mit einer größeren Berücksichtigung latenter Bedeutungsaspekte das Objektivitätspostulat (qua Zielkriterium der Intersubjektivität) aufzugeben ist; vielmehr geht es gerade darum, eben auch die latenten, Interpretation erfordernden, Textinhalte soweit als möglich intersubjektiv abzubilden, d.h. soweit sie intersubjektiv faßbar sind.

2.2. Die Ableitungs- oder Heuristikdimension

Die Skizzierung der Argumente für eine sog. qualitative Inhaltsanalyse hat schon gezeigt, daß dabei die Theorieeinbettung eine bedeutsame Rolle spielt. Nun ist es auch hier keineswegs so, daß z.B. Quantifizierung notwendigerweise Atheoretizität bedinge oder voraussetze. Man kann zwar mit Herrmann & Stäcker (1969, 409f.) bei der Ableitung der Kategorien ein induktives versus deduktives Vorgehen unterscheiden: Das induktive Vorgehen läßt sich durch die Textsemantik (und deren subjektive Rezeption) zur Kategorienbildung anregen, das deduktive Vorgehen leitet Kategorien möglichst stringent aus theoretischen Modellen, Hypothesen, Fragestellungen ab. Doch auch diese Unterscheidung ist eher eine akzentuierende; in der Praxis wird auch hier eine Kombination beider Vorgehensweisen mit unterschiedlich starken Intensitätsgraden am häufigsten sein (s. oben die skizzierten Prozeßschritte unter 1.1.). Dabei gilt unter sozialwissenschaftlichen Zielkriterien allerdings eine theoretisch stringente Ableitung grundsätzlich als wertvoller im Vergleich zu nur induktiven Verallgemeinerungen (vgl. Lisch & Kriz 1978, 47). Denn: "Die Reichweite der inhaltsanalytisch erarbeiteten Aussagen bestimmt sich ... nach dem Umfang der theoretischen Vorbereitungen." (Rust 1981, 91) Wie für jedes sozialwissenschaftliche Verfahren ist auch für die Inhaltsanalyse ein theoriegeleitetes Vorgehen die regulative Zielidee, die es soweit wie möglich zu approximieren gilt. Allerdings erweist sich unter dieser Perspektive die inhaltsanalytische Praxis – und hier in der Tat besonders die Praxis der

dezidierten Vertreter einer quantifizierenden Position – häufig als suboptimal. Die Rekonstruktion der Quantitäts–Qualitäts–Kontroverse in der Dimension der Theorieeinbettung ist daher durchaus geeignet, die Anforderung der Hypothesenexplikation und theoretischen Fundierung inhaltsanalytischer Kategorien nachdrücklich in Erinnerung zu rufen.

Die Theorieeinbettung impliziert jedoch nicht nur eine möglichst strikte Ableitung der inhaltsanalytischen Kategorien, sondern auch eine heuristische Perspektive in bezug auf die möglichen Fragestellungen. Hier legt der Terminus Inhaltsanalyse (und besonders dessen Konzentration auf den manifesten Inhalt) nahe, daß die zentrale, wenn nicht einzige Frageperspektive die nach der Textsemantik ist. Die Rekonstruktion des qualitativen Ansatzes in der Dimension der latenten Bedeutung macht aber deutlich, daß auch – im semiotischen Sinn – pragmatische Aspekte zumindest mit einbezogen werden können. Und d.h. daß ein Rückbezug auf die Kommunikatoren (den Produzenten wie den Rezipienten) thematisch wird. Dementsprechend unterscheidet Rust (1981, 94) drei grundsätzliche Perspektiven oder Ebenen inhaltsanalytischer Fragestellungen:

- “1. Die Untersuchung der Gestalt der Ausdrucksaktivitäten;
2. Der Rückschluß auf den Produzenten;
3. Der Rückschluß auf den Rezipienten.”

Die Benennung ‘Gestalt der Ausdrucksaktivitäten’ halte ich für nicht sehr glücklich, da sie suggerieren könnte, die Beschränkung auf die Textsemantik unabhängig von den Kommunikatoren sei nur durch die Kategorisierung formaler Textmerkmale möglich; das ist natürlich nicht gemeint, vielmehr thematisiert die Inhaltsanalyse auch bei Beschränkung auf die Textsemantik gerade das, was in der Literaturwissenschaft ‘Gehalt’ des Textes genannt wird (vgl. Walzel 1923). Das Gemeinte wird deutlicher, wenn Rust diese Frageperspektiven mit den ‘Phasen’ des kommunikativen Prozesses zusammenbringt; der Rückschluß auf den Produzenten bezieht sich auf die präkommunikative Phase, die Untersuchung der Textsemantik auf die im engeren Sinne kommunikative Phase und der Rückschluß auf den Rezipienten akzentuierend auf die postkommunikative Phase. Unter massenkommunikationstheoretischen Gesichtspunkten interessieren an der präkommunikativen Phase z.B. die Einstellungsstruktur und die Kommunikationsabsichten des Textproduzenten, an der postkommunikativen Phase vor allem die Wirkung des Textes auf den Rezipienten. Verbindet man diese heuristischen Frageperspektiven mit der schon besprochenen Dimension des manifesten versus latenten Inhalts, so läßt sich festhalten, daß die Aspekte der kommunikativen Phase (Textgestalt und -gehalt) sowohl manifest als auch latent sein können, die

Aspekte der beiden anderen Phasen und damit des Rückschlusses auf Produzenten oder Rezipienten jedoch auf jeden Fall als latent zu klassifizieren sind. Dabei ist mit Rust (1981, 68) festzuhalten: "Das Arbeitsfeld der Inhaltsanalyse ist zunächst die Information innerhalb der kommunikativen Phase". Denn auf die Objektivierung des Verstehensprozesses ist ja die Inhaltsanalyse vor allem und zentral ausgerichtet. Gleichzeitig aber postuliert die Rekonstruktion 'qualitativer' Inhaltsanalyse in der Heuristikdimension die Einbeziehung des Rückschlusses auf Produzent, Situation und Rezipient als Frageperspektiven, der für Merten (1983) konstitutiv für alle inhaltsanalytischen Verfahren ist (vgl. auch Holsti 1969; Krippendorf 1969). Entsprechend stellt Merten eine Typologie für derartige Verfahren vor, die nach den Zielen (Kommunikator, Rezipient, Situation) und Mitteln (semiotische Ebenen) der Analysen klassifizierend vorgeht. Damit ist auch die Spannungsrelation zwischen der primären Fokussierung der Inhaltsanalyse und der Erweiterung durch die Rückschlüsse auf Phänomene, für die der Textinhalt nur vermittelt ein Indikator sein kann, abgebildet; diese Spannung zeigt sich auch in der (restriktiveren) methodologischen Anweisung von Rust (1981, 126): "Man sollte nun streng darauf achten, daß man in die inhaltsanalytischen Hypothesen keine Aussage über die Kommunikatoren oder die Rezipienten verflcht, denn die lassen sich nicht unmittelbar durch Textbeobachtung überprüfen." Damit wird ein Problem thematisiert, das im Prinzip auch für die 'unmittelbare Textbeobachtung' gilt, aber erst bei der Einbeziehung von Rückschlüssen auf die Kommunikatoren bzw. auf die Situation anschaulich als unvermeidbar einsichtig wird: das Problem der Validität (empirischen Gültigkeit) der inhaltsanalytischen Kategorisierungen.

2.3. *Validitätsdimension*

Das Gewicht dieser Dimension für die Qualitäts–Quantitäts–Kontroverse wird erst in letzter Zeit durch die Einbeziehung und Anerkennung der Inhaltsanalyse im Rahmen einer sozialwissenschaftlichen Methodik (vgl. Lisch & Kriz 1978, 29ff.) herausgestellt; so spricht z.B. Rust (1981, 189) von dieser Kontroverse als einer "Auseinandersetzung ..., die sich letztlich – was selten betont wird – um Validitätsfragen drehte."

Entsprechend den methodologischen Konzeptionen der empirischen Sozialwissenschaft sind vor allem die folgenden drei Arten von Validität zu unterscheiden: Inhalts-, Kriteriums- und Konstrukt-Validität (vgl. Lienert 1969). Die Inhalts- oder logische Validität wird nur durch logisch-theoretische Argumente entschieden: Wenn eine Messung aus logischen Gründen das, was

sie messen soll, zureichend abbildet, dann und nur dann kann man sich mit dem Argument der Inhaltsvalidität zufriedengeben. Wenn z.B. die Fähigkeit, einen Nagel in die Wand zu klopfen, geprüft werden soll, dann ist eine sog. Arbeitsprobe (z.B. 5 Nägel hintereinander in eine Wand zu klopfen) aus logischen Gründen eine gültige Messung, d.h. inhaltsvalide. Es wird deutlich, daß man sich im Bereich der Inhaltsanalyse auf die logische Validität nur bei Kategorien zurückziehen kann, die manifeste Bedeutungsaspekte des Textes (und nur des Textes) erfassen; in diesem Fall bieten die expliziten Definitionen der Kategorien praktisch das Argument der Inhaltsvalidität, weil sie bei korrekter Durchführung lediglich bestimmte spezifische, konkrete Informationen der 'message' zu abstrakteren, umfassenderen Begriffen zusammenfassen. Für alle anderen bisher diskutierten Frageperspektiven, also sowohl für den latenten Gehalt des Textes als auch für den Rückschluß auf Produzenten- oder Rezipientenmerkmale, ist eine weitergehende, explizite Validitätsüberprüfung notwendig; und d.h. es werden zusätzliche, empirische Daten generierende, Überprüfungsschritte nötig. Die Kriteriumsvalidität erfordert dabei eine Überprüfung der inhaltsanalytischen Klassifikationen an einem theoretisch begründeten Außenkriterium; schließt man z.B. von bestimmten Textmerkmalen auf eine Einstellung des Textproduzenten wie etwa Dogmatismus zurück, so wäre diese inhaltsanalytische Klassifikation durch eine Überprüfung anhand des Außenkriteriums 'dogmatische Einstellung', gemessen mit einem validen psychologischen Testinstrument, zu überprüfen. Wenn sich solche wissenschaftlich relativ abgesicherten Außenkriterien (z.B. aus praktischen Gründen der Nichtverfügbarkeit der Textproduzenten) nicht erheben lassen, so werden in der empirischen Sozialwissenschaft z.B. auch Experteneinschätzungen (etwa hinsichtlich der Dogmatizität von Textstichproben) als Außenkriterium eingesetzt. Bei der Konstruktvalidität wird die zu prüfende Messung hinsichtlich ihres Stellenwerts im nomologischen Netzwerk thematisiert: d.h. es werden theoriegeleitete Beziehungen zu anderen Konstrukten, sowohl hinsichtlich der Bedingungen als auch der Folgen des thematischen Konstruktes, expliziert und diese Beziehungen dann empirisch überprüft; die Konstruktvalidität enthält also die vorhergehenden Stufen der logischen und Kriteriumsvalidität in sich.

Die Rekonstruktion der Qualitäts-Quantitäts-Kontroverse innerhalb der Validitätsdimension zeigt, daß sich inhaltsanalytische Untersuchungen in der Tat viel zu häufig an dem einfachsten Fall der quantitativen Analyse manifeste Textbedeutungen orientieren, und d.h.: auf die Inhalts- oder logische Validität der Kategorien zurückziehen, obwohl dies in den meisten Fällen nicht berechtigt ist (vgl. Bessler 1970, 51). Man kann daher aus dem mit 'qualitativer Analyse' Gemeinten die methodologische Anforderung rekon-

struieren, daß die Beschreibung eines latenten Textgehaltes und insbesondere der Rückschluß auf Produzenten- oder Rezipientenmerkmale grundsätzlich die explizite, empirische Überprüfung der Kategoriengültigkeit (unter Rückgriff auf das Konzept der Kriteriums- bzw. Konstruktvalidität) erfordert (vgl. auch Kriz 1983, 247).

Es ist allerdings bereits hier darauf hinzuweisen, daß die Frageperspektive des Rückschlusses auf Rezipientenmerkmale und deren Validierung zu einem speziellen Problem führt. Es war oben schon als Beispiel für diesen Rückschluß die Wirkung des Textes auf den Rezipienten angeführt worden; für die Wirkungsperspektive allerdings ergibt sich die Frage, ob diese als Teil der Inhaltsanalyse angesehen werden kann. Denn der Schluß auf die Textwirkung (vom Textinhalt aus) ist doch ein sehr viel weitgehenderer als der vom Textinhalt auf die Absichten oder Einstellungen des Textproduzenten; diesem letzterem Schluß vergleichbar wären auf der Rezipientenseite Hypothesen über Einstellungen oder Bedürfnisse des Rezipienten, die sich z.B. in der Präferenz bestimmter Lektürekategorien durch den Leser manifestieren können. Die Wirkungsfrage jedoch geht sehr viel weiter, indem sie den Text (-inhalt) als Einflußbedingung setzt, von der eine Veränderung der Kognitionen, Einstellungen oder Verhaltensweisen des Lesers abhängt (vgl. Rust 1981, 67). Und es ist die Frage, ob man diese empirische Abhängigkeit noch als Teil der Inhaltsanalyse auffassen will und darf oder nicht eher als ein Problem, das eine Verbindung der inhaltsanalytischen Methodik (Beschreibung der Variable Textinhalt) mit anderen sozialwissenschaftlich-empirischen Methoden (z.B. der Kognitions-, Einstellungs- oder Verhaltensmessung) erfordert. Klassischerweise wird allerdings die Wirkungsfrage durchaus als von der Inhaltsanalyse aus zu lösendes Problem aufgefaßt:

So nennt z.B. die klassische Formel von Lasswell (1948, 38) den Wirkungsaspekt explizit: "Who says what in which channel to whom with what effect?". Und auch Lisch & Kriz (1978, 103) postulieren noch eindeutig: "Gültigkeit von inhaltsanalytischen Ergebnissen beinhaltet somit auch immer die Frage, was die Nachricht beim Rezipienten bewirkt ...".

Rust hingegen expliziert hier unter Rückgriff auf einschlägige Theorien der Massenkommunikation eine sophistiziertere Position, die er allerdings z.T. nicht kohärent durchhält. Die empirischen Ergebnisse der Kommunikationspsychologie und -soziologie haben relativ eindeutig gezeigt, daß es keine direkte, unmittelbare Wirkung von Medieninhalten gibt, sondern daß die 'Botschaften' immer auch durch Voreinstellungen, situationale Einbettungen etc. des Rezipienten gebrochen werden (Rust 1981, 70). Daraus folgt, daß man von dem Textinhalt und seiner Analyse – auch hinsichtlich latenter

Bedeutungsdimensionen – nicht direkt und allein auf die Textwirkung schließen kann. Rust wird dieser Konsequenz gerecht durch die bereits oben zitierte methodologische Forderung, in die inhaltsanalytischen Hypothesen keine Aussagen über die Kommunikation eingehen zu lassen. Gleichzeitig zählt er allerdings den Wirkungsaspekt zum Gegenstandsbereich der inhaltsanalytischen Methodik (s.o.) und sieht es lediglich als “sinnvoll“ an, den Schluß vom Text auf den Rezipienten durch zusätzliche (nicht inhaltsanalytische) Untersuchungen zu validieren (1981, 126). Wenn sich jedoch die Schlüsse vom Text auf den Rezipienten nicht durch Analyse des Textes allein überprüfen lassen, dann ist es nicht nur sinnvoll, sondern absolut notwendig, diese Analyse durch weitere, am Rezipienten selbst ansetzende empirische Erhebungen zu ergänzen. Das damit elaborierte Problem stellt sich in der methodologischen Terminologie der empirischen Sozialwissenschaft somit folgenderweise dar: Inhaltsanalyse ist vom Ansatz her ein Verfahren zur Explikation deskriptiver Konstrukte (sensu Herrmann 1969, 64f.); d.h. es wird festgelegt, was bestimmte Beobachtungen wissenschaftlich-intersubjektiv bedeuten sollen – sei es nun qua Gestalt bzw. Gehalt eines Textes oder aber als Zeichen, Indikator für Kognitionen, Absichten, Einstellungen oder Bedürfnisse der Kommunikatoren. Die explanative Verwendung solcher Konstrukte stellt sie in den Zusammenhang von antezedenten Bedingungen und sukzedenten Effekten; bei der Analyse von Texten ist eine wichtige Perspektive der explanativen Konstruktverwendung (Herrmann, l.c.) das Erklären von Wirkungen des Textinhalts beim Rezipienten. Die Propagierung der sog. ‘qualitativen’ Inhaltsanalyse läßt sich hier rekonstruieren als Einbeziehung und Thematisierung grösserer Erklärungszusammenhänge einschließlich der Wirksamkeitsperspektive (s. auch Rust 1983, 344). Das führt allerdings zu der methodologischen Frage, ob die Methode der Inhaltsanalyse auf die deskriptive Konstruktextplikation beschränkt werden soll oder aber auch für explanative Konstruktextplikationen konstitutiv sein kann, bzw. in welchem Umfang sie dies sein kann (zur Beantwortung dieser Frage siehe unten).

2.4. Bewertungsdimensionen

In den siebziger Jahren ist in der Bundesrepublik eine weitere, spezifische Interpretation von qualitativer Inhaltsanalyse vorgelegt worden: Inhaltsanalyse als Ideologiekritik (vgl. besonders Ritsert 1972). Auf dem Hintergrund der im weitesten Sinne neomarxistischen Gesellschaftstheorie, z.B. der Frankfurter Schule, wird an der bisherigen Auffassung von Inhaltsanalyse kritisiert, daß sie wie andere Methoden der empirischen Sozialforschung eher der

Stabilisierung des Systems genützt habe und weniger der Aufklärung bzw. Selbstaufklärung als Ablösung aus den Zwängen gesellschaftlicher Systeme diene ('Emanzipatorische Relevanz'). Demgegenüber wird ein Konzept von Inhaltsanalyse als 'ideologiekritisch-systematisch zusammenfassender Interpretation' (Ritsert 1972, 116) entwickelt. Durch Rückbezug auf die Metabasis des neomarxistischen Gesellschafts- und Ideologiekonzepts wird eine kritische Explikation von im Text versteckten (latenten) ideologischen Absichten und damit deren zurückweisende Bewertung möglich.

Man könnte nun auf den ersten Blick einwenden, daß ja bereits die klassische (sog. quantitative) Inhaltsanalyse Modelle zur Analyse von Bewertungen vorgelegt hat: z.B. die außerordentlich komplexe 'evaluative association analysis' (Bewertungsanalyse; nach Osgood 1959). Dabei werden die Texte nach einem äußerst komplexen Satz von Regeln in Assoziationen umformuliert, ein "Maskierungsprozeß, der ... unterschiedliche grammatische Konstruktionen auf operationale Grundformen reduziert." (Rust 1981, 146) Mit Hilfe dieser rekonstruierten Textbasis werden dann die Bewertungen des Textes praktisch durch ein Rating der Kategorisierer hinsichtlich Intensität und Richtung expliziert (vgl. Lisch & Kriz 1978, 142ff.; Rust 1981, 145ff.). Schon diese kurze Inspektion des Verfahrens macht deutlich, daß es sich dabei um eine Analyse der *im* Text enthaltenen Bewertungen handelt. Dies ist nun keineswegs die Fragerichtung einer ideologiekritischen Analyse, die ja nicht allein und keineswegs zentral die Bewertungen im Text anzielt, sondern die Bewertung *des* Textes als Bewertung der im Text enthaltenen (ideologischen) Absichten etc. Dabei stellen diese beiden Möglichkeiten der Bewertungen *im Text* vs. Bewertung *des Textes* selbstverständlich zwei idealtypische Extrempole dar mit einem Kontinuum dazwischen, auf dem konkrete inhaltsanalytische Systeme mehr oder minder eindeutig lokalisiert sein können. So geht Mayrings Konzept einer 'Strukturierenden Inhaltsanalyse' (1985, 197ff., 204ff.) etwa von den Bewertungen der jeweiligen Textautoren aus und versucht, diese in einem Skalierungsdurchgang der Kodierer intersubjektiv zu explizieren: z.B. hinsichtlich der Belastung durch Arbeitslosigkeit, wie sie sich in Interviews mit arbeitslosen Lehrern manifestiert. Im Vergleich zu einem solchen Ansatz 'qualitativer' Inhaltsanalyse verfolgt die hier thematische ideologiekritische Textanalyse ein in zweifacher Hinsicht deutlich 'extremes' Ziel: Zum einen handelt es sich nicht primär um die Explizierung der impliziten Bewertungen von seiten der Autoren, sondern um die eventuell von der Selbstbewertung des Autors diametral abweichende Bewertung der Textintentionen, -funktionen etc.; zum anderen wird diese Bewertung nicht durch einen Skalierungsvorgang bei den Kodierern, sondern durch eine

systematisch-theoretische Ableitung der jeweiligen Kategorien als Indikatoren für die ideologiekritische Bewertung legitimiert.

Insofern die ideologiekritische Inhaltsanalyse den Textinhalt einer Bewertung zuführt, stellt diese Variante der Rekonstruktion von 'qualitativer' Analyse also in der Tat ein Hinausgehen über die klassischen Zielsetzungen von Inhaltsanalyse (qua interpretierender Deskription) dar. Damit zieht diese Interpretation von Inhaltsanalyse automatisch zwei klassische wissenschaftstheoretische Einwände auf sich: Erstens steht sie im Widerspruch zum Werturteilsfreiheitspostulat, d.h. der Maxime, daß Wissenschaft zwar Wertungen als Gegenstand untersuchen könne (wie im Fall der Bewertungsanalyse nach Osgood), nicht aber selbst Wertungen als wissenschaftlich begründete Sätze postulieren, in ihrem Aussagensystem zulassen dürfe (vgl. Albert 1968, 63f.). Diese Auffassung des Werturteilsfreiheitspostulats ist nun allerdings in der neueren wissenschaftstheoretischen Diskussion als einerseits überzogen, zum anderen aber auch unrealistisch nachgewiesen worden (vgl. Groeben & Scheele 1977, 125ff.). Ausschlaggebend aber dürfte sein, daß die Modelle der Ziel-Mittel-Analyse und Normenkritik konstruktive Möglichkeiten einer wissenschaftlichen Analyse und Legitimation auch von präskriptiven Aussagen eröffnen, die nicht zu nutzen eine irrationale Selbstbeschränkung wäre. Daher kann die generelle wissenschaftstheoretische Forderung, daß Inhaltsanalyse auch zur (wissenschaftlichen) Bewertung von Texten einzusetzen sei, m.E. als eine fruchtbare Erweiterung des Konzepts von Inhaltsanalyse akzeptiert werden. Ein zweites Problem allerdings stellt die Identifizierung dieser Bewertungsperspektive mit einem bestimmten einzelwissenschaftlichen übergeordneten Kritikmodell, nämlich der neomarxistischen Gesellschaftstheorie, dar: Wegen dieser Identifizierung von Ideologiekritik mit einem bestimmten Gesellschaftsmodell hat die Konzeption von Ritsert auch besonders heftige Kritik auf sich gezogen (vgl. Rust 1981, 193; 1983, 315f.). Nun steht und fällt aber eine potentielle ideologiekritische Ausrichtung der Inhaltsanalyse nicht mit diesem konkreten Gesellschaftsmodell; vielmehr zeigen die Modelle der Ziel-Mittel-Analyse oder Normenkritik auf, daß eine Bewertung grundsätzlich immer nur auf dem Hintergrund und durch den Rückbezug auf übergeordnete Präskriptionen möglich ist. Diese übergeordneten Präskriptionen (bis hin zu Grundwerturteilen) müssen natürlich nicht aus einem bestimmten soziologischen Modell stammen, sondern können selbstverständlich auch aus alternativen konkurrierenden Modellen entnommen werden. An dieser Stelle kann man also unter der Zielsetzung der Ideologiekritik die oben schon explizierte Anforderung der Theorieeinbettung spezifizieren: nämlich dahingehend, daß z.B. generellere wissenssoziologische Modelle (von Ideologie, Aufklärung, Utopie etc.) zu explizieren sind, auf deren Hintergrund die

systematische Deskription von Textinhalten bzw. Absichten bewertet werden kann. Eine solche Bewertung von Textinhalten und Kommunikatorabsichten durch einen möglichst stringenten theoretischen Rückbezug auf übergeordnete wissenssoziologische und -psychologische Modelle stellt damit einen letzten Rekonstruktionsaspekt für das dar, was mit 'qualitativer' Inhaltsanalyse rational gemeint sein kann und ist.

2.5. *Fokussierungsperspektive*

Damit läßt sich der rationale Kern dessen, was in der Quantitäts–Qualitäts–Kontroverse als regulative Zielidee sog. qualitativer Inhaltsanalyse gemeint ist, folgenderweise rekonstruierend zusammenfassen: Als Ziel wird eine Inhaltsanalyse angestrebt, die auch latente Bedeutungsdimensionen des Textes umfaßt, und zwar durch eine möglichst explizite und stringente theoretische Begründung und Ableitung der Kategorien, die sich nicht nur auf Gestalt und Gehalt der Textsemantik im engeren Sinne beziehen, sondern auch Rückschlüsse auf den Produzenten bzw. Rezipienten thematisieren; dies impliziert notwendigerweise ein Überschreiten der reinen Inhalts- oder logischen Validität in Richtung auf eine explizite (zusätzliche empirische Daten erfordernde) Kriteriums- oder Konstruktvalidität; eine wichtige Ebene ist dabei auch der theoretische Rückbezug auf übergeordnete wissenssoziologische und -psychologische Modelle, die eine (ideologiekritische) Bewertung der Textinhalte und Kommunikatorabsichten erlauben.

Entsprechend den oben festgelegten Grenzen des Kontinuums inhaltsanalytischer Möglichkeiten sind natürlich auch die Ergebnisse einer solchen Inhaltsanalyse quantitativ aufarbeitbar; es zeigt sich also wie eingangs vermutet, jetzt allerdings mit differenzierterer Begründung, daß der Gegensatz qualitativ–quantitativ in der Tat peripher, ja im Prinzip falsch und irreführend ist. Wenn man schon idealtypisch einen Gegenpol zu dieser skizzierten regulativen Zielidee von Inhaltsanalyse festlegen will, dann wäre er folgenderweise zusammenzufassen: eine Inhaltsanalyse, die sich auf manifeste Textinhalte konzentriert, daher auch bei der Kategorienfestlegung eher induktiv vorgehen kann (d.h. also minimale theoretische Einbettung erfordert); die Konzentration auf Gestalt oder Gehalt der Textsemantik im engeren Sinne erlaubt das Verbleiben bei einer rein logischen oder Inhaltsvalidität, Bewertungen sind nur thematisch als Gegenstand (also als Bewertungen im Text). Diese Vorstellung und Verwirklichung von Inhaltsanalyse ist sicherlich nicht falsch, sondern geht von dem unmittelbaren Kern der inhaltsanalytischen Methodik am Anfang ihrer Entwicklung aus. Sie bietet andererseits allerdings auch nicht die

methodologische Reflektiertheit und die Möglichkeit der Einbettung und Verbindung in und mit weiteren sozialwissenschaftlichen Methoden und Versuchsplänen, wie dies für die erste skizzierte Zielvorstellung von Inhaltsanalyse gilt. In der Praxis, dessen muß man sich bewußt sein, wird es natürlich immer Stufen zwischen diesen beiden idealtypisch skizzierten Polen inhaltsanalytischer Methodik geben. Für einen optimalen und umfassenden Einsatz von Inhaltsanalyse ist allerdings an der Zielvorstellung einer auf latente Bedeutungsdimensionen theoriegeleitet ausgerichteten, Rückschlüsse auf die Kommunikatoren mit einbeziehenden, explizite Validitätsuntersuchungen vornehmenden und eine Bewertung von Textinhalten ermöglichenden Inhaltsanalyse festzuhalten. Als Beispiel für diese Vorstellung von ideologiekritischer Inhaltsanalyse sollen im vorliegenden Band konkrete inhaltsanalytische Systeme vorgestellt werden, die eine Kognitionskritik der Kommunikatoren (Produzenten wie Rezipienten) anstreben und (in unterschiedlichem Ausmaße) ermöglichen.

3. Anwendungsbeispiele: Einordnung der folgenden Untersuchungen

3.1. Theoretische Ableitung, Erklärungsabstand und Validitätsproblem: DOTAV

Ein mittlerweile schon klassisch zu nennendes inhaltsanalytisches Kategoriensystem, das latente Bedeutungsdimensionen von Texten im Sinn des Rückschlusses auf Autorkognitionen erfassen soll, ist das sog. Dogmatismus-Textauswertungs-Verfahren (DOTAV) von Ertel (1972). Ertel ging bei der Ableitung dieses Kategoriensystems von der Dogmatismus-Theorie von Rokeach (1960) aus und stellte das Bedürfnis nach kognitiver Konsistenz in den Mittelpunkt seiner theoretischen Ableitung. Auf diese Art und Weise hat er in verschiedenen Dimensionen bestimmte Worte als Indikatoren für dogmatisches Denken postuliert:

Beispiel: In der Dimension Häufigkeitsausdrücke: z.B. 'immer' und 'nie' im Gegensatz zu 'häufig', 'selten' etc.; in der Dimension Notwendigkeits- oder Möglichkeits-Ausdrücke z.B. 'muß', 'darf nicht', 'kann nur' im Gegensatz zu 'kann', 'muß nicht', 'mag vielleicht' etc. (vgl. ausführlicher unten im Beitrag von Günther)

Mit Hilfe dieses DOTAV hat Ertel dann Texte verschiedener Wissenschaftler, die unterschiedliche wissenschafts- und erkenntnistheoretische Positionen verfolgen, untersucht und festgestellt, daß 'Marxisten' durch die Maßzahlen seines Verfahrens als 'dogmatischer' erschienen im Vergleich zu Kritischen Rationalisten. Gerade dieses Wissenschaftler und ihre wissenschaftstheoretische Position bewertende Ergebnis hat zu einer intensiven Überprüfung der Validität von Ertels theoretischer Kategorienableitung geführt. Und diese Diskussionen (vgl. den Sammelband von Keiler & Stadler 1978) haben ein Problem aufgezeigt, das paradigmatisch für inhaltsanalytische Kategorienableitungen mit komplexer Theorieneinbettung ist: das Problem des Erklärungsabstandes. Der Schluß von einer kognitiven Struktur oder einem kognitiven Stil (hier Dogmatismus) auf bestimmte Variablen des Sprachstils in Texten (hier die 'dogmatischen' Ausdrücke) umfaßt nämlich mehrere Schritte, deren Validität relativ unüberprüft vorausgesetzt ist. Der Rückschluß von den sprachlich stilistischen Textvariablen auf kognitiv-motivationale Trait-Charakteristika des Produzenten ist so weitgehend und komplex, daß er eine Fülle von Fehlermöglichkeiten enthält. Als solche potentiellen Fehlermöglichkeiten eines weiten Erklärungsabstandes sind alternative Erklärungs- bzw. Indikatorisierungs-Hypothesen anzusehen, die im Beitrag Günthers unten eingehend diskutiert werden: z.B. daß der D-Quotient (DQ) von der Abstraktheit des Textes abhängen könnte, vom Erklärungsanspruch, von der ideologischen Minderheits- oder Mehrheitsposition des Autors bzw. von dessen emotionalem Engagement. Die von Günther im folgenden berichteten Untersuchungen sind daher als methodologisches Beispiel zu lesen, wie man eine weite theoretische Ableitung des Rückschlusses auf Produzentencharakteristika (d.h. also eine Ableitung mit großem Erklärungsabstand) durch Überprüfung potentieller, alternativer Indikatorhypothesen validieren kann. Dabei bietet das DOTAV überdies die Möglichkeit, ein Beispiel für die explizite empirische Sicherung der Kriteriumsvalidität zu geben: indem die Dogmatismusquotienten von Texten mit den Dogmatismuswerten der einschlägigen, eingeführten D-Skala (nach Rokeach; in der Übersetzung von Roghmann 1965) verglichen werden. Wenn man diese direkte Überprüfung des Persönlichkeitszuges 'dogmatische Einstellung' als Außenkriterium für das DOTAV ansetzt, so zeigt sich, daß von einer zufriedenstellenden Validität dieser inhaltsanalytischen Kategorien in bezug auf Dogmatismus kaum auszugehen ist. Günther gibt im folgenden aufgrund der vorliegenden empirischen Daten Hinweise darauf, für welche anderen Produzentenmerkmale die Kategorien des DOTAV (und eines angrenzenden Verfahrens, des Abstraktheits-Suffix-Verfahrens) vermutlich als aussagekräftiger anzusehen sind.

3.2. *Validierungsvarianten und Bewertungshintergrund: Ideologiehafte und Verdinglichung in Texten*

Während der erste der folgenden Beiträge vor allem methodenkritisch ist und gerade den ideologiekritischen Anspruch des DOTAV qua Kognitions-kritik der Textproduzenten als z.T. unbegründet nachweist, versuchen die beiden folgenden Beiträge positive Beispiele für die ideologiekritische Textanalyse als Kognitionskritik zu geben; dabei sind beide ausgerichtet auf den Rückschluß auf den Textproduzenten und dessen kognitive Strukturen, beide versuchen durch Einbeziehung übergeordneter wissenssoziologischer und -psychologischer sowie wissenschaftstheoretischer Modelle eine ideologiekritische Bewertung dieser Kognitionen; der Beitrag von Sowarka bezieht sich dabei vor allem auf argumentative (bzw. wissenschaftliche) Texte, der Beitrag von Sommer & Vorderer auf narrative Alltagskommunikation.

Sowarkas Kategoriensystem zur Ideologiehafte von Texten ist dezidiert als Alternative zum DOTAV von Ertel angelegt, nachdem dieses Verfahren seinen ideologiekritischen Anspruch in den empirischen Untersuchungen nicht optimal einlösen konnte. Entsprechend der methodologischen Kritik des DOTAV-Ansatzes muß der Versuch einer konstruktiven Alternative natürlich zunächst einmal die theoretische Ableitung differenzierter vornehmen, indem der Erklärungsabstand durch die Explikation mehrerer Ableitungsschritte und -ebenen verkürzt wird. Dies geschieht in der Begründung des contentanalytischen Kategoriensystems von Sowarka beispielhaft, indem zunächst der Begriff der Ideologie als Ausgangspunkt auf dem höchst abstrakten Niveau von Sozialphilosophie, Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie expliziert wird. Sodann wird jedoch nicht unmittelbar auf textuelle Indikatoren geschlossen, sondern eine Ableitung über mehrere Zwischenebenen vorgenommen: und zwar, indem die Ideologiehafte-Postulate als nächstes auf der wissenssoziologischen und sozialpsychologischen Ebene von Interaktion und Kommunikation etabliert werden. Mit dieser Verschränkung von Soziologie und Psychologie wird versucht, der Mehrdimensionalität des Gegenstands Ideologiehafte Rechnung zu tragen. Dabei werden soweit vorhanden empirische Untersuchungen einbezogen, um für die vorgenommenen theoretischen Ableitungen den größtmöglichen Erklärungsgehalt zu sichern. Erst von der mittelabstrakten Ebene der Interaktion und Kommunikation aus erfolgt die Konkretisierung auf der Ebene der sprachlichen Kommunikation: die Ableitung von 18 hypothetisch ideologehaften Textmerkmalen (Kategorien). Eine erste empirische Überprüfung erhebt die Intercoder-übereinstimmung, die Reliabilität dieser Kategorien und in Form einer Erkundungsstudie die Kriteriumsvalidität; diese wird, wie schon bei der Kritik

des DOTAV geschehen, durch einen direkten Vergleich mit der Erhebung von Persönlichkeitsmerkmalen (FPI-Werten) erreicht. Dabei zeigt sich aber, daß die Kriteriumsvalidität als Konzept natürlich immer nur so gut ist, wie das Kriterium für den gemeinten Gegenstandsbereich aussagekräftig ist. Da Ideologiekritik selbst ein höchst komplexes Konstrukt ist, das in Persönlichkeitsinventaren bisher nicht direkt überprüft wird, können die einschlägigen Werte von Persönlichkeitstests (hier des Freiburger Persönlichkeits-Inventars) dennoch nur als höchst indirektes Kriterium für die Validierung angesehen werden. Die Untersuchung von Sowarka stellt daher auch gleich ein Beispiel für die Grenzen der Kriteriumsvalidierung dar, die nur durch eine empirische Sicherung des größeren nomologischen Netzwerks, innerhalb dessen das untersuchte Konstrukt und damit das abgeleitete Kategoriensystem steht, zu überwinden ist. Für eine solche umfassendere Konstruktvalidierung gibt denn auch dieser Beitrag abschließend Hinweise und konstruktive Vorschläge.

Als zweites Beispiel für ein ideologiekritisches Kategoriensystem leitet der Beitrag von Sommer & Vorderer Textmerkmale für 'verantwortendes Sprechen über eine schizotope Situation' ab. Auch hier wird die theoretische Ableitung über mehrere Schritte und Ebenen vollzogen: Sommer & Vorderer beginnen mit dem hochinklusiven, abstrakten soziologischen Konzept der Entfremdung und Verdinglichung, das sie auf psychologischer Ebene im Begriff der schizotopen Situation konkretisieren: d.i. eine asymmetrische, unpersönliche und emotional indifferente Beziehung, bei der der Handelnde den Gegenüber durch seine Aktion zu Schaden bringt, wobei Tatort und Leidensort durch Vergegenständlichung (wie technische Apparate etc.) getrennt sind. Diese Situation des Distanztäters manifestiert sich in der kognitiven und sprachlichen Verarbeitung des Handelnden in der Kognitionsstruktur des Egotismus (Snyder); d.h. es wird für die guten Konsequenzen seines Tuns vom Handelnden Verantwortlichkeit angesetzt, für die schlechten Konsequenzen aber jegliche Verantwortlichkeit bestritten. Für diese Konstellation von Situation, Handlung und Reden über Handeln werden dann sprachpsychologisch jene Merkmale (qua Kategorien) abgeleitet, die für verdinglichungsgebundenes Sprechen als Indikatoren anzusetzen sind. Auch hier wird die Validität der Ableitung so weit wie möglich durch die Einbeziehung empirischer Bewährungen für die auf den einzelnen Ebenen angesetzten Ableitungsschritte zu sichern versucht. Dennoch ist natürlich auch hier die Validität des Kategoriensystems explizit empirisch zu überprüfen; da es sich bei dem Konstrukt des verdinglichungsgebundenen Sprechens nicht um ein Persönlichkeitsmerkmal (Trait-Perspektive) handelt, sondern um ein situationsorientiertes Konzept (State-Perspektive), ergibt sich dabei die Möglich-

keit zur Demonstration einer methodisch unterschiedlichen Struktur der Validitätsüberprüfung im Vergleich zu den bisherigen Analysen. Wenn man auf die Situation und das Handeln in dieser durch verschiedene Akteure zurückgeht, dann läßt sich die Validität des Kategoriensystems dadurch überprüfen, inwieweit es in der Lage ist, zwischen verschiedenen Textstichproben zu differenzieren: hier zwischen solchen Texten, die über schizotope Situationen egotistisch berichten, und Texten, die nicht schizotope Situationen betreffen. Das Kriterium für diesen Validierungsansatz liegt also (vermittelt über die unterschiedlichen Textstichproben, jedoch relativ direkt) im Handeln der menschlichen Subjekte selbst: ein Kriterium von außerordentlicher Alltagsnähe und Praxisrelevanz. Außerdem bezieht sich der ideologiekritische Bewertungshorizont (vom Entfremdungskonstrukt bis zu moralischen Bewertungen menschlichen Leidens) vollständig und direkt auf dieses Validitätskriterium, so daß bei einer nachgewiesenen Validität der inhaltsanalytischen Kategorien die Bewertung auch anhand dieser Textmerkmale legitimiert ist: der paradigmatische und schlüssigste Fall einer Textanalyse als Kognitionskritik.

3.3. Text‘angebot‘ und Rezipientenmerkmale am Beispiel eines literarischen Textes (Kipling: Mowgli)

Die drei besprochenen Untersuchungen konzentrieren sich auf argumentierende Texte im weitesten Sinn, von wissenschaftlichen Texten bis hin zur Alltagskommunikation; sie thematisieren dabei mit ihren Kategoriensystemen die Ebene der (latenten) Textsemantik und den Rückschluß auf den Produzenten, wobei durch Einbettung in übergeordnete theoretische Modelle eine ideologiekritische Bewertung ermöglicht wird. Die letzte Untersuchung (von Marlange & Vorderer) stellt einen literarischen Text in den Mittelpunkt und thematisiert außerdem den Rückschluß auf Rezipientenmerkmale. Das ideologiekritisch orientierte Kategoriensystem zur Analyse dieses literarischen Textes (und prinzipiell auch anderer) geht von einschlägigen theoretischen Modellen der ideologiekritischen Literaturtheorie und -didaktik aus und leitet von daher zwei übergeordnete Bedeutungsdimensionen ab: die der evasiv-affirmativen Inhalte versus der kritischen Darstellung. Für alle Konstrukte und entsprechenden inhaltsanalytischen Kategorien werden daher zwei polare, diesen Dimensionen entsprechende Ausprägungsgrade expliziert (vgl. z.B. Konstrukt B: affirmative Bestätigung versus objektive Information und kritische Beurteilung). Das entsprechende Kategoriensystem ermöglicht einen direkten Vergleich von mehr evasiv-affirmativen versus kritischen

Inhalten in dem Beispieltext 'Mowgli, der Waldgott'; dabei zeigt sich, daß der Text in der Tat, wie von ideologiekritischen Literaturinterpretationen postuliert, überwiegend evasiv-affirmative und damit tendenziell ideologische Inhalte anbietet. Gerade eine solche ideologiekritische Literaturinterpretation zielt nun zentral nicht auf den Autor des literarischen Textes, sondern auf den Rezipienten: insofern als die Übereinstimmung dieses Textangebots mit den Prozessen und Wirkungen der Textrezeption beim Leser thematisiert wird.

Der Rückschluß auf den Rezipienten von einem contentanalytischen Kategoriensystem aus kann aber, wie oben bei der Rekonstruktion der Quantitäts-Qualitäts-Kontroverse schon angedeutet, keine Aussagen über die Wirkung des Textes machen; denn die Wirkung als Folge der Textrezeption ist von den internalen Brechungen durch kognitive Strukturen, motivationale Einstellungen und Wissensinhalte des Lesers, die während der Rezeption die Textverarbeitung beeinflussen, abhängig. Diese die Textwirkung zumindest mitbestimmenden Variablen aber sind der Contentanalyse des Textes aus methodisch-systematischen Gründen nicht erreichbar. Daher kann die ideologiekritische Inhaltsanalyse lediglich intersubjektiv herausarbeiten, welches 'Angebot' an durchaus potentiellen ideologischen Wissensinhalten und Kognitionsstrukturen, Urteilen und Voreinstellungen der jeweilige Text bietet. Die Wirkung dieses Textangebots empirisch zu sichern, bleibt weiteren sozialpsychologischen Untersuchungsansätzen vorbehalten. Etwas anders liegt der Fall, wenn der Rückschluß auf den Rezipienten dessen Bedürfnisse und Motivationen thematisiert: denn in der Regel liegt der Rezeption eines literarischen Textes ein Auswahlprozeß, zumindest hinsichtlich der generellen Lektürekategorie, zugrunde, in dem sich Bedürfnisse und Erwartungen des Lesers manifestieren. Man kann daher psychologisch sinnvoll postulieren, daß die inhaltsanalytisch rekonstruierten Textinhalte auch Manifestationen für die Gratifikationserwartungen sind, die der Leser mit der Lektüre des literarischen Textes verbindet. Den Textinhalt als Indikator für die Leserbedürfnisse und Gratifikationserwartungen zu nehmen, ist der weitreichendste zulässige Rückschluß auf den Rezipienten, der im Rahmen inhaltsanalytischer Untersuchungen – auch bei auf latente Bedeutungsdimensionen des Textes ausgerichteten Kategoriensystemen – legitim ist. Entsprechend den oben explizierten methodologischen Anforderungen erfordert selbstverständlich auch dieser Rückschluß auf Rezipientenmerkmale eine entsprechende Validierungsuntersuchung: Diese wird von Marlange & Vorderer durchgeführt, indem ein Fragebogen über Gratifikationserwartungen und -erfahrungen von jugendlichen Lesern entwickelt wird. Dessen Anwendung bei Lesern des untersuchten

literarischen Textes ermöglicht es, in einer korrelativen Feldstudie die Übereinstimmung zwischen Text‘angebot‘ und Leservoreinstellung (im Sinne der Gratifikationserwartung) empirisch zu überprüfen.

Damit zeigt diese vierte und letzte Untersuchung am Beispiel eines literarischen Textes noch einmal die Möglichkeiten des Rückschlusses auf die Kommunikatoren, zugleich aber auch die Grenzen dieses Schließens auf. Die Möglichkeiten liegen im Rückschluß auf kognitive und z.T. auch motivationale Merkmale des Produzenten sowie auf Bedürfnis- und Erwartungsmerkmale des Rezipienten; die Grenze ist erreicht bei der Frage der Wirkung des Textes auf den Rezipienten. Alle vier Untersuchungen sind positive Beispiele für die bei der Rekonstruktion der Quantitäts–Qualitäts–Kontroverse aufgestellten methodologischen Forderungen: einer möglichst expliziten und stringenten theoretischen Begründung und Ableitung von Hypothesen und Kategorien, die durch Einbeziehung übergeordneter psychologischer, soziologischer und wissenschaftstheoretischer Modelle eine (ideologiekritische) Bewertung von Textinhalten und bestimmten Kommunikatormerkmalen ermöglicht; sowie die systematische explizite Überprüfung der über den rein manifesten Textinhalt hinausgehenden Indikatorisierungen durch zusätzliche, empirische Daten erhebende Validierungsuntersuchungen.

3.4. Inhaltsanalyse und Wissenspsychologie

Inwiefern die qualitative, ideologiekritische Inhaltsanalyse auch als Methode der Wissenspsychologie fruchtbar einsetzbar ist, zeigt Vorderer im abschließenden Beitrag dieses Readers. Dabei geht er zunächst von einer thesenhaften Darstellung der gegenwärtigen und von ihm als ‚formalistisch‘, ‚funktionalistisch‘ und ‚deskriptivistisch‘ kritisierten Wissenspsychologie aus, um in Kontrast dazu eine sowohl in Parallelität als auch in Abgrenzung zur Wissenssoziologie konzipierte Wissenspsychologie zu entwerfen. Diese ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie manifestiert sich insbesondere in einer unverkürzten, d.h. das Subjekt mit einbeziehenden, Betrachtung menschlichen Wissens, durch die auch externe Bedingungen und Wirkungen dieses Wissens im Rahmen eines handlungstheoretischen Subjektmodells berücksichtigt werden. Daß eine solche ideologiekritische Wissenspsychologie (zumindest) für komplexere Gegenstandseinheiten angemessener ist, zeigt Vorderer anhand des Anwendungsbeispiels ‚Rezeption und Wirkung literarischer Texte‘. Dazu entwickelt er beispielhaft ein mögliches wissenspsychologisches Erklärungs- und Bewertungsmodell von Utopie- versus Ideologiefähigkeit, für das der Einsatz qualitativ-ideologiekritischer Inhaltsanalyse eine konstitutive Funktion besitzt.

Literatur

- Albert, H. 1968: Traktat über Kritische Vernunft. Tübingen
- Berelson, B. 1954: Content Analysis, in: Lindzey, G. (ed): Handbook of Social Psychology. London, 488-522
- Berelson, B. 1971: Content Analysis in Communication Research. New York
- Bessler, H. 1970: Aussagenanalyse. Bielefeld
- Ertel, S. 1972: Erkenntnis und Dogmatismus, Psychologische Rundschau 23, 241-269
- Früh, W. 1981: Inhaltsanalyse. München
- George, A.L. 1959: Quantitative and Qualitative Approaches to Content Analysis, in: Pool, I. d. S. (ed): Trends in Content Analysis. Urbana, Illinois, 7-32
- Groeben, N. 1980: Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft. Tübingen
- Groeben, N. & Scheele, B. 1977: Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt
- Herrmann, T. & Stäcker, K.H. 1969: Sprachpsychologische Beiträge zur Sozialpsychologie, in: Graumann, C.F. (ed): Handbuch der Psychologie, Bd. 7 (Sozialpsychologie), 1. Halbband. Göttingen, 398-474
- Holsti, O.R. 1968: Content Analysis, in: Lindzey, G. (ed): Handbook of Social Psychology, Bd. II. London, 596-692
- Holsti, O.R. 1969: Content Analysis for the Social Sciences and Humanities. Reading/Mass.
- Keiler, P. & Stadler, M. (eds) 1978: Erkenntnis oder Dogmatismus? Köln
- Kracauer, S. 1952: The Challenge of Qualitative Content Analysis, Public Opinion Quarterly 16, 631-642
- Krippendorf, K. 1969: Models of Messages. Three Prototypes, in: Gerbner, G. et al. (eds): The Analysis of Communication Content. New York, 69-106
- Kriz, J. 1983: Meßprobleme einer literaturwissenschaftlich orientierten Inhaltsanalyse, SPIEL 2, 235-261
- Lasswell, H.D. 1948: The Structure and Function of Communication in Society, in: Bryson, L. (ed): The Communication of Ideas. New York, 37-52
- Lienert, G.A. 1969: Testaufbau und Testanalyse. Weinheim
- Lisch, R. & Kriz, J. 1978: Grundlagen und Modelle der Inhaltsanalyse. Reinbek
- Mayring, P. 1983: Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim
- Mayring, P. 1985: Qualitative Inhaltsanalyse, in: Jüttemann, G. (ed), Qualitative Forschung in der Psychologie. Weinheim, 187-211
- Merten, K. 1983: Inhaltsanalyse. Opladen
- Ritsert, J. 1972: Inhaltsanalyse und Ideologiekritik. Frankfurt/M.
- Rogmann, K. 1965: Dogmatismus und Autoritarismus. Meisenheim/Glan
- Rokeach, M. 1960: The Open and the Closed Mind. New York
- Rust, H. 1981: Methoden und Probleme der Inhaltsanalyse. Tübingen
- Rust, H. 1983: Inhaltsanalyse. München
- Walzel, O. 1923: Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters. Berlin
- Wersig, G. 1968: Inhaltsanalyse. Berlin

SPRACHSTIL, DENKSTIL UND PROBLEMLÖSEVERHALTEN **Inhaltsanalytische Untersuchungen** **über Dogmatismus und Abstraktheit**

0. Problemstellung:

In der vorliegenden Arbeit werden das von Ertel entwickelte ‚Dogmatismus-Textauswertungs-Verfahren‘ (DOTAV) sowie das von Günther & Groeben entwickelte ‚Abstraktheitssuffix-Verfahren‘ (ASV) hinsichtlich ihrer kognitionskritischen Möglichkeiten besprochen. Das DOTAV stelle ich als ein von der Herkunft und Absicht ideologiekritisches Textanalyseinstrument vor und analysiere mögliche alternative Bedeutungen (unter 1.). Das ASV beschreibe ich (unter 2.) als Beispiel einer anderen Kategorie potentiell kognitionskritischer Textanalyseinstrumente, nämlich in Hinblick auf ‚kognitive Effizienz‘. Beide Verfahren werden (unter 3.) auf ihre Eignung und Spezifität als kognitionskritische Verfahren verglichen und bewertet.

1. Am Anfang war der Dogmatismus

1.1. Rückblick und Einführung

Der Positivismusstreit in der deutschen Psychologie (vgl. Groeben & Westmeyer 1975, 19ff.) folgte etwas verspätet dem der Soziologen (vgl. Adorno et al. 1969). In der heißen Phase dieses kalten Krieges zwischen ‚bürgerlichen‘ und marxistischen Psychologen und Wissenschaftstheoretikern wurde der anderen Seite Dogmatismus vorgeworfen und für die eigene Seite geleugnet (vgl. Holzkamp 1970; Münch & Schmid 1970; Albert & Keuth 1973). Die Dogmatismusvorwürfe in der wissenschaftstheoretischen Debatte (vor allem zwischen Albert und Holzkamp) basierten – wenn man so will – auf einer qualitativen Inhaltsanalyse der gegnerischen Texte. Der Psycholinguist Suitbert Ertel meinte nun, die Subjektivität und Beliebigkeit solcher Merkmalszuweisungen durch einen quantitativen Ansatz überwinden zu können (zur Kontroverse zwischen qualitativem und quantitativem Ansatz in der Inhaltsanalyse vgl. die Einleitung von Groeben in diesem Band). Ertel veröffentlichte 1972 ein inhaltsanalytisches Verfahren, mit dem er die wechselseitigen Dogmatismusvorwürfe der Kontrahenten objektiv und wissenschaftlich be-

gründet überprüfen wollte. Sein Befund, die von ihm untersuchten Texte marxistischer Autoren seien allesamt dogmatischer als die Texte nicht-marxistischer Autoren (1972, 258), rief bei marxistischen Kollegen lebhaften Unmut hervor (z.B. MSB Spartakus 1972; Keiler 1975).

Welche Überlegungen führten Ertel zu dem ‚Dogmatismus-Textauswertungsverfahren‘ (DOTAV) und wie sieht es aus? Ausgehend von Rokeachs (1960) Dogmatismus-Konstrukt vermutete Ertel, daß dogmatische Menschen in besonders hohem Maße ein Bedürfnis nach einer mit ihren Überzeugungen (‚Dogmen‘) stimmigen Realitätsinterpretation haben und sich diese Interpretationsneigung auch in ihrer Wortwahl niederschlägt. Dem Stimmigkeitsbedürfnis werde optimal Rechnung getragen, wenn überzeugungsinkonsistente Informationen ‚niemals‘, ‚keineswegs‘ (D^+ -Lexeme) – und nicht nur ‚selten‘ oder ‚kaum‘ (D^- -Lexeme) – auftreten. Umgekehrt sollten erwartungskonforme Informationen ‚immer‘ und ‚mit absoluter Sicherheit‘ (D^+) – und nicht nur ‚meistens‘ und ‚wahrscheinlich‘ (D^-) – gelten. Daß man sich auch ganz andere theoretische Ableitungen oder Bedeutungszuordnungen (sogar entgegengesetzte) vorstellen und begründen kann, darauf kommen wir zurück.

Ertels Verfahren bezieht sich nicht – wie etwa ein Fragebogen – auf konkrete Einstellungen, sondern erfaßt nur Strukturen der Einstellungen, wie sie sich in logischen Relationen, d.h. Häufigkeiten metasprachlicher Einschätzungen des Autors (Gewißheiten), ausdrücken. Damit wird Ertel offensichtlich Rokeachs Anspruch, Überzeugungsstrukturen und nicht -inhalte zu messen, besser gerecht als Rokeachs eigener Dogmatismus-Fragebogen.

Ertel unterscheidet sechs Kategorien bei seinem Verfahren. In jeder Kategorie steht eine Subkategorie ‚dogmatischer‘ Ausdrücke (D^+) einer Subkategorie ‚undogmatischer‘ Ausdrücke (D^-) gegenüber. Die sechs Kategorien und Beispiele für die ihnen zugeordneten D^+ - und D^- -Lexeme:

1. Häufigkeit, Dauer und Verbreitung:
immer, niemals versus häufig, meistens
2. Menge und Anzahl:
alle, keiner versus manche, wenige
3. Ausmaß und Grad:
prinzipiell, ganz und gar versus ziemlich, relativ
4. Gewißheit:
zweifellos, eindeutig versus vielleicht, fraglich

5. Ein-/Ausschließung, Geltungsbereich:
ausschließlich, allein versus auch, außerdem
6. Notwendigkeit/Möglichkeit:
müssen, nicht dürfen versus können, dürfen

Der Dogmatismus-Quotient (DQ) berechnet sich nach der Formel:

$$DQ = (\text{Summe } D^+) : (\text{Summe } D^+ + \text{Summe } D^-).$$

Der DQ läßt sich auch für jede Kategorie separat berechnen.

Nach mehreren Revisionen stellte Ertel (1981) 430 Lexeme zu den angegebenen sechs Kategorien zusammen. In einem gegebenen Text (oder in den x-ten Seiten eines längeren Textes) werden die Häufigkeit der 430 Ausdrücke für jede der 6 x 2 Klassen getrennt ausgezählt. Um reliable Meßergebnisse zu gewährleisten, müssen in jedem Text mindestens 600 Ausdrücke ausgezählt werden.

Die Unabhängigkeit der DOTAV-Lexeme vom konkreten Inhalt ermöglicht ihre thema-unspezifische Anwendung. – Übrigens hat das DOTAV wie alle inhaltsanalytischen Verfahren den Vorzug einer nicht-reaktiven Messung (vgl. z.B. Gebhard 1979, 159).

Ertel will also über die Textmerkmale auf den Textproduzenten zurückschließen und versucht damit über den offenkundigen (manifesten) Inhalt hinaus verborgene (latente) Bedeutungsgehalte aufzudecken (zur Unterscheidung ‚manifest–latent‘ vgl. z.B. Rust 1981; Merten 1983; Groeben in diesem Band).

Ertel hat sich inzwischen etwas von der Dogmatismus-Interpretation seines Verfahrens gelöst, aber nicht distanziert (1981; 1984b). Er sieht jetzt in der Verwendung von D^+ -Ausdrücken eine Tendenz zur ‚guten‘ Gestalt, zur ‚Prägnanz‘ im Sinne der Gestalttheorie, wobei damit eine übermäßig vereinfachende Informationsaufnahme und -verarbeitung bezeichnet werden soll. Dogmatismus stellt davon nur einen Teilbereich dar¹.

Diese Begriffserweiterungen und -modifikationen haben für mich keine erkennbaren empirischen Konsequenzen. Es sind keine Daten vorstellbar, die den einen *oder* den anderen Begriff stützen. Jedenfalls lassen sich einem breiteren Begriff Daten ex post facto flexibler zuordnen (zu Ertels Forschungsverständnis siehe Anmerkung 4).

Ich will hier in kritischer Prüfung und Weiterentwicklung des Ertel'schen Ansatzes versuchen, mögliche ‚Bedeutungen‘ des DOTAV in verschiedenen

Variablenklassen zu präzisieren, d.h. zunächst durch theoretische Reflexion alternative Erklärungshypothesen zu formulieren und diese dann durch falsifikationsfähige empirische Untersuchungen zu überprüfen.

Ertels provozierende erste Studie (1972) als auch spätere Ergebnisse lassen Fragen offen und regen eine Reihe alternativer Deutungen an. Da die Ursache-Wirkungs-Kette, oder anders gesagt: der Erklärungsabstand zwischen der relationalen Verwendungshäufigkeit zweier Wortklassen (DQ) einerseits und einem bestimmten Denk- und Überzeugungssystem andererseits sehr groß ist, können alternative Hypothesen in unterschiedlichen Variablenklassen ansetzen.

Der Versuch, die Validität der Stilmerkmale bloß logisch über die plausible Ableitung begründen zu wollen, erweist sich als untauglich, da auch sich gegenseitig ausschließende Interpretationen plausibel sein können. So könnte man Ertels ‚undogmatische‘ Ausdrücke gerade als Indikatoren einer dogmatischen Denkweise interpretieren, denn Dogmatiker würden mittels der relativierenden, einschränkenden Ausdrücke Falsifikationserlebnisse umgehen und so die Kongruenz ihres dogmatischen Denksystems mit Außenweltereignissen sichern (vgl. Skroblin 1975). Bei Rückschlüssen von Textmerkmalen auf latente Merkmale des Autors ist wegen einer gewissen Beliebigkeit der Merkmalszuschreibung eine textunabhängige Überprüfung des behaupteten Autorenmerkmals unumgänglich (siehe auch Groeben in diesem Band).

1.2. Fragen und eigener Untersuchungsansatz

Eine erste Variablenklasse stellt die *Themenspezifität* des D-Quotienten dar. Kann nicht ein Autor bei verschiedenen Themen unterschiedlich ‚dogmatisch‘ sein? Oder anders betrachtet: Weisen Textarten – über die Autoren gemittelt – systematische Differenzen auf? Unterscheiden sich Sachtexte von erzählender Literatur? Weisen abstrakte Texte, weil stärker generalisierend, höhere D-Quotienten als konkrete Texte auf?

Eine zweite Variablenklasse bezieht sich auf die *soziale und psychische Situation der Textproduzenten*. Sind Autoren in einer Minderheitsposition (wie die Marxisten in Ertels Stichprobe) unter starkem Druck und deshalb extremer und radikaler in ihren Formulierungen (höherer DQ)? Läßt sich dies auf Menschen unter hohem emotionalem Druck verallgemeinern?

Die dritte Hypothesenklasse betrifft *habituelle*, d.h. zeitlich stabile, *Persönlichkeitsmerkmale*. Hier ist Ertels originäre Dogmatismus-Interpretation des DOTAV einzuordnen, bei der Dogmatismus unter Rückgriff auf Rokeach

(1960) als langfristiges Persönlichkeitsmerkmal verstanden wird. Indizieren die D-Quotienten Dogmatismus sensu Rokeach oder stehen sie für ganz andere Persönlichkeitsmerkmale?

Es sei hier noch auf eine neuere Forschungsrichtung hingewiesen, die eine vierte Variablenklasse untersucht, nämlich inwieweit die D-Quotienten und die D-Lexeme als Indikatoren für *problemlösungsrelevante Denkstile* in Frage kommen. Bei dieser Gruppe müssen wir offen lassen, ob es sich um habituelle Persönlichkeitsmerkmale oder um mit dem Prototyp variierende kognitive Stile handelt. (Viele dieser offenen Fragen hat Ertel (z.B. 1972a) selbst schon gesehen und ist ihnen z.T. in späteren Studien (siehe unten) nachgegangen.)

Ich möchte hier kurz unseren Untersuchungsansatz skizzieren (vgl. Günther 1975; Günther & Groeben 1978a; 1978b; 1981), anschließend ausführlich – aus historischer Distanz – die Ergebnisse mit nachfolgenden Studien anderer Autoren vergleichen und im Überblick auf alternative DOTAV-Deutungen interpretieren.

In einer sogenannten Rating-Studie beurteilten Rater 55 Texte auf einem Semantischen Differential mit 31 Adjektivskalen (darunter die Skalen ‚dogmatisch–undogmatisch‘, ‚emotional–rational‘, ‚abstrakt–konkret‘). Daneben erfaßten wir 20 kognitive Merkmale der 55 Texte (darunter den Dogmatismus-Quotienten und den Abstraktheits-Quotienten; s.u.). Die 55 Texte wurden zu Auswertungszwecken zu verschiedenen Textgruppen zusammengestellt (z.B. fiction- versus non-fiction-Texte; Texte marxistischer versus nicht-marxistischer Autoren), d.h. vor allem nach den Variablenklassen ‚Themenspezifität‘ und ‚soziale und psychische Situation der Textproduzenten‘.

In unserer Schüler-Studie beantworteten Primaner einen Dogmatismus- und einen Persönlichkeitsfragebogen (FPI). Weiterhin wurden ihre Deutschaufsätze u.a. mit dem DOTAV ausgewertet. Dies entspricht einer Zusammenstellung nach der Variablenklasse ‚habituelle Persönlichkeitsmerkmale‘.

In unserer dritten Studie, die die Intersubjektivität der Ertel'schen Itemkategorisierung überprüfte, ordneten drei theoretisch vorbereitete Rater unabhängig voneinander die D-Lexeme den 12 Subkategorien des DOTAV zu.

Da die Zuordnung der D-Lexeme zu den Kategorien des DOTAV überhaupt erst konstituiert, will ich mit der Diskussion an diesem Punkt beginnen und anschließend die Konsistenz der D-Stil-Kategorien erörtern.

Empirische Literaturwissenschaft 10

Herausgegeben von Norbert Groeben, Heidelberg

1.3. Fehlende Itemanalyse und unterschiedliche Validität der D-Stil-Kategorien

Die Auswahl und Zuordnung der D-Lexeme zu den Kategorien erfolgte ursprünglich in einem Ein-Mann-Rating durch Ertel (1972). Später (Ertel et al. 1975, 22ff.) konnten durch Faktorenanalysen des Wortindexes der Werke von I. Kant die D⁺- und D⁻-Lexeme „in der Mehrzahl“ in zwei Gruppen separiert werden. Die erwartungswidrig plazierten D-Items blieben trotzdem im Verfahren. Eine separate Zuordnung pro Kategorie lag bei dieser Überprüfung nicht vor.

In einer anderen Studie (Ertel 1981, 128ff.) beurteilten Versuchspersonen stark geordnete („prägnante“) versus wenig geordnete („unprägnante“) abstrakte Bilder auf einer Art Semantischem Differential. Die 12 Skalen waren jeweils mit entgegengesetzten D-Ausdrücken charakterisiert, z.B. immer–meistens, völlig–teilweise. Die prägnanten Bilder wurden im Durchschnitt stärker den ‚dogmatischen‘ Skalenpolen zugeordnet. Wir haben hier ein in Ertels Untersuchungen wiederkehrendes Problem, daß nämlich die Bedeutung des ‚Validitätskriteriums‘ verschwommen bleibt.

Günther & Groeben legten (1978a, 125f.) Ratern Ertels theoretische Ableitung des DOTAV vor und baten sie, die in alphabetischer Ordnung vorgelegten D-Lexeme den 12 Subkategorien im Sinne Ertels zuzuordnen. Die ‚richtige‘ Zuordnung betrug im Durchschnitt 58% (zufallskorrigiert). Betrachtet man nun die Unterscheidung D⁺- und D⁻-Lexeme, dann betrug die durchschnittliche Übereinstimmung mit Ertel 70%. Auch dies ist ein Hinweis, daß die Lexeme noch nicht sehr ‚rein‘ in den Kategorien zusammengefaßt sind.

Ein noch größeres Problem scheinen mir die in der Regel geringen Interkorrelationen der D-Stil-Kategorien zu sein. Sollten sie dasselbe messen, müßten sie miteinander positiv korrelieren. Tatsächlich sind signifikante oder gar hohe Interkorrelationen meistens in der Minderheit (vgl. z.B. Günther & Groeben 1978a, 122-125). Während Ertel offensichtlich seine sechs D-Stil-Kategorien noch in einem Verfahren (gegebenenfalls mit zwei Dimensionen) zusammenhalten möchte (vgl. Ertel 1984b, 2), gingen seine Doktoranden (M. und G. Schwibbe, S.-K. Hong, T. Roth) dazu über, einmal die Kategorien 1, 2, 3 und 5 und einmal die Kategorien 4 und 6 zu zwei eigenständigen Indikatoren zusammenzufassen. Begründet wird dieses Vorgehen durch faktorenanalytische Untersuchungen von Sell (1977) sowie Schwibbe et al. (1983), denen zufolge die D-Stil-Kategorien in der genannten Anordnung auf zwei verschiedenen Faktoren am höchsten laden.

Hong (1982) und dann auch Schwibbe et al. (1983) interpretieren die D-Stil-Kategorien 1, 2, 3 und 5 in ihrer Gesamtheit als „Emotionalitäts-, Aktivations- und Prägnanzindikatoren“, kurz als „Dogma-Anteil des Überzeugungssystems“, dagegen die D-Stil-Kategorien 4 und 6 als „Indikatoren für subjektive Sicherheit, die auf größerer interner Informationsmenge gegründet ist“, kurz als „Ratio-Anteil im Überzeugungssystem“ (Schwibbe et al. 1983, 640 u. 652). Bei Validitätsstudien, die zwischen D 1 2 3 5 und D 4 6 unterscheiden, zeigen sich auch unterschiedliche Zusammenhänge mit anderen Variablen (vgl. Schwibbe 1984; Roth 1985; siehe auch unten).

Betrachtet man jedoch andere Interkorrelationsmatrizen (siehe Günther & Groeben 1978a, 123f.), dann korrelieren D-Stil-Kategorien nicht miteinander, die bei Schwibbe et al. (1983) auf einem Faktor laden, oder D-Stil-Kategorien korrelieren besonders hoch miteinander, die nach Schwibbe et al. zwei verschiedenen Faktoren zugeordnet werden. Die faktorielle Struktur scheint demzufolge nicht stabil zu sein.

Werden in den Publikationen der Ertel-Schule einmal für die D-Stil-Kategorien separate Ergebnisse berichtet (was nur selten der Fall ist), dann fällt die Unterschiedlichkeit der Zusammenhänge auf. So differenzieren die sechs D-Stil-Kategorien in einer bei Ertel berichteten Studie (1984a, Abb. 7) recht unterschiedlich zwischen verschiedenen Textarten (von erzählender bis wissenschaftlicher Literatur) und auch nicht in den Kombinationen, wie sie nach Schwibbe et al. (1983) zu erwarten wären.

Bei dem folgenden Überblick über Validitätsstudien werde ich gegebenenfalls auf die unterschiedliche Validität der D-Stil-Kategorien eingehen.

Unproblematisch ist die Objektivität und Reliabilität des DOTAV. Da die Häufigkeit von Ausdrücken ohne Rücksicht auf den Kontext ausgezählt wird, ist die Objektivität beim Auszählen nur eine Frage der Konzentration und nicht der Interpretation². Die Split-half-Koeffizienten liegen über .90 (vgl. Günther 1975, 86). Nach den Kriterien ‚Auszählobjektivität‘ und ‚Split-half-Reliabilität‘ genügt das Verfahren den üblichen Ansprüchen.

1.4. Themenspezifität

Schon in den ersten Untersuchungen zum DOTAV wurde deutlich, daß der DQ über verschiedene Texte ein- und desselben Autors nicht konstant bleibt. In einer Studie von Günther et al. (1973) war der ‚Dogmatiker‘ Karl Marx (nach Ertel 1972) in einem anderen Text ganz undogmatisch und umgekehrt erwies sich der Ertel’sche ‚Nicht-Dogmatiker‘ Max Weber bei tagespolitischen The-

men ausgesprochen dogmatisch – oder prägnant, wie Ertel jetzt sagen würde. Der Dogmatismus-Quotient war offensichtlich nicht über verschiedene Texte eines Autors hinweg konstant, also kein themenunspezifisches stabiles Personenmerkmal. Inzwischen wird die Variabilität des DQ bei einer Person geradezu als Indikator für Befindlichkeiten, Absichten usw. des Autors verwendet (s. u.).

Wenn wir vom einzelnen Autor abstrahieren, zeigt sich ein systematischer Unterschied zwischen Textgattungen. In unserer Rating-Studie (Günther & Groeben 1978a, 118) wurden non-fiction-Texte (wissenschaftliche, journalistische usw., Sachdarstellungen) mit fiction-Texten (Erzählungen, Dramen usw.) verschiedener Autoren miteinander verglichen: Die literarischen Texte wiesen einen signifikant höheren D-Quotienten als die sachlichen Texte auf. In der Schüler-Studie (o.c.) verglichen wir literarische und sachliche Texte *derselben* Autoren (Gymnasiasten) und fanden wieder signifikant niedrigere D-Quotienten bei den sachlichen Texten. Auch Ertel (1984a, 11) berichtet von entsprechenden Trends (wobei dort noch weitere Textgruppen differenziert wurden). Die Häufigkeit von D⁺- und D⁻-Lexemen könnte von der Generalisierbarkeit und Sicherheit der Aussagen in einem Gegenstandsbereich abhängen. So sind vielleicht mathematische und naturwissenschaftliche Texte ‚dogmatischer‘ als sozialwissenschaftliche, weil in jenem Bereich eher deterministische, in diesem Bereich nur probabilistische Aussagen möglich sind. Diese These von der Erklärungsstruktur der Wissenschaften her (vgl. MSB Spartakus 1972; Adler 1974, 309) wurde in unserer Untersuchung nicht bestätigt, denn beide Textgruppen unterschieden sich nicht signifikant.

Um die Variable ‚Text- bzw. Themenspezifität‘ nicht nur intuitiv auf Nominalskalenniveau zu operationalisieren, entwickelten wir ein objektives Verfahren zur Messung der Abstraktheit von Texten (vgl. Günther & Groeben 1978b; siehe auch unter 2.). Mit zunehmendem Abstraktheitsgrad – so unsere Hypothese – steigen auch Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit für verallgemeinernde Aussagen. Das DOTAV korrelierte jedoch nicht signifikant mit dem Abstraktheitsuffix-Verfahren (ASV). Inzwischen liegen Replikationen vor: weder bei Nickel (1978, 192), M. Schwibbe (1981; 1983, 143), Schwibbe & Räder (1982, 644), G. Schwibbe (1984) noch bei Roth (1985) ließen sich signifikante Korrelationen finden. Betrachtet man allerdings die einzelnen D-Kategorien, so finden sich signifikante, aber niedrige und gegenläufige Zusammenhänge zum ASV: mit Gewißheit .3 und mit Ein-/Ausschließung $-.25$ (vgl. Günther & Groeben 1978a). Auch in Nickels Studie mit Diplom-Psychologen (1978, 192f.) finden sich Korrelationen mit D-Stil-Kategorien, die zum Teil übereinstimmen. Aufs Ganze gesehen sind die Korrelationen jedoch niedrig, d.h. der Quotient hat mit der Abstraktheit

des Textes also weitaus weniger zu tun als mit der Themen- und Textspezifität.

Der jeweils ermittelte D-Quotient geht damit nicht nur auf ganz offensichtlich recht unterschiedlich valide Kategorien zurück, sondern er ist darüber hinaus auch stark abhängig von den jeweiligen Inhalten und Themen der untersuchten Texte.

Diese Ergebnisse sind unvereinbar mit einer globalen trait-Interpretation der D-Stilmerkmale.

1.5. Soziale Minderheitsposition und emotionale Beteiligung

Hier soll zunächst eine bestimmte soziale Lage, nämlich die Zugehörigkeit zu einer Minderheit, als soziologische, d.h. überindividuelle Determinante des DQ untersucht werden. Ertels Ausgangsinterpretation des DOTAV als ein durch einen ideologieabhängigen Denkstil verursachtes Sprachverhalten hat ja selbst noch einen (wissens-)soziologischen Charakter. Die Minderheitsthese sagt: Minderheiten verwenden häufiger generalisierende und gewißheitsverkündende Formulierungen, um sich gegen die gesellschaftliche Mehrheit durchzusetzen, um auf sich aufmerksam zu machen usw.; die Mehrheit benutzt dagegen mehr ‚undogmatische‘ Ausdrücke, denn sie kann sich aufgrund der Machtverhältnisse eher Lockerheit, gegebenenfalls Selbstkritik erlauben, ‚undogmatische‘ Formulierungen passen besser zu ihrer konservativ-machterhaltenden Politik der Beschwichtigung und Relativierung.

Hier empirische Evidenzen für die Minderheitsthese:

– Nachdem bei Ertel (1972, 258) und auch bei Günther & Groeben (1978a, 114f.) marxistische Autoren einen deutlich höheren DQ aufwiesen, wurden in einer weiteren Gegenüberstellung (Günther & Groeben 1978a, 115ff.) Marxisten in kommunistisch regierten Ländern (Mehrheitsposition) mit Marxisten in kapitalistischen Ländern (Minderheitsposition) und mit ‚bürgerlichen‘ Wissenschaftlern in kapitalistischen Ländern (Mehrheitsposition bei differenter Ideologie) verglichen. Ergebnis: Ostblock-Marxisten hatten signifikant niedrigere D-Quotienten als ihre westlichen Gesinnungsfreunde.

– Nach Ertels Untersuchungen (1978, 241) formulieren politische Parteien ihre Programme oder Schriften umso ‚dogmatischer‘ oder ‚prägnanter‘, je weiter sie sich von der politischen Mitte entfernen. Nun kovariert damit aber auch die Entfernung zur politisch-gesellschaftlichen Mehrheitskultur. Im Sinne der obigen These hieße das: Texte politischer Parteien haben umso höhere D-Quotienten, je stärker sich diese Parteien in der Minderheitsposition befinden.

– Die Kosmo-Phantasten wie Däniken, also publizistische Außenseiter, schreiben ‚dogmatisch-prägnanter‘ als etablierte Wissenschaftler zum selben Themenbereich (Ertel, persönliche Mitteilung).

– Die Texte sogenannter Jugendsekten (Ausnahme: Scientology-Sekte) weisen höhere D-Quotienten auf als die Texte etablierter kirchlicher Jugendgruppen (Ertel 1984b, 4).

– Hitler formulierte seine Reden vor der Machtergreifung (Minderheitsposition) dogmatischer als später in der Position des Reichskanzlers – mit Ausnahme der Kriegszeit (Ertel 1978, 274).

Ich will jetzt das Konzept ‚Minderheit‘ zum Konzept ‚Emotionale Beteiligung‘ erweitern.

Schon relativ früh wurden generalisierende Ausdrücke als Symptom emotionaler Anspannung und Beteiligung interpretiert. Nach der Studie von Osgood & Walker (1959) verwendeten ‚Selbstmörder‘ in ihren Abschiedsbriefen häufiger sogenannte ‚allness terms‘ (die ungefähr den D^+ -Ausdrücken entsprechen) als andere Autoren in ‚normalen‘ Briefen an Freunde und Verwandte. Man kann annehmen, daß Suizidenten ihre Abschiedsbriefe mit höherer emotionaler Beteiligung schreiben als dies bei normalen Privatbriefen der Fall ist. Ertel 1984b, 5) berichtet von einer Verlaufsstudie, nach der die D-Quotienten der täglichen Briefe eines Suizidenten an seine Freundin bis zu seinem Tode ansteigen.

Auch Hitlers DQ-Kurve läßt sich im Sinne der Emotionalitätshypothese erklären: Die hohen DQ-Werte während der ‚Kampfzeit‘ dürften durch die mit dem Kampf um die politische Macht verbundene emotionale Anspannung bedingt sein. Nach der Machtergreifung vermindert sich zunächst die emotionale Anspannung (niedrigere DQ-Werte) und steigt dann mit dem Kriegseintritt wieder an.

– Ein anderes dieser indirekten Indizien: Die Schriftsteller Hölderlin, Strindberg, Swedenborg und der Maler van Gogh schrieben während akuter psychotischer Störungen (starke Emotionalisierung) ‚dogmatischer‘ als vorher und nachher (vgl. Ertel 1975, 12).

– Auch das politische Establishment der DDR und die mit ihm verbundenen Artikelschreiber des ‚Neuen Deutschland‘ dürften vor dem Bau der Berliner Mauer am 13.8.61 unter zunehmenden Druck geraten sein. Von daher werden die ansteigenden D-Quotienten in diesbezüglichen Artikeln des ND plausibel (vgl. Drechsler 1973; Ertel 1984b, 7).

Bei den hier angeführten Untersuchungen wird die Variation des Kriteriums ‚Emotionalisierung‘ jedoch nur intuitiv und relativ grob eingeschätzt⁴.

In den folgenden beiden Studien ist das anders:

– Günther & Groeben (1978a, 103ff.) legten Ratern 55 Texte unterschiedlicher Herkunft vor und ließen sie auf einem Semantischen Differential mit 31 Adjektivskalen einschätzen. Daneben wurden 20 objektive Textmerkmale (Satz- und Wortlänge, relative Häufigkeiten von Wortarten usw.) inklusive der

D-Stil-Merkmale erhoben. Dieser Ansatz versucht, objektive Textmerkmale mit der Leserrezeption zu verknüpfen; ein Ansatz, dem bislang von der D-Stil-Forschung kaum nachgegangen wurde. Ergebnisse: das DOTAV korreliert von 31 Schätzskalen am höchsten mit der Schätzskala ‚emotional-rational‘ (.61). Das heißt: Je höher die DQ, desto stärker nehmen Leser diese Texte als emotional wahr. Von den objektiven Maßen korrelierte u.a. die Variable ‚Häufigkeit der Personalpronomen‘, die bekanntlich Emotionalität anzeigt, signifikant mit dem DOTAV.

– In der Studie von Schwibbe (1981; in einer Artikelkurzfassung 1983) schrieben 25 Versuchspersonen zu politischen und ähnlichen Themen Aufsätze. Während der Sitzungen, die sich zweimal wöchentlich über sechs Untersuchungswochen hinzogen, wurden EEG-Ableitungen vorgenommen. Schwibbe legte den Versuchspersonen das ‚Freiburger Persönlichkeits-Inventar‘ vor und analysierte später die Aufsätze nach verschiedenen sprachstatistischen Merkmalen (u.a. dem DOTAV). Die über die Zeit gemittelten EEG-Werte (als habituelle Kennwerte) zeigten einen deutlichen Zusammenhang mit Stilmerkmalen: Je höher die Aktiviation (vermehrte Beta- bei reduzierter Alpha-Tätigkeit), desto höher die D-Quotienten in den Aufsätzen. Die D-Werte korrelieren zunehmend mit ‚Emotionaler Labilität‘ (FPI-Faktor) .54; auf diesen Befund komme ich zurück.

Diese Ergebnisse zeigen den offensichtlichen Einfluß, den die soziale und psychische Situation des Textproduzenten – und dabei insbesondere dessen emotionale Beteiligung – neben der inhaltlichen Thematik (vgl. oben) auf die untersuchten Textmerkmale hat.

1.6. Habituelle Persönlichkeitsmerkmale

Die ursprüngliche Absicht Ertels war es, mit dem DOTAV auf der Grundlage von Rokeachs Persönlichkeitstheorie Dogmatismus als langfristig stabiles Persönlichkeitsmerkmal des Autors zu erfassen. Ertel hat eine entsprechende Validierungsuntersuchung selbst allerdings nie durchgeführt. Es liegen jedoch zwei Studien vor, in denen der Zusammenhang zwischen D-Stil-Merkmalen und Dogmatismuswerten nach dem Rokeach-Fragebogen überprüft wurde.

Baruffol & Guntern (1980) interviewten katholische Priester in der Schweiz und legten ihnen den Dogmatismus-Fragebogen vor. DQ (anhand der Interviews ermittelt) und D-Fragebogen (N = 13) korrelierten nicht signifikant. Auch keine der sechs D-Stil-Kategorien korrelierte signifikant mit dem Fragebogen. Man muß sich hier allerdings Ertels Kritik (1984b, 9) anschließen, daß die Probanden eine nach ihren Überzeugungssystemen extrem selektierte und homogene Gruppe darstellten und die Varianz ihrer Merkmalsausprägung vermutlich vermindert war.

In der genannten Schülerstudie von Günther & Groeben (1978a, 98-103) beantworteten Primaner zweier Gymnasien unter anderem einen Dogmatismus-Fragebogen; der DQ wurde anhand ihrer Deutsch-Aufsätze berechnet

($N = 19$). DQ und Dogmatismus-Fragebogen korrelierten signifikant .38. Die Höhe der Korrelationskoeffizienten der einzelnen D-Stil-Kategorien variierte stark: Die erwähnte Korrelation beruht allein auf zwei D-Stil-Kategorien: ‚Menge‘ korreliert .46 mit dem D-Fragebogen, ‚Notwendigkeit‘ .43, die anderen Kategorien dagegen überhaupt nicht. Berechnet man eine multiple Korrelation zwischen den beiden erstgenannten Kategorien und dem Rokeach-Fragebogen, ergibt sich gar ein Koeffizient von .58. Diese Ergebnisse werfen ein Licht auf die mangelnde innere Konsistenz des DOTAV (vgl. auch Anmerkung 3), auf die ich oben (1.3.) bereits eingegangen bin.

Die Bedingtheit des DQ durch Themen/Textarten, durch situative Gegebenheiten und Befindlichkeiten des Autors (s.o.) lassen nur vorsichtige Schlüsse auf habituelle (langfristig stabile) Persönlichkeitsmerkmale als Varianzquelle zu. Voraussetzung ist, daß die Textproduktion unter möglichst ähnlichen Bedingungen vorstatten geht. In zwei Untersuchungen war diese Voraussetzung annähernd gegeben: in der Schwibbe-Studie (1981; 1983) schrieben die Versuchspersonen im Rahmen eines physiologisch-psychologischen Versuchs Aufsätze über aktuelle politische und soziale Probleme; bei Günther & Groeben (1978a, 95ff.; 1981) lagen in der Schüler-Studie Deutschsaufsätze dreier Schulklassen vor, die die Schüler unter ähnlichen Bedingungen geschrieben haben dürften. In beiden Untersuchungen wurde das ‚Freiburger Persönlichkeits-Inventar‘ (FPI) eingesetzt, doch sind die Ergebnisse sehr unterschiedlich. Während bei uns eine hohe negative Korrelation mit Extraversion ($-.71$) im Vordergrund stand (allerdings nicht bei den D-Stil-Kategorien ‚Menge‘, ‚Ausmaß‘ und ‚Gewißheit‘), dominiert bei Schwibbe eine positive Korrelation mit ‚Emotionaler Labilität‘ (.54). Dieser Befund ließe sich als habituelles Pendant zu der in 1.5. erläuterten Emotionalisierungshypothese ansehen. Obwohl in beiden Studien die relativ hohen Korrelationen mit habituellen Persönlichkeitsmerkmalen überraschen, dürften bei Texten ohne gleiche Produktionsbedingungen (das gilt ja für die meisten Textstichproben) situative Faktoren langfristige Persönlichkeitsmerkmale überlagern (und in der Varianzaufklärung u.U. übertreffen).

1.7. Intelligenz und Problemlöseverhalten

In jüngerer Zeit hat man versucht, aus sprachstatistischen Merkmalen, u.a. aus DOTAV-Werten, Inferenzschlüsse auf intellektuelle Leistungen zu ziehen. G. Schwibbe (1984) korrelierte verschiedene inhaltsanalytische Maße mit Untertests von Intelligenztests. Das DOTAV war unterteilt in ein Maß aus den Kategorien 1 2 3 5 und ein Maß aus 4 und 6 (s. o.). Nicht das Maß

D 1 2 3 5, sondern D 4 6 korrelierte .37 mit den ‚logischen Relationen‘ von Meili und .36 mit dem ‚Reasoning‘-Teil des PSB (Horn) (Schwibbe 1984, 113). Vor dem Hintergrund von Rokeachs Dogmatismus-Konstrukt und einer zur Prägnanz erweiterten Interpretation von Ertel (1981) hatte Schwibbe (1984, 53) eigentlich nicht erwartet, daß ein Dogmatismus- bzw. Prägnanzmaß positiv mit Intelligenz korrelieren würde.

Zur Analyse des Sprechdenkens beim Problemlösen benutzte Roth (1985) das DOTA-Verfahren. Das Textmaterial bestand aus transskribierten mündlichen Erläuterungen der Versuchspersonen zu ihren Lösungsversuchen in komplexen Problemsituationen. In einem Fall hatte die Versuchsperson als Unternehmer einer Schneiderwerkstatt in mehreren Schritten Entscheidungen zu treffen, bei denen jeweils eine computersimulierte ‚Umwelt‘ mit einer Reaktion antwortete (vgl. Putz-Osterloh 1981). Im zweiten Szenario agierte die Versuchsperson in der Rolle eines Entwicklungshelfers, der der Bevölkerung in einer ländlichen afrikanischen Region helfen sollte (vgl. Dörner & Reither 1978). Bei einem Vergleich des Sprechdenkens von ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Problemlösern hatten letztere in dem ‚Schneiderwerkstatt‘-Szenario einen signifikant höheren DQ. Bei dem ‚Entwicklungshelfer‘-Problem ließen sich mehr D⁺-Lexeme der Kategorien 1, 2, 3, 5 bei den schlechten Problemlösern nachweisen; dies gilt jedoch nicht für die D⁺-Lexeme der D-Kategorien 4 und 6. Aufs Ganze gesehen ist Roths Ansatz interessant (vermutlich angeregt durch Klees (1983) Untersuchungen mit dem ASV zum ‚Lohhausen‘-Problem; s.u.). In der Tendenz deuten die D⁺-Lexeme auf schlechte Problemlösungen, die Ergebnisse sind jedoch noch schwankend. Es müßten vermutlich noch mehr spezifizierende Bedingungen herausgefunden werden.

Doch nicht nur das DOTAV sondern auch das ASV indiziert möglicherweise die Adäquatheit eines problemlösungsbezogenen Denkstils. Falls sich dies ausreichend empirisch stützen ließe, wären beide Textanalyse-Verfahren in diesem Sinne ‚kognitionskritisch‘ (siehe 3.). Der folgende Abschnitt stellt das ASV und die mit ihm erzielten Forschungsergebnisse unter diesem Aspekt dar.

2. Abstraktheit des Denkens als problemlöserrelevanter Kognitionsstil?

2.1. *Aufbau des Abstraktheitsuffix-Verfahrens (ASV) und seine bisherige Validierung*

Auf eine mögliche Bedeutung des ‚Abstraktheitsuffix-Verfahrens‘ (ASV) als Indikator für einen problemlöserrelevanten Kognitionsstil haben erst jüngere Untersuchungen aufmerksam gemacht.

Das Verfahren entstand im Kontext der Dogmatismus-Stil-Forschung (vgl. Günther 1975, Kap. 3) und soll die Abstraktheit (bzw. Konkretheit als Gegenpol) eines Textes erfassen. Bei dem ASV wird ausgezählt, wieviel Prozent der Substantive in einem Text abstraktheitsindizierende Suffixe aufweisen (vgl. Günther & Groeben 1978b). Als abstraktheitsindizierend wurden durch zwei Itemanalysen die folgenden 10 Endungen identifiziert: –heit, –keit, –ung, –ie, –ik, –ion, –ität, –nz, –tur, –ismus. Die Itemanalysen bestanden

1. in einem Abstraktheitsrating der Substantive einer Suffixklasse zwecks Ermittlung eines Abstraktheitskoeffizienten und
2. in einem Häufigkeitsvergleich der A-Suffixe bei einer abstrakten und einer konkreten Textsammlung.

Die Split-half-Reliabilität des ASV liegt nach unserer Auszählung (Günther & Groeben 1978b) bei .94, nach Schwibbe & Räder (1982, 636) bei .93. Die beiden letztgenannten Autoren entwickelten ein Computerprogramm zur automatischen Auszählung der Abstraktheitsindikatoren (AI) bei verschrifteten Texten. Diese automatisierte Prozedur erfaßt ca. 30% weniger Substantive und korreliert .94 mit dem Standardverfahren.

Eine Faktorenanalyse mit unrotierter Struktur zeigt einen Generalfaktor, auf dem alle Suffix-Variablen positiv laden und der 50% der extrahierten Varianz erklärt. Auf dem zweiten Faktor laden positiv die Suffixe deutscher und negativ die Suffixe lateinisch-griechischer Herkunft (Schwibbe & Räder 1982, 632-633). Das ASV scheint faktoriell konsistent zu sein.

Zur Validität:

Lesereinschätzungen der Abstraktheit von Texten auf einer Rating-Skala ‚abstrakt-konkret‘ korrelieren mit dem ASV .75 (Günther & Groeben 1978b, 68).

Syntaktische Stilmerkmale wie Wortlänge, Satzlänge, Substantiv-Verb-Quotient („Nominalstil“) korrelieren erwartungsgemäß positiv, die relative Häufig-

keit der Personalpronomen negativ mit dem ASV (Günther & Groeben 1978b, 68; Schwibbe & Räder 1982, 644) und unterstützen die Validität von der stilistisch-syntaktischen Seite.

Rater schätzten Suffix-Substantive bezüglich Bildhaftigkeit, Konkretheit und Bedeutungshaltigkeit (Assoziationsstimulanz) signifikant niedriger ein als andere Substantive (Schwabbe & Räder 1982, 634).

Die ‚Bild-Zeitung‘ schreibt erwartungsgemäß signifikant konkreter als die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘. Der Sportteil verschiedener Zeitungen weist nur halb so viele A-Suffixe auf wie der Politik-Teil. Wissenschaftliche Texte verwenden mehr als doppelt so viele A-Substantive wie literarische Texte (Schwabbe & Räder 1982, 639, 643).

Die bisher referierten Befunde verankern das Konstrukt erfolgreich im Bereich der Leserrezeption, der syntaktischen Stilmerkmale und der themenspezifisch bedingten Abstraktheit (z.B. Politik versus Sport). Sie sagen jedoch noch nichts über einen kognitiven Stil des jeweiligen Autors aus.

2.2. *Gedankliche Abstraktheit und Problemlöseerfolg*

Neuere Untersuchungen legen zusätzlich Rückschlüsse auf das kognitive Niveau und das Problemlöseverhalten der Sprachproduzenten (Autoren) nahe.

Bei G. Schwibbe (1984, 126-132) nahm der gemittelte Abstraktheitsindex (AI) bei Schülern mit dem Lebensalter (14 - 20 Jahre) signifikant zu (Aufsätze als Texte). Ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem ASV und Intelligenztests bestand nicht, nur Signifikanznähe ($\alpha = 10\%$) für Meilis ‚Logische Relationen‘.

In einem ganz anderen Zusammenhang wurde das ASV in der Problemlöseforschung der Dörner-Gruppe in Bamberg eingesetzt (Überblick bei Funke 1985). Beim ‚Lohhausen‘-Problem haben die Versuchspersonen über einen ‚längeren‘ Zeitraum als Bürgermeister der fiktiven Gemeinde ‚Lohhausen‘ zu agieren. Ihre Entscheidungen wirken sich auf eine Vielzahl vernetzter und in einem Computerprogramm repräsentierter Variablen aus und werden als Handlungseffekte zurückgemeldet (vgl. Dörner et al. 1983, Kap. 2). Klee (1983) analysierte das protokollierte Sprechdenken der Versuchspersonen mit dem ASV. Folgende Unterschiede in der Abstraktheit zeigten sich zwischen guten und schlechten Problemlösern.

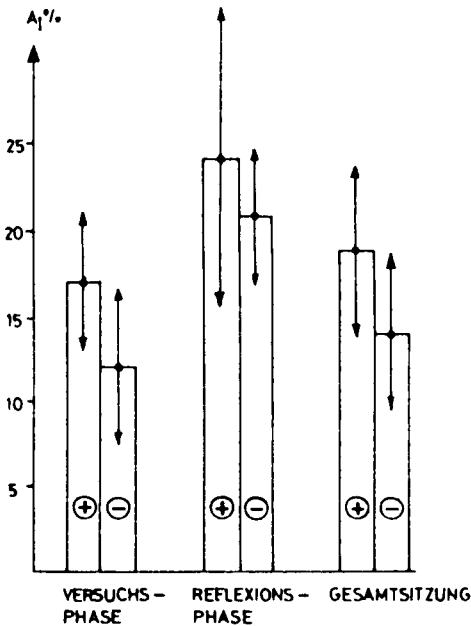


Abb. 1: Mittelwerte und Streuungen der AI-Werte in der zweiten Versuchs-sitzung für erfolgreiche Versuchspersonen (+) und nicht erfolgreiche Versuchspersonen (-) während der Versuchs- und Reflexionsphase sowie für die gesamte Versuchssitzung (Klee 1983, 371).

Klee (1983, 371f.) schreibt: „In unserem Versuch hängt die höhere Abstraktheit der verbalen Äußerungen während der Sitzung eng mit dem Erfolg zusammen. (...) Die Probanden mit besonders niedrigem AI fragten Informationen sehr detailliert – und zwar in bezug auf das System viel zu detailliert. (...) Dies führte dazu, daß auch die beschlossenen Maßnahmen viel zu detailliert gerieten und sich auf winzige Teilbereiche des Systems bezogen, und damit die Entwicklung des Gesamtsystems wenig oder gar nicht beeinflußten.“

Und als Bewertung fügt die Autorin an: „Wir meinen keineswegs, daß ‚Abstraktheit‘ gut und ‚Konkretheit‘ schlecht ist. Wichtig ist das richtige Maß. Aus unseren Ergebnissen scheint ableitbar, daß erfolglose Personen eher dadurch gekennzeichnet sind, daß sie den Auflösungsgrad der Betrachtung der Sachverhalte zu niedrig wählen.“

Dies schien auch in einer Replikationsuntersuchung von Roth (1985) bei dem ‚Entwicklungshelfer‘-Problem der Fall zu sein, denn auch hier verwandten die erfolglosen Versuchspersonen weniger abstrakte Hauptwörter. Bei dem

Problem ‚Schneiderwerkstatt‘ fand Roth allerdings keinen signifikanten Unterschied. Wir können vermuten, daß eine Gemeinde oder ein afrikanischer Stamm eine höhere soziale Komplexität aufweisen als eine Schneiderwerkstatt. Vielleicht war deshalb bei der Schneiderwerkstatt eine größere Konkretheit kein Problemlösehemmnis, dagegen bei den beiden anderen Systemen, die ein höheres Maß an Abstraktheit bei der Problemlösung verlangen.⁵

Interessant ist erstens die Frage: Inwieweit ist dieser Denkstil bei einer Person relativ konstant? Oder genauer: Inwieweit wählt eine Person im Vergleich zu anderen Personen über verschiedene Probleme hinweg konstant das etwa gleiche Abstraktionsniveau?

Und zweitens: Welche Problemcharakteristika verlangen eher einen konkreten, welche eher einen abstrakten Denkstil? Dörner (1984, 12ff.) betont zwar die Rolle von Abstraktheitshierarchien beim Problemlöseprozeß, hier besonders die Koppelung konkreter und abstrakter Gedächtnisstrukturen; eine Adäquatheit des Abstraktheitsniveaus in Abhängigkeit vom Problemtyp wird jedoch leider nicht thematisiert.

3. Kognitionskritik durch DOTAV und ASV?

Die Frage nach der Kognitionskritik durch DOTAV und ASV setzt zunächst voraus, daß die Verfahren reliabel und konsistent sind, um das valide messen zu können, was mit ihrer Hilfe dann gegebenenfalls kritisiert werden soll. Deshalb hierzu noch einige resümierende Bemerkungen.

Das DOTAV ist wegen seiner mangelnden inneren Konsistenz als Gesamtverfahren nicht haltbar. Die Konsequenz von Schwibbe (beispielsweise 1981) als auch Roth (1985), zwischen den DOTAV-Teilen D 1 2 3 5 und D 4 6 zu unterscheiden, ist ein Schritt in die richtige Richtung. Vermutlich muß das DOTAV aber auf Dauer noch weiter aufgesplittet werden.

Die Validierungsprobleme des DOTAV beginnen offenkundig bereits bei der mangelnden inneren Konsistenz. Unterschiedliche DOTAV-Kategorien sind für unterschiedliche Korrelationen mit Außenkriterien verantwortlich. Wenn ich weiterhin von *dem* DOTAV spreche, geschieht dies nur aus kommunikationsökonomischen Gründen.

Das ASV ist konsistent – die Beziehungen zu anderen Variablen sind theoretisch erwartet und stützen damit die Konstruktvalidität. Nun muß man

aber bei diesem Vergleich der Gerechtigkeit halber anfügen, daß der Erklärungsabstand zwischen Indikator und Indiziertem beim DOTAV viel größer als beim ASV ist. Während das ASV nach der ursprünglichen Absicht der Konstrukteure nur eine Textqualität erfassen sollte (neuerdings geht man darüber hinaus; vgl. 2.2.), soll das DOTAV ja ausdrücklich latente Autorenmerkmale indizieren. Man könnte jetzt verallgemeinernd sagen, große Erklärungsabstände seien wegen der damit verbundenen Validierungsprobleme zu vermeiden. Hier ist aber folgendes Spannungsverhältnis zu sehen: Je größer der Erklärungsabstand zwischen Indikator (hier: DOTAV) und Indiziertem (hier: außertextliches Merkmal) ist, desto weniger trivial und damit interessanter (,erkenntnishaltiger') wird ein beobachteter Zusammenhang sein. Zugleich dürfte aber auch die Wahrscheinlichkeit ansteigen, daß keine monokausale Beziehung zwischen Indiziertem und Indikator besteht, da auch andere Einflußgrößen den Indikator bedingen.

Den umgekehrten Fall (enger und sicherer, aber relativ trivialer Zusammenhang) kann man m.E. oft bei den semantischen Ansätzen in der Inhaltsanalyse beobachten (zu den drei Ebenen von inhaltsanalytischen Ansätzen vgl. Günther & Groeben 1978, 87f.).

Beispiel: Wenn ich bei der Textgruppe ,Privatbriefe' aus der Anzahl von Kosewörtern (auf die Textlänge relativiert) auf die (positive) Emotionalität der Beziehung zwischen ,Textproduzent' und ,Rezipient' schließe, läßt sich wahrscheinlich ein hoher Validitätskoeffizient etwa über eine spätere Befragung sichern. Nur hat das keinen hohen Erkenntniswert.

Interessant werden die Relationen Indikator-Indiziertes gerade dann, wenn das einem der gesunde Menschenverstand nicht vorher schon hat sagen können.

Auf das DOTAV angewandt: Rückschlüsse auf außertextliche Merkmale (Produzent, Situation, Rezipient) lassen sich häufig belegen. Das ist ja die Botschaft der referierten Validierungsstudie. Das Problem ist nur, daß bei einer gegebenen Varianz in einer Textstichprobe, gerade bei ,natürlich auffindbaren' Texten, schwer abzuschätzen ist, welche Einflußgrößen im konkreten Fall wie wirksam sind. Vorliegende Validierungsergebnisse sind in ihrer Übertragbarkeit schwierig zu beurteilen. Sie sind aber beim bisherigen Erkenntnisstand mindestens als Heuristik nutzbar.

Zusammenfassend heißt das: Mit zunehmendem Erklärungsabstand werden empirische Validierungen zugleich notwendiger, aber auch schwieriger. Da die Sicherung der Validität jedoch unverzichtbar ist, am großen Erklärungsab-

stand gleichzeitig aber festgehalten werden soll, ist eine Optimierung dieses Zusammenhangs wünschenswert. Diese erfordert eine möglichst explizite Ausdifferenzierung einzelner Erklärungsschritte, mit deren empirischer Überprüfung dann auch der Gesamtzusammenhang transparenter wird.

Die Formulierung ‚Kognitionskritik durch Inhaltsanalyse‘ kann man auf zweierlei Ebenen verstehen. Einmal in einer im engeren Sinne *ideologiekritischen Richtung*, wenn z.B. Ertel (1972) Marxisten vorwirft, sie würden überzeugungsinkonsistente Informationen verdrängen, seien durch Erfahrung nicht belehrbar; oder wenn etwa durch eine Inhaltsanalyse bestimmte Einstellungsstrukturen (etwa sexistische Stereotype) in Texten aufgedeckt werden (vgl. Groeben in diesem Band), d.h. im weiteren Sinne ideologiekritische Ansätze. Der ideologiekritische Anspruch, mit dem DOTAV dogmatische und totalitarismusverdächtige Denkstile aufzudecken, kann in dieser Einfachheit wegen der schillernden Bedeutung des D-Quotienten nicht aufrecht erhalten werden. Ein Stück Wahrheit scheint allerdings drinzustecken, wie z.B. unsere Schüler-Studie oder auch indirekt Untersuchungen aus der Ertel-Gruppe nahelegen. Fehlgeschlagen ist das DOTAV jedoch als *eindeutiger* Dogmatismus-Indikator, nicht aber als Indikator, der – konfundiert mit anderen Variablen und kontextabhängig – auch durch einen dogmatischen Denkstil bedingt sein kann.

Selbst wenn Ertels Ideologiekritik ihren Angriffspunkt (die Dogmatiker und den Dogmatismus) sicher treffen würde, so setzt doch ihre Gültigkeit ein Akzeptieren der antidogmatischen Programmatik voraus (die Ertel offenbar vom Kritischen Rationalismus übernommen hat). Man kann die intendierte Ideologiekritik Ertels selbst kritisch untersuchen. Allerdings entfernt sich diese Kritik am Anti-Dogmatismus und am Anti-Gewißheitsstreben so weit von einer inhaltsanalytischen Argumentation im engeren Sinne, daß ich hier nur auf eine Erörterung an anderer Stelle (Günther 1984a) verweise.

Bei der anderen Ebene der Kognitionskritik geht es schlichter um die ‚*kognitive Effizienz*‘ zur Erreichung von Leistungszielen, etwa beim Lösen einer Mathematikaufgabe oder einer konstruierten Entwicklungshelferaufgabe (s. Dörner 1983). Die Ziele und die darin enthaltenen Normen werden im Rahmen der Aufgabenstellung nicht hinterfragt, es geht nur um den wirkungsvollen Einsatz der eigenen intellektuellen Mittel zur Zielerreichung. Die Analyse von Sprache (etwa beim lauten Denken) will die Angemessenheit von – sich in Sprache ausdrückenden – Denkstilen beim Lösen bestimmter Probleme herausfinden (vgl. Klee 1983, Roth 1985). Sowohl im DOTAV als auch im ASV stecken in diesem Sinne eventuell kognitionskritische Diagnoseinstru-

mente, die allerdings noch weiterer Bewährung harren.

Als Fazit läßt sich festhalten: Ertel hat mit seinem – dem DOTAV zugrundeliegenden – Ansatz, nämlich die vergleichende Analyse ‚inhaltlich‘ definierter Lexem-Klassen, einen interessanten und auf diesem Elaborationsniveau neuartigen Weg gewiesen. Als ideologiekritisches Instrument, wie dies eine anfängliche Erwartung hoffen ließ, hat sich das spezielle DOTA-Verfahren jedoch nicht bewährt.

Hier scheint Sowarkas Vorgehen, der mit einer direkteren und theoretisch differenzierteren Ableitung am Ideologie-Konstrukt ansetzt, mehr Erfolg zu versprechen (vgl. Sowarka in dem folgenden Beitrag).

Anmerkungen

- 1 Dogmatismus als Teilbereich von Rigidität taucht übrigens bei Schwibbe et al. (1981) auf.
- 2 Schwibbe et al. (1983, 641) berichten über eine automatische DQ-Auswertung durch ein Computerprogramm, die in ihrer Textstichprobe mit einer manuellen Kodierung .87 korrelierte.
- 3 Ein Beispiel für die unterschiedliche Validität der D-Stil-Kategorien liefert die Untersuchung von Beckenbach & Sowarka (1977; siehe auch Sowarka 1981 und in diesem Band). Das von ihnen entwickelte inhaltsanalytische Verfahren zur Erfassung von Ideologiehafteigkeit korrelierte signifikant nur mit einer der sechs DOTAV-Kategorien, und das sehr hoch: .72 mit ‚Gewißheit‘. Zur epistemologischen und pragmatischen Problematik des Dogmatismus-Konstrukts sowie zur Mehrdimensionalität des Dogmatismus-Fragebogens vgl. Günther 1984, Kap. VII.
- 4 Die Bedeutung der verwendeten Validitätskriterien bleibt in Ertels und z.T. auch in den von ihm angeregten Arbeiten nach meinem Eindruck vage und interpretationsbedürftig, sei es die Unterscheidung ‚marxistische versus nicht-marxistische‘, seien es politische oder biographische Veränderungen (siehe D-Stil-Lebenskurven von Hitler, Kant, Hölderlin usw.) oder seien es andere Variablen. Dies erklärt sich eventuell aus dem Forschungsverständnis von Ertel. Wie er sich das Verfolgen einer neuen Forschungsidee vorstellt, dazu schreibt er: „Man gibt sich damit zufrieden, daß man lediglich einer Ahnung folgt und den Sachverhalt noch nicht hinreichend versteht, und man verzichtet einstweilen auf die Festlegung begrifflicher Denkgeleise“ (Ertel 1979, 202). Für die Anfangsphase eines Forschungsprojektes erscheint mir dieses legitim (vgl. Poppers „Conjecture“, 1972), nur sollte der Forscher irgendwann auch zu Aussagen kommen, die widerlegbar sind (Falsifizierbarkeitspostulat). Über seine Motivationslage, eventuell selbst einen Widerlegungs- oder auch Bestätigungsversuch zur Dogmatismus-Interpretation zu machen, schreibt Ertel: „I myself never tried to relate DOTA- to D-scale-results. I may do this some day but without strong motivation“ (Ertel 1984b, 9). Die ‚real life events‘ z.B. in Biografien seien viel aufschlußreicher als restringierte Fragebogen- und Laborergebnisse. Nur ermöglicht es die Komplexität des

‚wirklichen Lebens‘ in Kombination mit mehrdeutigen Konstrukten und Operationalisierungen besonders leicht, Widerlegungsversuche im Nachhinein durch ad-hoc-Hypothesen und Begriffsveränderungen abzuwehren. Das – im Hinblick auf Alltagsrepräsentanz sehr gerechtfertigte – Plädoyer für Feldforschung darf die Forderung nach prinzipieller Widerlegbarkeit nicht ignorieren.

- 5 Daß das Maß an Abstraktheit allerdings einen bestimmten Wert nicht überschreiten darf, zeigen Untersuchungen von Hesse (1982; 1985), bei denen das Abstraktheitsniveau als unabhängige (zweistufige) Variable eingeführt wurde: eine Gruppe von Versuchspersonen, der das ursprüngliche ‚Entwicklungshelfer‘-Problem nur in Form abstrahierter Variablen (lediglich durch Buchstaben gekennzeichnet, aber formal identisch) vorlag, wies hochsignifikant schlechtere Ergebnisse auf als eine Versuchspersonengruppe, der man das Problem in der üblichen semantischen Einbettung eines Entwicklungsland-Szenarios vorgegeben hatte.

Literatur

- Adler, M. 1974: Einige Überlegungen zu „Erkenntnis und Dogmatismus“ von S. Ertel, *Psychologische Rundschau* 25, 308-310
- Adorno, T.W. et al. (eds) 1969: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Darmstadt
- Albert, H. & Keuth, H. (eds) 1973: *Kritik der Kritischen Psychologie*. Hamburg
- Barrufol, E. & Guntern, A. 1980: Zur Validität des Dogmatismus-Textauswertungsverfahrens von Ertel, *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 11, 225-232
- Beckenbach, W. & Sowarka, B. 1977: *Ideologie, Ideologiehafteigkeit und Persönlichkeit*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Psychologisches Institut der Universität Heidelberg
- Dörner, D. 1984: *Denken, Problemlösen und Intelligenz*, *Psychologische Rundschau* 35, 10-20
- Dörner, D. et al. (eds) 1983: *Lohhausen. Vom Umgang mit Unbestimmtheit und Komplexität*. Bern
- Dörner, D. & Reither, F. 1978: *Über das Problemlösen in sehr komplexen Realitätsbereichen*, *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie* 25, 527-551
- Drechsler, K.P. 1973: *Dogmatische Tendenzen im Neuen Deutschland vor dem Bau der Berliner Mauer*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Universität Göttingen
- Ertel, S. 1972: *Erkenntnis und Dogmatismus*, *Psychologische Rundschau* 13, 241-269
- Ertel, S. 1972a: *Marxisten müssen nicht dogmatisch sein*. Unveröffentlichtes Manuskript. Göttingen
- Ertel, S. 1976: *Überzeugung, Dogmatismus, Wahn, Georgia Augusta, Nachrichten aus der Universität Göttingen*, *Mai*, 32-39

- Ertel, S. 1978: Liberale und autoritäre Denkstile. Ein sprachstatistisch-psychologischer Ansatz, in: Thadden, R. (ed): Die Krise des Liberalismus zwischen den Weltkriegen. Göttingen, 234-255
- Ertel, S. 1979: Furcht vor Überzeugungsverlust? Gedanken zu einer philosophischen Anmerkung von Volker Gebhardt, Zeitschrift für Sozialpsychologie 10, 197-206
- Ertel, S. 1981: Wahrnehmung und Gesellschaft. Prägnanztendenzen in Wahrnehmung und Bewußtsein, Zeitschrift für Semiotik 3, 107-141
- Ertel, S. 1984a: Language, thought and culture: towards a mergerce of diverging problem fields. Paper read at the 'Knowledge and Language' Conference, Jachranka near Warsaw/Poland, June 1984
- Ertel, S. 1984b: Content analysis: An alternative approach to open and closed minds. Paper read at the International Conference on Authoritarianism and Dogmatism, Potsdam, N.Y.
- Ertel, S. et al. 1975: Zwischenbericht über den Stand der Arbeit im Forschungsprojekt 'Denkstil und Sprache'. Unveröffentlichtes Manuskript. Göttingen
- Funke, J. 1985: Problemlösen in komplexen computersimulierten Realitätsbereichen, Sprache und Kognition 3, 113-129
- Gebhardt, V. 1979: Überzeugung und Wissen. Philosophische Anmerkungen zur Dogmatismusforschung, Zeitschrift für Sozialpsychologie 10, 152-166
- Groeben, N. 1980: Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft. Tübingen
- Groeben, N. & Westmeyer, A. 1975: Kriterien psychologischer Forschung. München
- Günther, U.L. 1975: Dogmatischer Stil, Leserrezption und Autorenpersönlichkeit. Zur Konstruktvalidierung von Ertels D(ogmatismus)-Stilmerkmalen. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Psychologisches Institut der Universität Heidelberg
- Günther, U.L. 1984: Kritischer Rationalismus, Sozialdemokratie und politisches Handeln. Logische und psychologische Defizite einer kritizistischen Philosophie. Weinheim
- Günther, U.L. 1984a: Politische Motivation, Erkenntnisgewißheit und Kritischer Rationalismus, in: Moser, H. & Preiser, S. (eds): Umweltprobleme und Arbeitslosigkeit. Gesellschaftliche Herausforderungen an die politische Psychologie. Weinheim, 208-222
- Günther, U.L. & Groeben, N. 1978a: Mißt Ertels Dogmatismus-Textauswertungsverfahren Dogmatismus? Ansätze zur Konstruktvalidierung des DOTA-Verfahrens, in: Keiler, P. & Stadler, M. (eds): Erkenntnis oder Dogmatismus? Kritik des 'Dogmatismus'-Konzepts. Köln, 85-131
- Günther, U.L. & Groeben, N. 1978b: Abstraktheitssuffix-Verfahren: Vorschlag einer objektiven ökonomischen Messung der Abstraktheit-Konkretheit von Texten, Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie 25, 55-74
- Günther, U.L. & Groeben, N. 1981: Dogmatism and language behavior: a content analytical approach and its critical evaluation. Paper given at the

- 4th Annual Scientific Meeting of the International Society of Political Psychology in Mannheim, West Germany
- Günther, U.L. et al. 1973: Individuelle und thematische Konstanz von Dogmatismus-Stilmerkmalen. Unveröffentlichtes Manuskript. Heidelberg
- Hesse, F.W. 1982: Effekte des semantischen Kontextes auf die Bearbeitung komplexer Probleme, Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie 29, 62-91
- Hesse, F.W. 1985: Vergleichende Analyse kognitiver Prozesse bei semantisch unterschiedlichen Problemeinbettungen, Sprache und Kognition 3, 139-153
- Holzkamp, K. 1970: Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen kritisch-emanzipatorischer Psychologie (Teil I u. II), Zeitschrift für Sozialpsychologie 1, 5-39, 109-141
- Hong, S.-K. 1982: Kognitive Komplexität und Dogmatismus – theoretischer und empirischer Zusammenhang. Unveröffentlichte Dissertation. Psychologisches Institut der Universität Göttingen
- Keiler, P. 1975: Ertels ‚Dogmatismus-Skala‘. Eine Dokumentation, Psychologische Rundschau 26, 1-15
- Klee, U. 1983: Konkretheit und Abstraktheit, in: Dörner, D. et al. (eds): Lohhausen. Bern, 368-373
- Merten, K. 1983: Inhaltsanalyse. Opladen
- MSB Spartakus 1972: Erkenntnis und Dogmatismus, Der Rote Reiz (Sektion Psychologie Münster), 3
- Münch, R. & Schmid, M. 1970: Konventionalismus und empirische Forschungspraxis, Zeitschrift für Sozialpsychologie 1, 299-310
- Nickel, R. 1978: Eine empirische Untersuchung über Zusammenhänge zwischen Persönlichkeit, Stil und Falsifikationsgrad von kognitiven Systemen. Zur Überprüfung von Ertels D(ognatismus)-Stilmerkmalen. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Psychologisches Institut der Universität Heidelberg
- Osgood, C.E. & Walker, H. 1959: Motivation and language behavior: A content analysis of suicide notes, Journal of Abnormal and Social Psychology 1959, 58-67
- Putz-Osterloh, W. 1981: Über die Beziehung zwischen Testintelligenz und Problemlöseerfolg, Zeitschrift für Psychologie 189, 79-100
- Rokeach, M. 1960: The open and closed mind. Investigations into the nature of belief systems and personality systems. New York
- Roth, T. 1985: Sprachstatistisch objektivierbare Denkstilunterschiede zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Bearbeitern komplexer Probleme, Sprache und Kognition 4, 178-191
- Rust, H. 1981: Methoden und Probleme der Inhaltsanalyse. Tübingen
- Schwibbe, G. 1984: Intelligenz und Sprache. Zur Vorhersagbarkeit des intellektuellen Niveaus mittels contentanalytischer Indikatoren. Bochum
- Schwibbe, M. 1981: Untersuchungen zur Validierung contentanalytischer Indikatoren: Dogmatismus, Abstraktheit, Redundanz. Unveröffentlichte Dissertation. Psychologisches Institut der Universität Göttingen
- Schwibbe, M. 1983: Multivariate Beziehungsanalysen zu Persönlichkeit, Sprache und EEG, Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie 30, 133-152

- Schwibbe, M. & Räder, K. 1982: Über die Entwicklung eines textäquivalenten Verfahrens zur contentanalytischen Abstraktheitsmessung, *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie* 29, 628-648
- Schwibbe, M. et al. 1981: Rigidität, Perseveration und Sprache, *Medizinische Psychologie* 7, 207-219; 1982, 8, 1-19
- Schwibbe, M. et al. 1983: Untersuchungen zur Validierung der Dimensionen des contentanalytisch fundierten Dogmatismus-Konstrukts, *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie* 30, 639-654
- Sell, R. 1977: Untersuchungen über Zusammenhänge zwischen politischen und religiösen Überzeugungssystemen hinsichtlich ihrer Richtung (Konservatismus) und ihrer Geschlossenheit (Dogmatismus) an Theologen unterschiedlichen Ausbildungsstandes. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Institut für Psychologie der Universität Göttingen
- Skroblin, B. 1975: Theorieverzicht als Kriterium ‚undogmatischer‘ Wissenschaft?, *Psychologische Rundschau* 26, 26-29
- Sowarka, B. 1981: ‚Ideologicalness‘ in language behavior. The explication of a cognitive construct to apply to content analytical use. Paper given at the 4th Annual Scientific Meeting of the International Society of Political Psychology in Mannheim, West Germany
- Spinner, H. 1978: Popper und die Politik. Berlin

DIE IDEOLOGIEHAFTIGKEIT KOGNITIVER STRUKTUREN IN TEXTEN

0. Problemstellung

In den Verhaltens- oder Sozialwissenschaften wird mit den Begriffen *Ideologie* und *ideologisch* zumeist abstrahierend verfahren, indem sie als Beifügungen oder Ergänzungen bei der Charakterisierung von entsprechenden Denkstilen oder Verhaltensweisen dienen. Hinter den abstrakten Kennzeichnungen stehen nicht selten konkrete Anhaltspunkte, weshalb jemand als Anhänger oder Apologet einer Ideologie oder einfach als ideologisch denkend einzuschätzen ist. Im vorliegenden Ansatz wird den Fragen nachgegangen, (a) inwieweit eine bestimmte Denkhaltung oder kognitive Struktur, die eine Person über den Weg der sprachlichen Kommunikation vermittelt, als ideologiehaft interpretiert werden kann, und (b) inwieweit eine solche Interpretation erkenntnistheoretische, sozial- und sprachpsychologische Bestimmungen des ideologischen Denkens berücksichtigen sollte.

Aus der Vielschichtigkeit der Zugangsweisen zum Ideologiekonzept geht hervor, daß theoretisch begründete Ansätze zur Erklärung ideologischen Denkens sich in einem metatheoretischen Rahmen bewegen, der wenigstens drei sozialphilosophische bzw. erkenntnistheoretische Bezugsrichtungen aufweist: Marxismus, Wissenssoziologie und Positivismus. Dieser metatheoretische Kontext wirkt auch in viele soziologische, psychologische und sprachwissenschaftliche Forschungsansätze hinein, weil er bewährte Kriterien der (wissenschaftstheoretischen) Ideologiekritik enthält. Allerdings werden in der soziologischen Ideologieforschung die kognitiven Aspekte des Gegenstandsbereichs empirisch kaum erfaßt, während sozialpsychologische Annahmegerüfte häufig Begriffsexplikationen enthalten, die über eine prototheoretische Benennung des ideologischen Denkens, beispielsweise als Belief-System, Einstellung oder Wertorientierung kaum hinausgehen. Daneben finden sich solche Benennungen auch in einigen linguistischen Untersuchungen, was oftmals dazu führt, daß Kommunikationsaspekte, die als ideologisch interpretiert werden, in ihren pragmatischen Komponenten überbetont sind.

Die verschiedenen prototheoretischen Benennungen und erkenntnistheoretischen Grundhaltungen werden hier in das Modell eines ‚research program-

me' (sensu Lakatos 1970) aufgenommen, das Rückbewertungen und Neuformulierungen von Forschungsansätzen erlaubt. Über die Anbindung an ein pluralistisch ausgerichtetes Forschungsprogramm will ich die vernachlässigten Aspekte wie auch die wichtigsten Ergebnisse aus einzelwissenschaftlichen Forschungsbemühungen aufgreifen, sofern sie den folgenden Zielen dienen können: (a) ein Geflecht unterschiedlicher theoretischer und empirischer Zugangsweisen zum Problem des ideologischen Denkens darzustellen und (b) aus diesen disziplinspezifischen Ansätzen ein System hypothetischer Kategorien der Ideologiehafteigkeit abzuleiten, die sich in Textstrukturen manifestieren.

1. Explikation des Ideologiekonzepts

1.1. Dimensionen des Ideologiekonzepts in Verschränkungsstufen: ein interdisziplinärer Zugang

Auch in monistischen Theoriegebäuden wird das Ideologiekonzept als mehrdeutig eingeschätzt, weil die Vielzahl der theoretischen Zugangsweisen auch eine Vielzahl von Funktionsbedeutungen des Konzepts erzwingt (Lorraine 1979).

Im nun folgenden (nach Sowarka 1981) skizzierten Zugang gehören verschiedene Funktionsbedeutungen zu einem Netzwerk, das Dimensionen des Ideologiekonzepts in den überlappenden Strukturen eines interdisziplinären Verbunds festhält. Dieses strukturelle Netzwerk soll eine methodologische Konzeptualisierung von Ideologiehafteigkeit offenlegen, die sich auf ideologische, qua Diskurs- und Textstrukturen faßbare Kognitionen bezieht und einem gemeinsamen Gegenstandsbereich von epistemologischen und sozial- sowie sprachpsychologischen Variablenteilmengen angehört. Diese begründen ein Forschungsprogramm, das auf drei Forschungsstufen beruht, die zwar durch ihre jeweilige Forschungslogik getrennt, aber durch eine gegenseitige Bezugnahme auch miteinander verschränkt sind. Zudem sind die drei Stufen mit breiter gefächerten Forschungstheorien verbunden: einerseits mit Wissens- und Handlungstheorien und andererseits mit Theorien der Interaktion und Kommunikation.

Für das in Abb. 1 gezeigte Modell eines interdisziplinären Zugangs (Forschungsprogramms) sind folgende Hinweise wichtig: die einzelnen Verschränkungsstufen sind (vgl. Groeben 1972, 21f.) keine hierarchisch fragmentierten Einheiten; auch die Gesamtkonzeption der Verschränkungsstufen ist nicht reduktionistisch, etwa in dem Sinne, daß Stufen mit ontologisch kleineren Entitäten vor- oder übergeordnet wären. Vielmehr ist eine gleichzeitige Verfüg-

barkeit der Forschungsstufen anzunehmen, so daß das Modell in seinen Grundzügen als konstruktiv-pluralistisch zu verstehen ist.

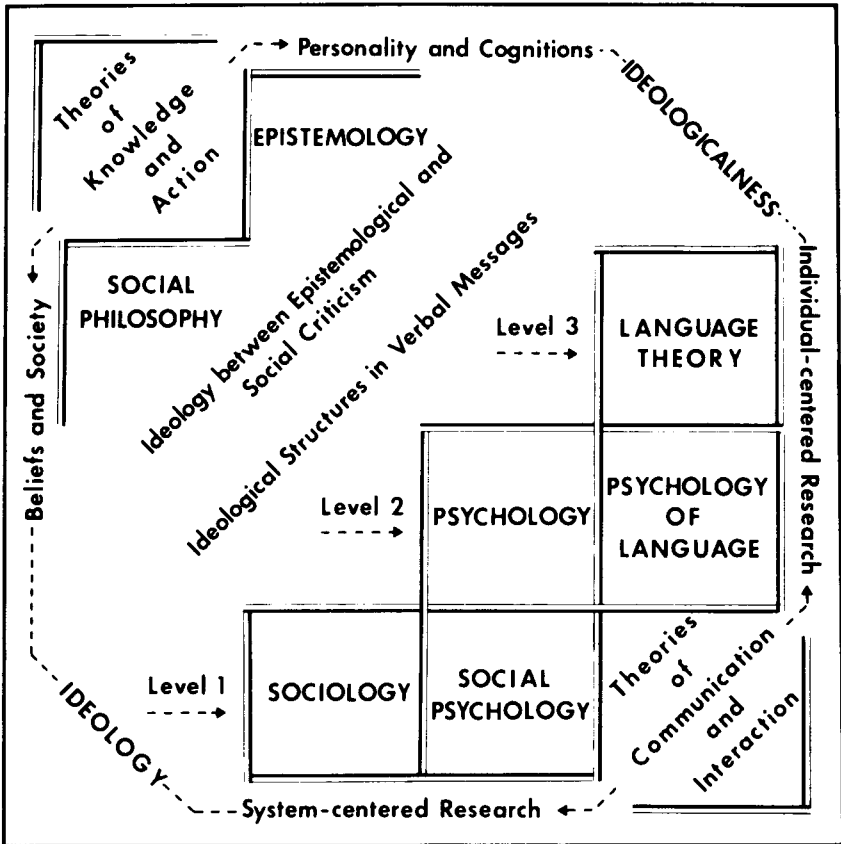


Abb. 1: Modell eines interdisziplinären Zugangs zu Dimensionen des Ideologiekonzepts in Verschränkungsstufen (aus Sowarka 1981)

Die im Modell dargestellten Beziehungen sind in dreifacher Weise zu interpretieren: (a) die Stufen (levels) sind untereinander verschränkt; (b) die Stufen sind insgesamt mit einem Bereich der Ideologieforschung verschränkt, der im Spannungsfeld von Erkenntnis- und Sozialkritik liegt; (c) die Stufen verschränken dieses Feld mit solchen soziologischen, psychologischen und sprachtheoretischen Ansätzen, die ideologische Strukturen in sprachlichen Botschaften (messages) und in Texten untersuchen. In der ersten Dimension *a* sind die Stufen eindeutig den Forschungstheorien der Interaktion und Kommunikation zuzuordnen (vgl. Giles 1979). In der zweiten Dimension *b* gehören die Stufen zur Tradition sozialphilosophischer, erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Ideologieforschung. Sie treffen in der dritten Dimension *c* mit den disziplinspezifischen Ansätzen der Soziologie, Psychologie und Sprachtheorie in zwei Hauptströmungen der Forschung zusammen, die aus Theorien der Interaktion und Kommunikation sowie aus Wissens- und Handlungstheorien herrühren: Eine mehr systemzentrierte soziologische Strömung ist mit Ideologie, ideologischem Denken und sozialen Überzeugungshaltungen befaßt, wohingegen eine mehr individuumzentrierte psychologische Strömung sich mit Persönlichkeitskonzepten, Kognitionen und Ideologiehafteigkeit als Denkstil auseinandersetzt.

Über diesen interdisziplinären Zugang will ich das Konzept des ideologischen Denkens sukzessive entfalten, bis es innerhalb eines handlungszentrierten Sprachrahmens, der menschliche Sprache und Sprechfähigkeit vereint (vgl. etwa Bühler 1934; Lurija 1982, Kap. 13; Riegel 1975a; Toulmin 1969; Wygotski 1964), in eine sozial-kognitive Konzeptualisierung von Ideologiehafteigkeit einmündet. Aus dem Modell in Abb. 1 ist ersichtlich, daß diese Konzeptualisierung auf der dritten Stufe unter einer stetigen und funktionalen Einbeziehung der beiden anderen Stufen erreicht werden soll. Dabei gehe ich davon aus, daß viele der mehrdeutigen Argumente, die die verhaltens- und sozialwissenschaftliche Ideologieforschung begleiten, vermeidbar sind, wenn die Stufe der konkreten sprachlichen Äußerungen und Aussagen stärker berücksichtigt wird.

1.2. Konzeptexplikationen in Abhängigkeit von erkenntnistheoretischen Positionen und wissenschaftlichen Disziplinen

Ideologie im Spannungsfeld von Erkenntnis- und Sozialkritik

Die Analyse des Ideologiekonzepts ist nur selten von der Bezichtigung des ideologischen Denkens klar getrennt worden. Aber es existieren, wie Sartori (1969) betont hat, wenigstens zwei Gegenstandsbereiche, die deutlich vonein-

ander abzugrenzen sind: ideologisches Denken als ein Realphänomen und Ideologie als ein Begriff. Der in vielen Forschungsansätzen zur Kennzeichnung des ideologischen Denkens benutzte Ideologiebegriff entbehrt jedoch oft einer empirischen Veranschaulichung des Realphänomens und besitzt daher nur eine geringe Erklärungskraft (Ludz 1977). Daher können sozial- und verhaltenswissenschaftliche Untersuchungsansätze diejenigen – zumeist sozialphilosophischen – Bezugseinbettungen vernachlässigen, die einen empirischen Zugriff auf das Ideologiekonzept ohnehin kaum gestatten. Hierzu gehören beispielsweise (neomarxistische) Beziehungen zwischen Ideologie und Wahrheit sowie zwischen Ideologie und Wissenschaft (Lukács 1923/1971), (wissenssoziologische) Beziehungen zwischen Ideologie und Utopie (Mannheim 1928/1936) sowie (positivistische) Beziehungen zwischen ideologischem Denken und Werturteilen (Geiger 1953). Diese Beziehungen lassen sich auf materialistische versus idealistische Ideologieauffassungen zurückverfolgen und spiegeln zudem wissenschaftliche, historische und gesellschaftliche Gegebenheiten wider.

In den meisten der sozialphilosophischen, erkenntnis- oder wissenschaftstheoretischen Positionen zeigt sich ein kritisches Bemühen um die Ideologieproblematik; nur einer dieser Positionen eine richtungsweisende Rolle zuzuschreiben, ist gegenwärtig nicht gerechtfertigt. So kann aus den Argumenten, die im Spannungsfeld von Erkenntnis- und Sozialkritik ausgetauscht werden, durchaus ein Ergebnis gewonnen werden, das für den vorliegenden Ansatz bedeutsam und nutzbar zu sein scheint. Allen ideologiekritischen Positionen läßt sich nämlich eine gemeinsam geteilte Auffassung entnehmen. Diese bezieht sich darauf, daß zwischen dem ideologischen Denken einer Person und ihrem Streben nach Gewißheit eine Entsprechung festgestellt wird, die allerdings auf einer jeweils positionsspezifischen Auslegung beruht. Eine nähere Untersuchung der Beziehung von ideologischem Denkstil und Gewißheitsstreben zeigt dann, daß beispielsweise im Kritischen Rationalismus diese Beziehung negativ interpretiert wird. Die negative Bedeutungszuschreibung wurzelt offenbar in der Überzeugung, daß eine Sicherheit des Wissens weder im Alltagsleben noch in der wissenschaftlichen Welt gegeben ist (Popper 1963). Versucht man, einem gerade auf das Alltagsleben ausgerichteten Maßstab gerecht zu werden, der die soziale Integrationskraft des ideologischen Denkens unterstreicht, so kann die Beziehung zu Aspekten des Gewißheitsstrebens jedoch sowohl negativ als auch positiv gesehen werden. Eine solche duale Sichtweise, die partiell auch hier vertreten wird, kommt dem am nächsten, was Mannheim (1928/1936) in seiner Wissenssoziologie ausgearbeitet hat.

Positive Aspekte zur sozialen Integrationskraft ideologischen Denkens finden sich auch in neueren Überlegungen. Eine natürliche Folge und wichtige Begleiterscheinung dieser Funktion ist es beispielsweise, den Zustand einer Art ‚epistemischer Einsamkeit‘ (Chandler 1975) im Individuum zu verhindern. Denn der Alltagsmensch handelt weder nach den Denk- oder Verhaltensmustern ideologisch aufgeklärter Wissenschaftler, noch verläuft seine Informationsverarbeitung auf der Grundlage bloßen Reflexionswissens, und auch seine Sprechakte beruhen keineswegs nur auf Rationalitätsgesichtspunkten (Habermas 1970; 1982, Kap. 3). Vielmehr werden neue politische, wissenschaftliche und alltägliche Informationen auch entlang der Verstehens- und Produktionsdimensionen des ideologischen Denkens erkannt, geordnet und behalten (de Graaf & Maier 1979). Darüber hinaus wird unter den Rahmenbedingungen eines handlungsorientierten Sprachverhaltens auch eine kognitive Integrationsfunktion erfüllt, die dem einzelnen Individuum dabei hilft, sich durch die zuversichtliche Anhänglichkeit an ideologische Denk- und Verhaltensstrukturen eine epistemische Sicherheit aufzubauen (vgl. Berger & Kellner 1981, Kap. 5).

Damit läßt sich für das weitere Vorgehen zweierlei bereits festhalten: Ideologisches Denken soll erstens nicht über inhaltliche Kriterien festgelegt werden und es sollen zweitens nicht ausschließlich negative, sondern eben auch positive – weil für den einzelnen hilfreiche – Funktionen ideologischen Denkens angesprochen werden.

Der nächste Explikationsschritt soll derartige funktionale und in Teilen auch kognitive Auffassungen des Ideologiekonzepts thematisieren. Diese liefern bedeutsame Anhaltspunkte für die spätere Konzeptualisierung von Ideologiefähigkeit, weil sie bereits qua Sprache auf das Realphänomen ideologischen Denkens (sensu Sartori) ausgerichtet sind. Solche Auffassungen werden durch eine soziologische bis sozialpsychologische Zugangsweise zum Konzept des ideologischen Denkens untereinander verschränkt (was in Abb. 1 vor allem durch die Stufen 1 und 2 veranschaulicht wird).

Ideologisches Denken als Einstellung, Werthaltung und Überzeugung

Von einem funktionalistischen Standpunkt aus betrachtet sind Ideologien der soziologischen Forschung zugänglich, wenn sie als mentale Produktionen aufgefaßt werden, die sich in Sprechakten manifestieren, welche wiederum in Ziel-Mittel-Relationen eingebunden sind (Merton 1955). In dieser Hinsicht können Sprechhandlungen ähnlich wie nichtsprachliche Handlungen als Mittel zur Erreichung bestimmter Ziele dienen, von denen sie funktional abhängig sind. Nach Luhmann (1962, 436) schreiben Ideologien solche Ziel-Mittel-Relationen vor, in denen ideologisches Denken in einer Steuerungs- und Recht-

fertigungsfunktion für individuelle Sprechhandlungen eingesetzt werden kann. Darüber hinaus sieht Luhmann (o.c.) die Rechtfertigungsstrukturen des ideologischen Denkens als Teil des Gewißheitsstrebens einer Person, weil diese Struktur es erlaubt, die Konsequenzen aus Sprechhandlungen nahezu beliebig auszuweiten oder einzuengen. Auf diese Weise erfüllt sie eine integrative Funktion, die konfligierende inter- und intraindividuelle Wertorientierungen quasi-harmonisch vereinigt.

Eine so erzwungene Quasi-Harmonie zwischen Wertorientierungen, Einstellungen oder Überzeugungshaltungen kann nach Knebel (1970) dazu beitragen, im Individuum ‚kognitive Falsifikationskrisen‘ vorläufig zu verhindern, indem kognitive Konflikte einfach nicht ausgetragen werden (vgl. hierzu auch den Beitrag von Sommer & Vorderer in diesem Band). Auf einer Meta-Ebene ist jedoch zu fragen (Knebel 1970; Sampson 1981), ob die auf Konsonanz- und Konsistenzprinzipien beruhenden sozialpsychologischen Begriffe wie Einstellung und Wertorientierung überhaupt taugliche Instrumentarien liefern können, um die Funktionen aufzuhellen, die hinter einem Denkstil vermutet werden, der a priori als ideologisch interpretiert wird. Dies dürfte zumindest dann Schwierigkeiten bereiten, wenn die gleichen Begriffe bereits dazu verwendet wurden, die Strukturen ideologischen Denkens zu beschreiben.

Beispielsweise wurden Ideologien als Teile von Belief-Systemen begriffen, die mit bestimmten Einstellungsmustern verbunden sind (Converse 1964), oder die Ideologie wurde als eine Interkorrelation von Einstellungen benannt (Eysenck 1954). Soziologische Bestimmungen von Ideologien, wie sie Minar (1961) und Shils (1968) geleistet haben, sind vorwiegend systemzentriert und gleichen in dieser Hinsicht vielen sozialpsychologischen Zugangsweisen.

Die gemeinsamen Unzulänglichkeiten dieser soziologischen und sozialpsychologischen Ansätze kann man darin begründet sehen, daß ideologisches Denken zu oft mit den Begriffen der Einstellung und Werthaltung identifiziert wurde, also mit solchen Begriffen, die dann auch zu seiner Erklärung herangezogen wurden. So konnte es dazu kommen, in gleichartigen Zusammenhängen ideologisches Denken zugleich als Teil eines Explanans und als Explanandum zu benutzen, was zu erheblichen Begriffsverwirrungen in der soziologischen und sozialpsychologischen Konzeptexplikation geführt hat (vgl. Ludz 1977). Andererseits hat die sozialpsychologische Werte- und Einstellungsforschung verschiedene Standpunkte in der Ideologieforschung verändert und zugleich entschärft. So sind einige der wertbesetzten Begriffe von der Meta-Ebene ideologiekritischer Diskussionen, wo sie oftmals für eine gegenseitige Bezichtigung des ideologischen Denkens herhalten mußten, auf die Objektebene empirischer Untersuchungen verlagert worden. Hier sind der sozialpsychologi-

schen Forschungserfolge zu bescheinigen, die vor allem im empirischen Aufweis einer bipolaren Dimensionalität des ideologischen Denkens liegen.

So hat Eysencks (1954) Einstellungsforschung zu einem bipolaren Faktor des Radikalismus/Konservatismus geführt, und Rokeach (1968) hat über die experimentelle Variation semantisch abgestufter Wertbegriffe eine Klassifikation von ‚letztgültigen‘ versus ‚instrumentellen‘ Werten aufgestellt, die insgesamt die Polarität Gleichheit/Freiheit empirisch festigen. Allerdings liegen für Rokeach (1973) die funktionalen Aspekte des ideologischen Denkens nicht in den Wertbegriffen selbst begründet, sondern nur in ihrer sprachlichen Verwendung zum Zweck der Selbst- und Fremdrechtfertigung (o. c., 168). Demzufolge läßt sich vor allem über die Variationen im sprachlichen und kommunikativen Gebrauch von letztgültigen Werten (z. B. Freiheit, Glück usw.) auf die ideologischen Prädispositionen der Sprecher schließen (o. c., 206).

Diese Schlußfolgerung konnte in einer international vergleichenden Studie über den Zusammenhang von politischer Partizipation und ideologischem Denken erhärtet werden (vgl. Inglehart 1979; Inglehart & Klingemann 1979; Klingemann 1979a; 1979b). In seinem Verständnis von ideologischem Denken unterscheidet Inglehart (1979) ein materielles Bedürfnis nach Sicherheit von einem intellektuellen Streben nach Gewißheit, was er bereits in früheren Arbeiten (Inglehart 1977) auf die Polarität einer materialistischen versus post-materialistischen Wertorientierung bezogen hat. Andere Befunde haben jedoch ergeben (Klingemann 1979a), daß Personen mit unterschiedlichen bis gegensätzlichen Wertorientierungen durchaus ein gleiches oder hochähnliches Niveau des ideologischen Denkens zeigen (o. c., 280). Diese Befunde eignen sich daher recht gut zur Erklärung der in ihrer Höhe äußerst bescheidenen Korrelationskoeffizienten, die zwischen verschiedenen Maßen der Wertorientierung und denen des ideologischen Denkens ermittelt wurden (Klingemann 1979b). Ein für die Konzeptualisierung von Ideologiehafteigkeit wichtiges Ergebnis aus dieser Studie scheint zu sein, daß Wertorientierungen per se weniger zur Erklärung des ideologischen Denkens beitragen als die Rechtfertigung dieser Wertorientierungen in der sprachlichen Kommunikation, die in dieser Studie über den Weg des strukturierten Interviews geführt wurde. Zudem konnte in statistischen Pfadanalysen gezeigt werden (Inglehart 1979), daß das Ausmaß, in dem Wertorientierungen gerechtfertigt werden, in erster Linie vom Bildungsniveau der Befragten und den auf sie einwirkenden Bildungseinflüssen abhängig ist.

Auf die Bedeutsamkeit von Bildungs- und Sozialisationsvariablen, welche die Strukturen des ideologischen Denkens prägen, hat vor allem Tomkins (1963; 1965; 1979) hingewiesen. Er beschreibt Ideologien als Teil eines gesellschaftlichen Ganzen, in dem die Sozialisations- und Bildungsprozesse innerhalb der gegenwärtigen und der kommenden Generationen einer Gesellschaft ineinandergreifen (Tomkins 1965). Er definiert Ideologie als „any organized set of ideas“ (o. c., 73), wobei das Ausmaß der Organisation ideologische von ideoaffectiven Denkhaltungen unterscheidet. Letztere zeigen einen niedrigen Organisationsgrad, sind bei den meisten Personen vorfindbar und beziehen sich auf einen lockeren Verbund von Gefühlen und Überzeugungen. Dagegen weisen ideologische Denkhaltungen hochorganisierte Strukturen auf, die insgesamt die Polarität einer humanistischen versus normativen, jeweils gesellschaftlich abgesicherten Ideologie umschließen. Darüber hinaus betont Tomkins (1965, 74) die integrative Funktion ideologischen Denkens, indem er für

ideo-affektive und ideologische Denkhaltungen ein gegenseitiges Verstärkungsprinzip postuliert. Dieses Prinzip soll einerseits die ideo-affektive Resonanz auf ideologisches Denken und andererseits die ideologische Festigung von locker verbundenen Einstellungen, Gefühls- und Überzeugungshaltungen bewirken. Dem Verstärkungsprinzip zufolge wird dem Individuum eine subjektive Konsistenz zwischen ideo-affektiven und ideologischen Denkhaltungen vermittelt, die es ihm letztlich erleichtert, eine ideologische Denkhaltung einzunehmen, die mit seiner Persönlichkeit in Einklang steht.

Die von Ludz (1977) geäußerte Kritik an sozialpsychologischen Konzeptexplikationen trifft vermutlich auf das von Tomkins postulierte Prinzip einer wechselseitigen Verstärkung von Überzeugungs- und ideologischen Denkhaltungen besonders zu. Vom sprachlichen Gebrauch wertbesetzter Begriffe einmal abgesehen, lassen sich jedoch in den anderen Ansätzen ebenfalls keine manifesten Indikatoren finden, mit denen ideologisches Denken in alltäglichen Kommunikationszusammenhängen belegt werden könnte. Hierzu hat Ashford (1972) bemerkt, daß Einstellungen und Wertorientierungen grundsätzlich von einer zu latenten Strukturqualität sind, als daß sie im Alltagsleben als Indikatoren ideologischen Denkens erkennbar wären; und darüber hinaus ist diese latente Strukturqualität in empirischen Studien kaum erschließbar, was sich durch die Untersuchungen über Wertorientierungen zu bestätigen scheint.

Die Rechtfertigungsstruktur, die aus der Verwendung von Wertbegriffen in Sprechhandlungen, Diskursen und Texten abgeleitet wird, bedarf daher zusätzlicher und vor allem manifester Indikatoren, wenn ihr über eine bloß intervenierende Funktion hinaus (vgl. Kornblith 1983) eine ideologiefahne, in Ziel-Mittel-Relationen eingebundene Funktion beigemessen werden soll. Verschiedene, gar nicht einmal auf ideologisches Denken bezogene Untersuchungen über sprachliche Strukturkomponenten können wichtige Anhaltspunkte für die Existenz solcher manifesten Indikatoren liefern.

In der Verschränkung mit der sozial- und sprachpsychologisch ausgerichteten Erforschung ideologischen Denkens (was in Abb. 1 vornehmlich durch die Stufen 2 und 3 repräsentiert ist), sollen die Untersuchungen über sprachliche Strukturkomponenten einige Beziehungen zwischen den latenten und manifesten Qualitäten ideologiefahner Kognitionen festigen helfen und Aspekte zu deren Entstehung erläutern. Die genannten Verschränkungsstufen sollen zugleich auf die kommunikations- und sprachpsychologischen Rahmenbedingungen überleiten, welche zu Beginn des zweiten Abschnitts die Explikationsgrundlagen für die Manifestation von Ideologiefahigkeit in Textstrukturen festlegen.

Verstehens- und Produktionskomponenten ideologisch deutbarer Sprache

Die Unterscheidung von latenten und manifesten Strukturqualitäten ist besonders auch für sprachliche Ausdrucksformen aufrechtzuerhalten, sofern man an ihnen ideologische Indikatoren festmachen oder allgemein inhaltsanalytische Kategorien auf sie anwenden möchte (vgl. das Einleitungskapitel von Groeben in diesem Band). Die Rechtfertigungsstruktur, die den Sprechakten einer Person möglicherweise unterliegt, wird schon deshalb als eher verborgen und latent beurteilt, weil sie von den Adressaten der Sprechakte zumeist nicht bewußt erkannt wird (Lorraine 1979; Marcondes de Souza 1983). Andererseits sind ‚systematische Ideologien‘ (Tomkins 1979) durch solche lexikalische Stimuli gekennzeichnet, die dem Individuum im Verlauf von Diskursprozessen oder während der Rezeption von Texten erlauben, beispielsweise einen letztgültigen Wertbegriff einem ideologischen Ganzen zuzuordnen.

In solchen oder ähnlichen mentalen Zuordnungsleistungen wird neben einer bewertenden auch eine kognitive Funktion ideologischen Denkens gesehen (Inglehart & Klingemann 1979). Diese wird jedoch aufgrund der bloß erkennenden und verstehenden Leistungskomponenten als eine mehr passive Dimension ideologischen Wissens aufgefaßt (Klingemann 1979b, 215). Von ihr ist demnach der aktive Gebrauch ideologischer Denk- und Wissensformen abzusetzen, wie er sich in der Produktion sprachlicher Äußerungen in gesprochener oder geschriebener Form zeigt. Allerdings wird für den Erwerb ideologischer Denkhaltungen offenbar angenommen, daß die Verstehens- der Produktionskomponente zeitlich vorausgeht. Dieser Annahme stehen einige sprachpsychologische Auffassungen gegenüber, in denen die Ähnlichkeit von Verstehens- und Produktionsprozessen sowie eine gewisse Dualität der Verstehenskomponente hervorgehoben wird (vgl. Clark & Clark 1977; Hörmann 1976; 1983; Schlesinger 1977; van Dijk & Kintsch 1983, Kap. 1). Bezogen auf ideologisches Denken und Sprechen würde sich die Dualität darin zeigen, daß ein Hörer die ideologische Denkhaltung eines Sprechers in dessen Äußerungen im Sinne eines ‚Konstruktionsprozesses‘ erkennt, der beim Hörer wiederum einen ‚Gebrauchsprozeß‘ vorbereitet (vgl. Clark & Clark 1977, 45). In diesem Gebrauchsprozeß sondiert der Hörer die Möglichkeiten, wie er seine Verstehensschritte in eigene Sprachproduktionen umsetzen kann.

Insofern ist anzunehmen, daß bei der Zuordnung ideologischer Sprachreize oder allgemein bei ideologisch interpretierbaren Sprachstrukturen die Verstehens- der Produktionskomponente nicht unbedingt vorausgeht. Damit soll vorweggenommen sein, daß die Produktion ideologischer Sprachformen in der Rede oder im Text nicht davon abhängt, ob der Produzent (Sprecher, Autor) die Ideologiehafteigkeit seiner sprachlichen Äußerungen erkennt oder als solche versteht. Selbstverständlich bleiben hiervon die Möglichkeiten der Kritik an solchen sprachlichen Äußerungen unberührt. Der Produktionsprozeß ist in diesem Zusammenhang vor allem deshalb wichtig, weil die Analyse der als

ideologisch interpretierbaren Sprachformen nach wie vor auf zwei ungelöste Probleme stößt, sofern eine eingehende Befragung des Sprach- oder Textproduzenten nicht möglich ist.

Das erste Problem bezieht sich auf die Alternative, ob eine ideologische Denkhaltung oder Sprachform bewußt intendiert ist, oder ob sie auch als objektiv verursacht gelten kann (vgl. Neusüss 1972, 36). Die erste Möglichkeit impliziert ein bewußtes Rechtfertigungsdenken, etwa zur Durchsetzung eigennütziger oder für andere untragbarer Ziele, wohingegen der zweite Aspekt die Rechtfertigungsfunktion ideologischen Denkens schon in den Sozialisations- und Bildungsprozessen des Individuums verankert sieht. Beide Gesichtspunkte ergeben eine ‚duale Qualität der Ideologie‘ (Sampson 1981), die einerseits über den Weg des falschen Bewußtseins einem Individuum ein zerstörtes Bild der Wirklichkeit liefert und andererseits den sozialen Kontext widerspiegelt, in dem dasselbe Individuum lebt und arbeitet (o.c., 732).

Betrachtet man dahingehend Sprache gleichzeitig als Teil der objektiven sozialen Umwelt und als einen Teil der kognitiven Repräsentation dieser Umwelt (vgl. Seiler 1973; Wygotski 1964), so können ideologische Strukturen auch auf der lexikalischen Sprachebene selbst gefunden werden. Auf der Syntaxebene dürfte eine ideologische Strukturierung kaum zu erwarten sein, da die syntaktischen Regeln eine für ideologisches Sprechen notwendige Variation des Sprachgebrauchs gar nicht zulassen (Larraine 1979, 132). Auf der lexikalischen Ebene kommunikativer Texte und Diskurse ist dagegen die Dualität von bewußter Intention und objektiver Verursachung hinsichtlich der Entstehungsmöglichkeiten ideologischen Denkens stets gegenwärtig. Die Auswahl und Kombination von Begriffen und Wortbedeutungen eröffnet einem Sprecher genügend Möglichkeiten, seine ideologischen Absichten und Pläne in sprachliche Äußerungen zu verpacken. Die andere Seite der Dualität läßt sich freilich so kennzeichnen, daß ein ideologischer Sprachgebrauch bewußten Kontrollprozessen unter Umständen gar nicht zugänglich ist (Marcondes de Souza 1983).

Hierfür gibt es sprach- und kognitionspsychologische Argumente, die die kommunikative Auswahl und Kategorisierung sprachlicher Begriffe als unbewußt (Brooks 1978), als angeboren (Fillmore 1968), als zum Weltwissen (Chafe 1972) oder zu verschiedenen, prototypischen Begriffsstufen gehörend (Rosch 1975) oder aus dem Wahrnehmungskontext resultierend (Olson 1970) erscheinen lassen.

Das zweite Problem bezieht sich auf die Unterscheidung zwischen latenten und manifesten Sprachindikatoren ideologischen Denkens und knüpft hier wieder mehr an die Verstehenskomponente an. Zu diesem Zweck wird die Auffassung vertreten, daß die Erklärungsgrundlagen für das Verstehen und Erkennen sprachlicher Äußerungen auch außerhalb des linguistischen Inputs liegen können (vgl. Bransford & Franks 1971; Carroll 1972; Clark 1977).

Dadurch kann das Erkennen ideologischer Stimuli in sprachlichen Äußerungen auch unabhängig von der Sprecherintention gesehen werden. Verstehen in seinen beiden Komponenten der (Re-)Konstruktion und des Gebrauchs geht insofern über den linguistischen Sprecherinput hinaus, als es auch vom Wissen und der Umwelt des Hörers abhängt. Darüber hinaus erkennt der Hörer die (ideologischen) Absichten des Sprechers in Abhängigkeit jenes Weltwissens, das er mit dem Sprecher teilt (vgl. Clark & Marshall 1981; Herrmann 1982; Hörmann 1976; 1983; Schlesinger 1977; Winograd 1977). Dieses Weltwissen ist den Erklärungsgrundlagen, die über den Weg der sozialpsychologischen Konzepte der Einstellung und Wertorientierung aufgestellt werden, darin ähnlich, daß es ebenfalls von einer latenten Strukturqualität ist.

Das (ideologische) Wissen, das ein Sprecher in seinen sprachlichen Äußerungen mitteilt, muß nämlich nicht notwendigerweise an der Oberflächenstruktur der Äußerungen erscheinen oder als lexikalische Manifestation des Textes erkennbar sein. Aber die latente Strukturqualität dieses Wissens kann über die Tiefenstruktur einer Äußerung erschlossen werden. Anstatt die von der Grammatiktheorie Chomskys (1965) geprägte Terme Oberflächen- und Tiefenstruktur zu verwenden, ist es m.E. günstiger, die von Lurija (1982) vorgenommene Unterscheidung zwischen Text und Subtext einzuführen. In ihr kommt klarer zum Ausdruck, daß die kognitiven Fähigkeiten, die dem Verstehen von Text und Subtext jeweils unterliegen, keineswegs miteinander korrelieren müssen (o.c., 283). Für das Verstehen eines Subtextes wird zunächst nur vorausgesetzt, daß ein Text irgendwelche manifesten Indikatoren enthält, die über den Text selbst gar keine Schlußfolgerung zuzulassen brauchen. Diese Indikatoren können aber entscheidend zum Verständnis eines verborgenen Textsinns, nämlich des latenten Subtextes, beitragen. Die Indikatoren müssen nur in ein – beispielsweise inhaltsanalytisches – Kategoriensystem einzuordnen sein, das sich dafür eignet, die Struktur des vermuteten Subtextes zu erfassen.

Eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen latenten und manifesten Sprachindikatoren dürfte besonders in interaktiven Kommunikationstexten kaum zu treffen sein. Eine klare Feststellung von latenten versus manifesten Indikatoren für eine im Text verborgene kognitive Struktur, die selbst immer latent ist, wird auch anhand vorliegender individuumzentrierter Merkmale des Sprechers und überprüfbarer Verstehensleistungen des Hörers nicht vollständig möglich sein; sie hängt nämlich auch von schwer faßbaren sozialen und kulturellen Aspekten ab, die insgesamt den Kontext eines Textes mitgestalten. Zudem betreffen Analysen zu latenten und manifesten Textstrukturen immer auch einen funktionalen Standpunkt (Merton 1955). Dieser bezieht sich über den Kontext des Textes hinaus auf die Ziele und Verfahrensschritte

einer Analyse. Sie zusammengenommen lassen oft erst eine Entscheidung darüber zu, ob die als ideologisch ermittelten Sprachstrukturen eine sehr latente Struktur oder bereits einen manifesten Inhalt bilden.

Beispielsweise dürften die von Ertel (1972) beschriebenen sprachlichen Stilmerkmale eines dogmatischen Denkstils als manifeste Indikatoren in Texten gelten, weil sie als zumeist adverbiale lexikalische Bestimmungen im Text leicht aufzufinden und zu kodieren sind. Andererseits scheinen diese sprachlichen Stilmerkmale (Indikatoren) zu sehr vom Subtext entfernt (quasi zu wenig latent) zu sein, um sie eindeutig als Merkmale eines (latenten) dogmatischen Denkens ausgeben zu können: Sie weisen für die Beziehung zwischen den in ihren Latenz- versus Manifestationsgraden variierenden Sprachindikatoren und den latenten Kognitionen einen zu großen Erklärungsabstand auf (vgl. Günther in diesem Band).

Solche Erklärungsabstände zu verringern, hängt also nicht allein vom Explikationsgrad ab, mit dem eine gewisse Isomorphiebeziehung zwischen Sprache und Kognition zu erhärten versucht wird (Aebli 1981, 345; von Cranach et al. 1980, 224) und der letztlich auch auf die Explikation von kognitiven Konzepten wie Dogmatismus oder Ideologiehafteigkeit ausgedehnt wird. Vielmehr ist eine vermutete Beziehung zwischen sprachlichen Indikatoren und latenten Kognitionen auch über inhaltsanalytische Schritte (z.B. über solche der Kategorienoperationalisierung) zu erreichen, welche die latenten Indikatoren des Subtextes in der manifesten Textebene verankern und somit den Abstand zwischen manifesten Textindikatoren und latenten Kognitionen durch latente Indikatoren des Subtextes verkürzen.

Im Hintergrund der Explikation des Ideologiekonzepts stand stets die Fragestellung, ob sich für die latenten Strukturen ideologischer Kognitionen manifeste Indikatoren finden lassen. Ich bin zunächst von einem interdisziplinären Netzwerk verschiedener Funktionsbedeutungen des ideologischen Denkens und deren stufenweiser Verschränkung ausgegangen und habe dargelegt, daß bereits die erkenntnis- und sozialkritischen Überlegungen ideologisches Denken in seiner Funktion für das Alltagsleben sowohl negativ als auch positiv bewerten. Diese gegensätzlichen Evaluationsaspekte ließen sich dann über die soziologisch und sozialpsychologisch ausgerichteten Konzeptexplikationen bekräftigen und um eine empirisch belegte, bipolare Dimension des ideologischen Denkens ergänzen. In ihr stehen sich latente Rechtfertigungs- und Integrationsfunktionen gegenüber, von denen angenommen wird, daß sie sich in verbalen Strukturen manifestieren. Sprachlich faßbare Strukturkomponenten von ideologischen Kognitionen sind jedoch nicht über den Weg einer sozialpsychologischen Konzeptexplikation auszumachen, die von

Einstellungs- und Wertorientierungskonzepten ausgeht, denen selbst eine latente Strukturqualität zuzusprechen ist. Für die Verstehens- und Produktionskomponenten einer ideologisch deutbaren Sprache habe ich daher eine Dualität der Verstehenskomponente angenommen. Sie besagt, daß Sprecher ihre ideologischen Denkhaltungen bewußt oder unbewußt im Sprachgebrauch mitteilen und daß Hörer solche ideologisch deutbaren Mitteilungen zwar erkennen, aber für diese keine manifesten Sprachindikatoren ausmachen können. Dies hat mich zu der noch auszuarbeitenden Schlußfolgerung geführt, daß das Problem des Erklärungsabstands zwischen ideologisch nutzbaren Sprachelementen und ideologiefahnen Kognitionen nur zu lösen ist, indem man die manifeste Struktur sprachlicher Äußerungen nach latenten Merkmalsindikatoren im Subtext überprüft und erst in diesem die Manifestation ideologiefahner Kognitionen nachzuweisen versucht.

2. Manifestationen von Ideologiefahigkeit in Textstrukturen

2.1. *Kommunikations- und sprachpsychologische Rahmenbedingungen: funktionale und kognitive Aspekte des Sprachgebrauchs*

Den Erklärungsabstand zwischen Sprache und Kognition sowie auch Handlung zu verringern, ist ein übergeordnetes Ziel der meisten inhaltsanalytischen Ansätze. Sofern man hierfür zunächst von einer Isomorphiebeziehung zwischen Sprache und Kognition ausgeht und diese schrittweise expliziert, kommt man in einem späteren Explikationsschritt zum Konzept einer ‚gemeinsamen Bedeutsamkeit‘ (Toulmin 1969). Diese bezieht sich auf eine einheitliche, genuin nicht teilbare Verhaltenskonstellation von Handeln und Sprache und ist für eine Beobachtung und empirische Überprüfung offen. Das Auseinanderhalten von Sprache und Handlung ist zu analytischen und untersuchungstechnischen Zwecken sicherlich oft erforderlich, aber den menschlichen Verhaltenskonstellationen entspricht es nicht.

Diese Argumentation hat Toulmin für seinen Vorschlag benutzt, Sprache und nichtsprachliches Handeln zu vereinigen, um so menschliches Verhalten besser erklären zu können. Dem Vorschlag zufolge liegt die gemeinsame Bedeutsamkeit (common significance) sprachlicher Äußerungen und nichtsprachlicher Handlungen weder in introspektiven Methoden noch in behavioralen Auffassungen von Sprache als bedingtem Verhalten begründet. Vielmehr hätten ins-

besondere Wygotskis und Lurijas Studien zur Sprachentwicklung gezeigt „that units of learned behavior are the constellations of behavior Wittgenstein christened ‚forms of life‘, and these are also the source of ‚significance‘ for both language and nonlinguistic actions“ (Toulmin 1969, 94). Demnach ist die Bedeutsamkeit, die den Handlungen und den qua Sprache abgegebenen Alltagserklärungen für Handlungen gemeinsam zugeschrieben wird, in ihren Kennzeichen insoweit pragmatisch, als Sprache eben ein ‚Instrument im Alltagsleben‘ darstellt (o.c., 98).

Vor dem Hintergrund dieser Argumentation zur Beziehung von Sprache und Handlung wird für die Relation von Sprache und Kognition die Hypothese aufgestellt, daß in den (oder über die) konkret-manifesten (Oberflächen-)Strukturen von Texten und Diskursen andere, in ihren Manifestationsgraden vorläufig nicht festzustellende Strukturen gefunden werden können. Für diese anderen Strukturen, die nach Lurija (1982) als Subtext bezeichnet werden können, wird angenommen, daß sie zum Zeitpunkt der Textproduktion durch Kognitionen geprägt werden, die nicht mit denen identisch sein müssen, die die Textproduktion an sich schon begleiten (vgl. Freedle 1972). Als eine(n) dieser Substrukturen (Subtexte) werde ich das Konzept der Ideologiehaftigkeit in bezug auf die sie prägenden Kognitionen auszuarbeiten versuchen. Diese Struktur der Ideologiehaftigkeit von Texten ist wegen ihrer eher latenten Indikatoren nicht leicht auszumachen; aber sie ist erkennbar, (a) wenn man einige pragmatische Regeln annimmt, die neben den syntaktischen Regeln die Akzeptanz von Satz- und Äußerungsbedeutungen steuern; (b) wenn man die semantischen Zusammenhänge identifizieren kann, die sprachlichen Botschaften Kohärenz verleihen; (c) wenn man bereit ist, sozio- und psychopragmatische Prinzipien anzuerkennen, die der kognitiven Organisation von Sprechakten, Diskursprozessen und Texten dienen und auf einer sozialen, kulturellen und subkulturellen ‚Logik‘ aufgebaut sind, die nicht selten einige der ansonsten logisch unzulässigen Widersprüche erlaubt (vgl. hierzu z. B. Elster 1978; Freedle 1975; Leontiev 1982, Kap. 6; Scribner 1979; Thagard & Nisbett 1983). Diese insgesamt sozial-integrativen Funktionen von Ideologiehaftigkeit können auf der kommunikativen Ebene durch einige Funktionen des Sprachgebrauchs verdeutlicht werden. Wenigstens drei Sprachgebrauchsfunktionen sind hierfür relevant, nämlich *repräsentationale*, *textuelle* und *interpersonelle* Funktionen, die in ähnlicher, aber nicht identischer Form bereits in Bühlers (1934) Sprachtheorie enthalten sind.

Bekanntlich hat Bühler drei Möglichkeiten beschrieben, wie Sprache funktional auf ein sogenanntes Phänomen zu beziehen ist. Dieses Phänomen ist graphisch als Mittelpunkt eines dreieckigen Organonmodells ausgewiesen (Bühler 1934, 28), in dem – entsprechend der griechischen Wortbedeutung von Organon – Sprache als Werkzeug aufgefaßt wird, durch das ein Sender

(Sprecher) mit einem Empfänger (Hörer) über Dinge (Gegenstände, Sachverhalte, Ereignisse) kommuniziert. Für Sender, Empfänger und kommunizierte Sachverhalte bedeutet das Phänomen folgendes: (a) Es ist ein Symbol in seinem Bezug auf Gegenstände, Sachverhalte und Ereignisse; (b) es ist ein Symptom in seiner Abhängigkeit vom Sender, dessen innerer Zustand durch das Symptom ausgedrückt wird; (c) es ist ein Signal, das an den Empfänger appelliert, dessen Verhalten durch das Signal mitgesteuert wird. Auf diese Weise hat Bühler drei Relationen im Sprachgebrauch beschrieben, die er als Funktionen der Darstellung, des Ausdrucks und des Appells begreift. Für das Konzept der Ideologiefähigkeit ist besonders die Beziehung zwischen den Funktionen der Darstellung und des Appells wichtig, wohingegen die Funktion des Ausdrucks – auch aufgrund der Schwieriger zu bestimmenden inneren Zustände – vernachlässigt wird.

Die Darstellungsfunktion betrifft vor allem die Wirkungsweise grammatischer Prädikate. Sie stellt aber nicht allein die syntaktischen Relationen zwischen Prädikaten, Subjekten und Objekten dar, sondern zielt auch auf die Äußerungs- oder Satzbedeutung beim Enkodierungsprozeß im Sender und beim Dekodierungsprozeß im Empfänger ab. Denn diese Prozesse tangieren bereits die Appellfunktion, wenn in ihnen eine kognitive Akzentuierung mitschwingt (Engelkamp 1976). Da mit Bühlers Appellfunktion kaum zu entscheiden ist, ob ein Appell von der Sprecherintention abhängt (Hörmann 1967, 19), wird die Funktion des Appells hier durch zwei andere Funktionen ersetzt, die Halliday (1973) als textuelle und interpersonelle Funktionen linguistisch beschrieben hat. Demzufolge haben Anzeichen einer kognitiven Akzentuierung eine textuelle Funktion, die die Aufmerksamkeit des Empfängers auf solche Begriffe und sprachlichen Merkmale lenkt, auf die es dem Sender ankommt (von Intention spricht Halliday in diesem Zusammenhang nicht). Über die Aufmerksamkeitszentrierung ist die textuelle Funktion mit verborgenen Handlungsorientierungen verbunden, die eine Mittlerposition zwischen textueller und interpersoneller Funktion einnehmen. Letztere steuern das kommunikative und soziale Verhältnis von Sender und Empfänger, wodurch der Text selbst – ob als aktiver Diskurs oder als Erzähltext – zu einem sozialen Ereignis (Halliday 1973) und zu einem Teil des menschlichen Verhaltens wird (Hanson 1978, 233).

Auf dieser Grundlage sind für die zwischen textueller und interpersoneller Funktion vermutete Handlungsorientierung die Funktionen des Sprachgebrauchs noch näher zu spezifizieren. Eine genauere Bestimmung wird eine Art von Handlungsschema einbeziehen müssen, in welchem sich diejenigen Reaktionen des Empfängers (Hörers) manifestieren, die aus dessen Auslegung des Sprechertextes folgen. Anhaltspunkte für solche zusätzlichen Sprachfunktionen sind m.E. aus drei unterschiedlichen Ansätzen zu gewinnen: (a) aus einem Diskursverlaufsmodell (Winograd 1977), (b) aus Regeln der Textstrukturierung (de Beaugrande 1980) und (c) aus der Auffassung von Handlungsschemata als Ziel-Mittel-Relationen (Heider 1958).

Den Mittelpunkt in der graphischen Darstellung des Modells von Winograd (1977) bildet eine Textpassage oder eine Äußerung, über welche die

Kommunikation zwischen Sprecher und Hörer verläuft, wobei die Kommunikationspartner jeweils durch eine Anzahl kognitiver Strukturen gekennzeichnet sind. Diese Strukturen beziehen sich einerseits auf die vom Sprecher intendierte Äußerungs- oder Textbedeutung, auf die in seinem Gedächtnis gespeicherten Schemata und auf seine (Kommunikations-)Ziele, sowie andererseits auf die Textinterpretation durch den Hörer, auf die gespeicherten Schemata und auf die Ziele des Hörers. Während die Sprecherkognitionen vorwiegend mit der Planung einer zielgerichteten Äußerung verbunden sind, beziehen sich die Hörerkognitionen auf ein inferenzgesteuertes Verstehen der Äußerung, wie es der bereits erwähnten Vorbereitung von Gebrauchsprozessen (für Sprechhandeln) entspricht. Ideologisch interessant sind vor allem die Kommunikationsmuster einer zielgerichteten Äußerung, welche die individuumzentrierten Ziele des Sprechers einschließen. Hierzu gehören beispielsweise: den Hörer zu verbalen oder nonverbalen Handlungsweisen veranlassen; ihn zu intendierten Schlußfolgerungen oder emotionalen Reaktionen bewegen; ihm Informationen übermitteln, von denen der Sprecher vermutet, daß sie das Weltbild des Hörers so treffen, daß dieser Weltbildannahmen des Sprechers zu übernehmen geneigt ist.

Abgesehen vom zuletzt genannten Ziel, das zumindest im Aspekt der Informationsübermittlung auch eine repräsentationale Funktion zu erfüllen scheint, betreffen diese Ziele insgesamt mehr die textuelle und interpersonelle Funktion. Die Ideologiehafte, die mit den beiden Funktionen des Sprachgebrauchs verknüpft sein kann, wird hier besonders auf einer von mehreren, unterschiedlichen Kommunikations-/Kognitionsstufen vermutet: Sie bezeichnet Winograd (1977) als eine unbewußte und konfligierende Stufe, auf der (vom Hörer unbemerkte) widersprüchliche Informationen vermittelt werden, „drawing the hearer's attention to some entity while conveying an overall posture towards the hearer“ (o.c., 69). Das inferenzgesteuerte Verstehen des Hörers meint in Winograds Modell hauptsächlich im positiven Sinn die vom Sprecher beabsichtigten Schlußfolgerungen des Hörers. Nun kann aber hinter dem (positiv beurteilten) Sachverhalt, wonach der Hörer zu Schlußfolgerungen fähig ist, die keine logischen Konsequenzen aus der vom Sprecher intendierten, zielgerichteten Äußerung sind (o.c., 71), auch ein unterschwellig bis ideologisch beeinflusster Verstehensprozeß des Hörers vermutet werden.

Aus den Regeln der Textstrukturierung (standards of textuality) hebt de Beaugrande (1980, 19) Intentionalität als die einzige Regel hervor, die sich instrumentell einsetzen läßt. Intentionalität meint die zielgerichtete und plangesteuerte Einstellung des Textproduzenten, seinem Text Kohärenz und Kohäsion zu verleihen. In bezug auf die textuelle und interpersonelle Funktion des Sprachgebrauchs ist bei de Beaugrande die instrumentelle Handhabung von Texten als ein intendierter Appell zu begreifen, der beim Rezipienten eine kognitive Akzentuierung auslösen soll. Diese braucht selbstverständlich nicht mit einer versteckten Handlungsorientierung einherzugehen. Aber de Beaugrande (1980, 27) sieht die Aufmerksamkeit, die der Textproduzent über die Kohärenz- und Kohäsionsregeln der Texterstellung beim Rezipienten zu erwecken beabsichtigt, als manipulierbar an. Denn die mit der Aufmerksamkeit verbundene kognitive Akzentuierung muß zunächst einmal zur kognitiven Struktur des Textproduzenten gehören, bevor sie beim Rezipienten veranlaßt werden kann. Und im Prozeß der Veranlassung bedient sich der Textproduzent eines mehr oder weniger auch manipulativ steuerbaren, rückwärts gerichteten Gebrauchs von Ziel-Mittel-Analysen (o.c., 178): Wenn der Textproduzent merkt, daß der von ihm beabsichtigte Zielzustand (des

schlußfolgernden Verstehens), den er beim Hörer über die Kohärenz- und Kohäsionsprinzipien der Textstrukturierung erreichen möchte, verfehlt wird, geht er anhand derselben Prinzipien auf einen früheren, schon erreichten Zustand zurück und beginnt von neuem. Der Gebrauch solcher Ziel-Mittel-Analysen stellt somit ein (Sprech-)Handlungsschema dar, in welchem textuelle und interpersonelle Sprachfunktionen auch einen ideologischen Sinn erfüllen können.

Der funktionalistischen Auffassung von ideologisch nutzbaren Ziel-Mittel-Relationen kommt Heider (1958) nahe, wenn er deren praktische Verwendbarkeit als (Sprech-)Handlungsschemata unterstreicht. Beispielsweise laufen die Handlungsschemata der Kommunikationspartner dann auf (implizite) Ziel-Mittel-Analysen hinaus, wenn bestimmte Diskurskomponenten, die in der (Oberflächen-)Struktur von Äußerungen zumeist an Befehle oder Bitten gebunden sind, als interpersonelle Mittel zur Erreichung von Zielen dienen, etwa Handlungsweisen des Kommunikationspartners zu verhindern oder zu veranlassen. Zur interpersonellen Funktionsbeziehung gehört es nun, daß beim Hörer (Empfänger) Dissonanzen zwischen seinen Kognitionen über die sprachliche Struktur der Diskurskomponenten einerseits und seinen Attributionen über die qua Diskurskomponenten verlangten Handlungen andererseits auftreten können, etwa wenn ein Befehl zu handeln verbal eindeutig als ein solcher formuliert ist. Dissonanzen führen meistens dazu, daß der Hörer die vom Sprecher intendierten Schlußfolgerungen und/oder Handlungen unterläßt oder verweigert. Die sprachlichen Möglichkeiten des Sprechers, mit denen er solche Dissonanzen unterbinden kann, liegen nach Heider (1958, Kap. 4) im Setzen von Sprachstimuli, die der Hörer so verstehen soll, als ob sie von den Absichten und Zielen des Sprechers losgelöst seien. Hinter der Ideologiehaf-tigkeit einer Sprecheräußerung hätte demnach eine Sprecherintention zu stehen, die sprachlich so vermittelt werden muß, daß sie vom Hörer nicht erkannt wird und trotzdem eine vom Sprecher gewünschte Handlungsorientierung im Hörer auslöst.

Die hier skizzierten kommunikations- und sprachpsychologischen Rahmenbedingungen für die Manifestation von Ideologiehaf-tigkeit in Textstrukturen setzen wohl ein gemeinsam geteiltes Wissen der Kommunikationspartner voraus, das in der neueren Literatur als ‚common ground‘ bezeichnet wird (Clark 1985; Clark & Carlson 1982; Clark & Marshall 1981). Aber die genannten Rahmenbedingungen widersprechen der Vorstellung von harmonisch verlaufenden Diskursprozessen, in der die Harmonie dahingehend bestimmt wird, Sprecherintentionen verbal so zu vermitteln, daß sie vom Hörer zu erkennen sind (Clark & Carlson 1982, 19). Vielmehr wird in den Rahmenbedingungen angenommen, daß das von Sprecher und Hörer gemeinsam geteilte Wissen interindividuell unterschiedliche Gradabstufungen und subtile Bewußtseitsniveaus aufweist (Kraut & Higgins 1984, 115), die es dem Sprecher ermöglichen, seine Intentionen den Hörer nicht gewahr werden zu lassen. Insofern beziehen sich die repräsentationalen, textuellen und interpersonellen Funktionen des Sprachgebrauchs auf ein Paradigma von Sprecher-Text-Hörer, das die Auswirkungen der Ideologiehaf-tigkeit von Texten nicht in einer

offensichtlichen Beeinflussung der Hörerhandlungen, sondern eher in einer versteckten Einflußnahme auf die Handlungsorientierung und in einem unmerklichen Überwinden der Akzeptanzschwelle des Hörers festmacht. Auf welchen sprachlichen und kognitiven Grundlagen eine solche Wirkung ideologischer Texte entsteht, und wie Ideologiekritik unter Berücksichtigung dieser Geneseaspekte zu konzeptualisieren und zu definieren ist, will ich im nächsten Abschnitt erläutern.

2.2. Konzeptualisierung und Definition von Ideologiekritik: die verbalen und kognitiven Grundlagen

Der erkenntniskritischen Auffassung von Topitsch (1971b) zufolge zeigt sich ideologisches Denken auf der sprachlichen Ebene im Versuch, Wahrheit, Unwiderlegbarkeit und Letztbegründungen zu vereinigen. Erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch betrachtet läuft ideologisches Denken zumeist darauf hinaus, sprachlich faßbare Kognitionen gegen jede Art von Kritik zu immunisieren (Albert 1969, Kap. 4; 1972, Kap. 2). Damit sind zwei Intentionen – oder in der Annahme einer objektiven Verursachung des ideologischen Denkens zumindest zwei Wirkungsweisen – eines ideologischen Sprachgebrauchs genannt: (a) die Inhaltsimmunisierung eines Textes und (b) das Überwinden einer Akzeptanzschwelle beim Textrezipienten. Der erste Aspekt kann der textuellen Funktion des Sprachgebrauchs zugerechnet werden und der zweite Aspekt ist mehr zur interpersonellen Funktion zu zählen. Beide Aspekte können zusammen eine Art verborgener Handlungsorientierung beim Rezipienten bewirken. Sie kommt zustande, indem die Immunisierung des Textinhalts und dessen Akzeptanz durch den Rezipienten diesem oft nicht bewußt werden; die Wahrscheinlichkeit hierfür ist erhöht, wenn der Text bloße Tatsachenaussagen zu enthalten scheint. Der Textrezipient (Hörer) nimmt dann den Text in der repräsentationalen (darstellenden) Funktion wahr, wohingegen die textuelle Funktion der Inhaltsimmunisierung und die interpersonelle Funktion der Akzeptanzsteigerung außerhalb kritischer Rezipientenreflexionen liegen können.

Durch eine neutral gehaltene Beschreibung (Darstellung) von Sachverhalten oder Ereignissen läßt sich also eine kognitive/kommunikative Abwehrhaltung des Rezipienten umgehen oder verhindern. Damit ist die bloße Darstellung, ganz entgegen ihrer ansonsten ideologiekritischen Vereinnahmung, gegen ideologische Absichten keineswegs immun. Die hinter der repräsentationalen Funktion stehende regulative ‚Idee der zutreffenden Darstellung‘ (Albert

1978) hat stets mit dem sprachlichen und kognitiven Problem zu tun, das Zutreffen einer bloß darstellenden Sachverhalts- oder Ereignisschilderung auch beurteilen zu können, was den Textrezipienten zuweilen sehr schwer fällt (o.c., 41). Die Beschränkung des Textproduzenten auf die Darstellungsfunktion der Sprache kann mit ideologiefreien Sprachmerkmalen einhergehen, aber sie garantiert dem Rezipienten keine ideologiefreie Sprecherintention und damit auch keinen ideologiefreien Sprachgebrauch. Die vom Rezipienten nicht erkannten Intentionen und Überzeugungen, die an eine Sachverhaltsdarstellung des Sender gekoppelt sein können, sind mit ein Grund, warum zutreffende (wahre) Sachverhaltsäußerungen oft einer Wahrheitsidee überantwortet werden, von der fälschlicherweise angenommen wird, mit ihr ließen sich Kognitionen nicht auch ideologisch steuern (vgl. die Diskussion von Bühlers Darstellungsfunktion bei Albert 1978, Kap. 2).

Um zu einer Konzeptualisierung und Definition von Ideologiehaftigkeit zu gelangen, die das Konzept in seinen kognitiven und sprachlichen Grundlagen verankern, werden nachfolgend die Funktionen des Sprachgebrauchs (repräsentational, textuell und interpersonell) auf konkrete sprachliche Äußerungen bezogen. Anhand von Beispielen will ich dabei versuchen, die kognitiv aufgefaßten Funktionen des Sprachgebrauchs in Sprechakten (Äußerungen) aufzuzeigen und daraus die Kennzeichen zu entwickeln, die der Ideologiehaftigkeit von Texten im Sinne geäußerter Zeichenmengen (Schmidt 1978) zugrundeliegen.

Aus dem Diskursverlaufmodell (Winograd 1977), aus den Regeln der Textstrukturierung (de Beaugrande 1980) und vor allem aus der Auffassung von Ziel-Mittel-Analysen als Handlungsschemata (Heider 1958) ging hervor, daß für das Ziel, bei Rezipienten verborgene Handlungsorientierungen zu erreichen, keine unmittelbar weisungsgebenden sprachlichen Stimuli wie Befehle oder Bitten als Mittel anzusetzen sind. Solche Stimuli zählen unter der Kategorie der ‚Direktive‘ zu einer von fünf Kategorien, die insgesamt Searles (1975a) Taxonomie von illokutionären Sprechakten ausmachen. Die anderen vier Kategorien lassen sich folgendermaßen skizzieren: mit den ‚Repräsentativen‘, die später in ‚Assertive‘ umbenannt wurden (Searle 1979a), schildern Sprecher gegenüber den Hörern Sachverhalte (z.B. in Form von Behauptungen, Annahmen usw.); mit den ‚Kommissiven‘ verpflichten sich die Sprecher selbst zu Handlungen (z.B. in Form von Versprechungen, Garantien usw.); mit den ‚Expressiven‘ drücken Sprecher ihre Gefühle und Einstellungen aus (z.B. in Form von Danksagungen, Verzeihungen usw.); mit den ‚Deklarationen‘ ändern Sprecher äußere Zustände (z.B. in Form von offiziellen Ernennungen, Entlassungen usw.). Mit den schon genannten Direktiven schließlich versuchen die Sprecher, ihre Hörer zu Handlungen zu veranlassen. Nach Searles (1975a) Auffassung kommt jeder Äußerung ein illokutionärer Gehalt zu, da jeder Sprechakt in eine der fünf Kategorien fällt. Zumindest scheint kaum eine weitere Kategorie denkbar zu sein, mit welcher der propositionale Inhalt einer Äußerung noch zu klassifizieren ist.

Im Hinblick darauf, daß das Kategoriensystem erschöpfend ist, hat es Ähnlichkeit mit Bühlers (1934) drei Sprachfunktionen, welche offenbar mit der Taxonomie illokutionärer Akte in folgenden Funktionen/Kategorien paarweise überlappen: Appell und Direktive, Ausdruck und Expressive sowie Darstellung und Repräsentative (Assertive). In einer Kritik an Searles Taxonomie plädieren Ballmer & Brennenstuhl (1981, 57) dafür, die fünf Kategorien auf Repräsentative, Direktive und Expressive zu verkürzen, wodurch Bühlers drei Sprachfunktionen übrigblieben. Zwei Argumente sprechen für eine Reduktion auf die drei Kategorien (Ballmer & Brennenstuhl 1981, 56f.): (a) die Kategorie der Deklarationen enthält implizit eine *ceteris-paribus*-Klausel, denn über Deklarationen können auch die Sprechakte aller anderen Kategorien ausgedrückt werden; (b) die Unterscheidung zwischen Direktiven und Kommissiven ist oberflächlich, da sie vom Adressaten abhängt, an den die Äußerung gerichtet ist. Beide Argumente zusammengenommen widersprechen somit auch der Annahme, daß die Taxonomie illokutionärer Akte disjunkte Kategorien enthält (vgl. auch Miller & Johnson-Laird 1976, 634ff.). Eine Reihe weiterer Aspekte unterstützen die Argumentation, die fünf Kategorien zu reduzieren; solche Aspekte, die hier nicht weiter ausgeführt werden, sind eher psychologischer Natur und finden sich bei verschiedenen Autoren, unter anderem auch bei Searle selbst (vgl. z.B. Berger 1979; Heider 1958, Kap. 9; Miller & Johnson-Laird 1976, 197; Searle 1979a, Kap. 6). Jedoch ist die von Ballmer & Brennenstuhl (1981) vorgenommene Gleichsetzung der drei verbleibenden illokutionären Akte mit Bühlers drei Sprachfunktionen unzutreffend. Denn es läßt sich zeigen, daß eine Äußerung sich auf die drei Sprachfunktionen gleichzeitig (wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß) bezieht, wodurch eine wichtige Voraussetzung für die konstitutiven Kennzeichen der Ideologiehafteigkeit von Texten geschaffen ist; dagegen kann vom Standpunkt der Sprechakttheorie eine Äußerung immer nur in eine der drei verbleibenden Kategorien fallen. Dies will ich nachfolgend an einem Beispiel erläutern.

Man stelle sich diese Situation vor: zwei Bekannte A und B stehen vor einem Restaurant; als sie gerade eintreten wollen, äußert A zu B: „Ich bin etwas knapp an Geld“. Von der Theorie der Sprachfunktionen aus betrachtet kann Sprecher A einen Sachverhalt geäußert haben (Darstellungsfunktion); er kann Hörer B gebeten haben, ihm etwas Geld zu leihen oder auf den Restaurantbesuch zu verzichten (Appellfunktion); und Sprecher A kann Hörer B seine Befürchtung mitgeteilt haben, die Rechnung nicht bezahlen zu können (Ausdrucksfunktion). Welche Funktion des Sprachgebrauchs betont (intendiert) wurde, kann ohne Kenntnis weiterer Kontext- und Personmerkmale nicht entschieden werden. In welcher Funktion der Hörer die Äußerung aufgefaßt hat, ist seiner Reaktion zu entnehmen, die jedoch nicht unbedingt etwas über die Sprecherintention aussagt. So könnte der Hörer über die kognitive Ebene der

Darstellungs- oder Ausdrucksfunktion sprachlich etwas entgegen (z.B.: „Hier gibt's auch kleine Mahlzeiten“), und dennoch könnte in der Sprecherintention eine Appellfunktion gelegen haben, auf die der Hörer nur nicht reagiert. Eine verbale Reaktion (Sprechhandlung) im Verständnis der Appellfunktion (z.B. Hörer B lädt Sprecher A zum Essen ein) würde dagegen bedeuten, daß in der Sprecherintention die textuelle und interpersonelle Funktion des Sprachgebrauchs betont war, die beide durch die Sprechhandlung des Hörers erfüllt oder wirksam wurden. Sofern keine sprachlichen Mißverständnisse vorliegen, hätte Sprecher A auf diese Weise seine Absicht verwirklicht, ohne sie explizit geäußert haben zu müssen: Er brauchte nicht zu sagen, was er meinte, und hat dennoch erreicht, was er intendiert (gemeint) hat; oder in Wittgensteins (1969, 71) Sichtweise: Die Bedeutung des Gesagten liegt in dem, was mit dem Gesagten bewirkt wird.

Die Schlußfolgerung hinsichtlich der textuellen und interpersonellen Funktion ergibt sich allerdings erst aus den vielen Aspekten, die für die Beziehung zwischen Sagen und Meinen in sprachsoziologischen, -psychologischen und -theoretischen Ansätzen ausgearbeitet wurden (z.B. Berger & Bradac 1982; Habermas 1971; Helmer 1971; Herrmann 1982; Hörmann 1976; Schmidt & Harnisch 1972; Searle 1979b). In komprimierter Sichtweise wiedergegeben lassen diese Ansätze die Annahme zu, daß der kommunikative Gehalt einer sprachlichen Äußerung (eines Textes) aus drei Komponenten gleichzeitig besteht, die ich hier in eine Entsprechung zu den drei Sprachfunktionen bringen will: (a) das, was in der Äußerung wörtlich gesagt wird (repräsentationale Funktion), (b) was mit ihr gemeint ist (textuelle Funktion) und was mit ihr erreicht und bewirkt wird (interpersonelle Funktion). Diese Annahme, die für die obige Beispielsäußerung neben dem Gesagten auch eine (gemeinte) Handlungsaufforderung einschließt, ist im Rahmen der Taxonomie illokutionärer Akte jedoch nicht aufrechtzuerhalten.

Searle (1969, Kap. 3) hat nämlich vier sogenannte Zutreffensbedingungen oder -regeln (felicity conditions) formuliert, mit denen entschieden werden soll, ob einer Äußerung der illokutionäre Gehalt der einen oder anderen Kategorie von den insgesamt fünf Kategorien entspricht. Diese vier Regeln beziehen sich auf die mit einer Äußerung verbundene Vorbereitung (preparation), Aufrichtigkeit (sincerity), auf ihren propositionalen Gehalt (propositional content) sowie auf das für sie Wesentliche (essential rule) und sind in einem unterschiedlichen Ausmaß für jeden der fünf illokutionären Akte gültig. Die Beispielsäußerung „Ich bin etwas knapp an Geld“ ist demnach eine Sachverhaltschilderung, die ausschließlich der Wahrheit (dem Zutreffen) ihres propositionalen Inhalts entspricht; gleichzeitig wird dadurch die Bedingung des Wesentlichen erfüllt, die für Repräsentative gilt. Um in der Beispielsäußerung eine Handlungsaufforderung sehen und ihr damit den illokutionären Gehalt einer Direktiven zuschreiben zu können, müßte die für Direktive zutreffende (felicitous) sprachliche Form einer Bitte oder Aufforderung vorliegen, was nicht der Fall ist. Wenn der Sprecher mit seiner Äußerung allerdings beabsichtigt hätte, den Hörer zum Handeln (z. B. zum Aussprechen einer Einladung oder zum Geldleihen) zu veranlassen, so hätte er mit seiner

Äußerung die Aufrichtigkeitsregel verletzt. Seine Intention durch den illokutionären Gehalt einer Repräsentativen kundzutun, wäre vom Sprecher auch dann unaufrichtig, wenn die Wahrheit des propositionalen Inhalts der Äußerung zutrifft.

Der Sprecher verstößt nicht nur gegen herkömmliche Konversationsregeln sondern auch gegen unkonventionelle (aber unter bestimmten Umständen noch als konventionell geltende) ‚Konversationsimplikaturen‘, die Grice (1975) ebenfalls am Beispiel der Konversation zwischen zwei Personen eingeführt hat. Diese Implikaturen möchte ich hier nur erwähnen, um dann wieder auf die sprechakttheoretische Darstellung zurückzukommen, die ich im gegenwärtigen Zusammenhang für sinnvoller halte. In Übereinstimmung mit einem ‚Kooperationsprinzip‘, nach welchem die Gesprächspartner ihre Konversationsbeiträge ausrichten sollten, hat Grice (1975, 45ff.) die Konversationsimplikaturen nach vier Kategorien gegliedert, die den Kantschen ‚Handlungsmaximen‘ angeglichen sind. Die erste Kategorie ‚Quantity‘ erfordert, einen Konversationsbeitrag so informationsreich zu halten, wie es die Konversation erfordert; unter die zweite Kategorie ‚Quality‘ fällt die übergeordnete Maxime, den Beitrag der Wahrheit entsprechend zu gestalten; die dritte Kategorie ‚Relation‘ verlangt, den Beitrag den augenblicklichen (unmittelbaren) Erfordernissen (der Relevanz) des Konversationsstadiums anzupassen; und unter die vierte Kategorie ‚Manner‘ fällt wiederum eine übergeordnete Maxime, nämlich deutlich das zu sagen, was man tatsächlich meint. An Gruppierungen von Sprachspielen hat Grice (o.c.) einige Besonderheiten gezeigt; so kann die Einhaltung einer Maxime zur Verletzung einer anderen führen, Maximen sind bei bestimmten, z.B. ironischen oder metaphorischen Sprachverwendungen aufhebbar oder zuweilen ist es einfach unklar, ob eine Maxime verletzt wird. Im Hinblick auf die obige Beispielsäußerung scheint es, daß der Sprecher vor allem gegen die Maxime der Kategorie ‚Manner‘ verstößt (wenn er mit seiner Äußerung eine Handlungsaufforderung verbunden wissen möchte), weil er das, was er sagt, nicht so sagt, wie er es sagen sollte (vgl. Grice, o.c.). Seine Äußerung ist zwar wahr, aber ‚hinter‘ der Wahrheit der Äußerung verschleiert der Sprecher, was er tatsächlich meint.

Um nach der sprechakttheoretischen Auffassung von Searle sowohl die Wahrheit des propositionalen Äußerungsinhalts als auch die Aufrichtigkeit der Sprecherintention (der Handlungsaufforderung) gelten zu lassen, bedarf es einer Unterscheidung, die beides auseinanderhält und dennoch in einer einzigen Äußerung gemeinsam zuläßt. Deshalb hat Searle (1975b) die Sprach-/Kognitionsebene indirekter Sprechakte eingeführt, wodurch die obige Beispielsäußerung als eine ‚indirekte Direktive‘, also als eine indirekte Handlungsaufforderung, interpretiert werden kann.

Eine solche Interpretation wird möglich, indem Searle (1975b) zwischen einem primären und einem sekundären illokutionären Akt unterschieden hat. Die sekundäre Illokution bezieht sich auf die wörtliche Bedeutung der Äußerung (auf die Wahrheit ihres propositionalen Inhalts) und gleicht einer der fünf Kategorien aus der Taxonomie von illokutionären Sprechakten. Dagegen meint die primäre Illokution einen indirekten, nicht wörtlich geäußerten Sprechakt, der die Relevanz widerspiegelt, die die Äußerung für den Hörer hat. Searle hat die primäre aus der wörtlichen (sekundären) Illokution durch zehn Interpretationsschritte abgeleitet, von denen der fünfte Schritt nicht nur eine Angleichung an die textuelle Sprachfunktion, sondern auch die entscheidende Annäherung an die Ideologiefähigkeit von kognitiven Strukturen/Textstrukturen enthält: Der Sprecher teilt mit seiner Äußerung mehr als nur

das mit, was er wörtlich sagt. Bezogen auf die Beispielsäußerung „Ich bin etwas knapp an Geld“ übermittelt der Sprecher durch den primären illokutionären Akt eine Handlungsaufforderung (eine indirekte Direktive wie z.B. die Bitte um eine Einladung zum Essen) und durch die sekundäre Illokution einen Sachverhalt (die Repräsentative „Ich bin etwas knapp an Geld“). Von den Inferenzstrategien des Hörers hängt es nun ab, ob dieser ebenfalls die primäre Illokution aus der sekundären ableiten kann, was im Falle eines eindeutigen Situationskontexts zumeist gelingt und in den Gesprächssituationen des Alltags häufig auftritt (vgl. Clark & Lucy 1975).

In diesem Sinne bildet das Inferenzwissen von Rezipienten (Hörern, Lesern) eine erste wichtige Voraussetzung, um die ‚hinter‘ einer Äußerung(sabsicht) oder einem Text stehende Ideologiehafte zu erkennen, die möglicherweise in der Diskrepanz zwischen dem repräsentational Gesagten und dem textuell Gemeinten steckt. Der Vorbehalt des nur Möglichen ist hier wichtig, denn diese Diskrepanz entspricht zunächst einmal der Unterscheidung zwischen sekundärer und primärer Illokution wie auch der zwischen Text und Subtext, ohne daß ihr bzw. der primären Illokution oder dem Subtext ideologehafte Kognitionen unterliegen müssen. Eine zweite wichtige Voraussetzung für das Erkennen der Ideologiehafte einer Äußerung ist die Inferenz, die der Hörer aus dem (kognitiven) Abstand zwischen sekundärer und primärer Illokution, repräsentationaler und textueller Sprachfunktion, Gesagtem und Gemeintem, Text und Subtext hinsichtlich der interpersonellen Funktion zieht. Eine solche Inferenz bedeutet etwa, daß der Hörer nicht nur die an ihn ergangene indirekte Handlungsaufforderung implizit versteht, sondern daß er darüber hinaus erkennt, sich also explizit bewußt ist, was denn nun der Sprecher interpersonell zu bewirken versucht (wenn überhaupt), indem er die Äußerung einer direkten Handlungsaufforderung (den illokutionären Sprechakt einer Direktiven) vermeidet. Denn eine zu große Diskrepanz zwischen repräsentationaler und textueller Funktion spricht für die erhöhte Wahrscheinlichkeit eines ideologehaften Sprachgebrauchs, der ebenso wahrscheinlich Wirkung zeigt, wenn eine zu große Diskrepanz zwischen repräsentationaler und interpersoneller Funktion nicht erkannt wird.

Primäre Illokutionen sind also indirekte Sprechakte und in Form indirekter Handlungsaufforderungen nur ein, aber vielleicht das wichtigste Beispiel für einen ideologehaften Sprachgebrauch, der mit der textuellen Sprachfunktion möglicherweise einhergeht. Obschon nicht einmal latente Sprachindikatoren vorliegen, läßt sich an ihnen nämlich zeigen, wie der propositionale Inhalt einer Äußerung, und über ihn gegebenenfalls die Sprecherintention, gegen Kritik immunisiert und beim Hörer gleichzeitig die Akzeptanz des Inhalts gefördert wird. Denn da der propositionale Inhalt einer jeden Äußerung auf

eine repräsentationale Funktion reduziert werden kann (Miller & Johnson-Laird 1976, 197), hat auch der Sprecher (Autor, Textproduzent) stets die Möglichkeit, sich auf die repräsentationale Funktion zu berufen. Dies ist besonders dann wichtig, wenn Sprecher sich genötigt sehen, ihre Äußerungen (Texte) zu rechtfertigen, also zu explizieren, was sie mit oder in ihnen gemeint haben. In bestimmten Fällen, etwa bei normativen Äußerungen mit dem eindeutigen Illokutionsgehalt einer Direktiven, ist die gemeinte Sprecherintention mit dem ausgesagten Normgehalt deckungsgleich, beide haben die gemeinsame repräsentationale Funktion, und die Unterscheidung zwischen primärer und sekundärer Illokution ist irrelevant (eine eventuelle Rechtfertigung der geäußerten und hörerseits kritisierten Norm bleibt davon unberührt). Hiervon sind jedoch die Fälle abzuheben, in denen die Kritik von Hörern evoziert wird, weil diese vermuten, daß ein Sprecher über die in seinen Äußerungen mitgeteilten Sachverhalte hinaus eine bestimmte (andere) Absicht verfolgt. Die Sprecherintention (die primäre Illokution) kann dann verschleiert werden, indem die Sachverhaltsschilderung (die sekundäre Illokution) betont wird: diese ist für Kritik weniger zugänglich und setzt gleichzeitig die Akzeptanzschwelle beim Hörer herab. Ein solcher Vorgang zeigt sich bei alltäglichen und vermehrt bei politischen Äußerungen, die, einmal in den Blickpunkt einer kritischen, aber aus der Sicht des Sprechers unliebsamen Öffentlichkeit gerückt, einer Rechtfertigung bedürfen. Diese wird dann sprachlich meistens so vollzogen, daß sie einem realen Ausschnitt aus Topitschs (1971b) Kennzeichnung des ideologischen Denkens sehr nahe kommt: Das Zutreffen (die Wahrheit) von Teilen des propositionalen Inhalts einer Äußerung wird benutzt, um den ganzen Inhalt und mit ihm die den Hörern suspekten Sprecherintention gegen weitere Kritik abzuschirmen, was häufig anhand von Letztbegründungen geschieht, wodurch eine Aura des kaum Widerlegbaren und daher des Akzeptanzwürdigen geschaffen wird.

Zur Konzeptualisierung von Ideologiehafteigkeit gehört demnach ein ideologischer Sprachgebrauch, der formal (also bei einer arbiträren Unterscheidung zwischen bewußter Intention und objektiver Verursachung) vom Sprecher/Textproduzenten abhängt. Die konstitutiven Kennzeichen dieser Konzeptualisierung von Ideologiehafteigkeit sind nach den bisherigen Ausführungen: (a) ein impliziter Urteilsakt auf der Sprecher-/Produzentenseite, welcher der Äußerung/dem Text zeitlich vorausgeht und als die ideologische Kognition gilt, die der Ideologiehafteigkeit der Äußerung/des Textes (z.B. über die primäre Illokution/den Subtext) zugrundeliegt; (b) die ideologische Verkleidung des Urteilsaktes in der (Oberflächen-)Struktur des Textes (z.B. in der sekundären Illokution/in syntaktischen, morphologischen, semantischen

oder lexikalischen Merkmalen von Sätzen); (c) die Hörer-/rezipientenabhängige (immunsierende) Wirkung des ideologisch verkleideten Urteils/des ideologischen Textes.

Sind diese drei Konstituenten gegeben, läßt sich Ideologiekhaftigkeit definieren als diejenige Eigenschaft einer Äußerung/eines Textes, die beim Hörer/Rezipienten das Auslösen von pragmatisch und logisch unangemessenen kognitiven Prozessen erleichtert. Gleichzeitig jedoch kann dieselbe Eigenschaft durch Kognitionen des Sprechers/Textproduzenten geprägt sein (intendiert oder objektiv verursacht sein), die für diesen pragmatisch und ‚logisch‘ (Widersprüche zulassend; vgl. Elster 1978) angemessen sind, weil sie der Aufrechterhaltung seiner eigenen Handlungsorientierung dienen.

Diese duale Eigenschaft von Ideologiekhaftigkeit, die vor allem in verschiedenen Aspekten der erkenntnis- und sozialkritisch erörterten Beziehungen zwischen ideologischem Denken, individuellem Gewißheitsstreben und sozialer Integration zum Ausdruck gelangt, ist in drei Text-/Äußerungskomponenten (-dimensionen) erkennbar. Hinsichtlich der Beziehung dieser drei Komponenten zu den drei oben genannten, konstitutiven Kennzeichen von Ideologiekhaftigkeit gilt, daß letztere stets gemeinsam für jede einzelne der drei Textkomponenten (-dimensionen) konstitutiv sind. Als diese Komponenten setze ich im folgenden an: (A) die Verwischung des Unterschieds zwischen Urteilstypen, (B) die Formulierung gehaltloser Aussagen sowie (C) die Vertauschung der Beschreibungsschemata von ‚Handeln‘ und ‚Geschehen‘. Zu diesen drei Komponenten/Dimensionen werde ich insgesamt 18 hypothetische Kategorien der Ideologiekhaftigkeit entwickeln (8 zu Dimension A, 9 zu B, und eine Kategorie gehört zur Dimension C), die im Zusammenhang mit der Textdimension, aus der sie abgeleitet sind, jeweils das Ineinandergreifen der repräsentationalen, textuellen und interpersonellen Funktion des Sprachgebrauchs exemplifizieren.

2.3. Manifestation von Ideologiekhaftigkeit in Textdimensionen und Merkmalskategorien: erkenntnistheoretische Grundlagen und die kognitiven sowie verbalen Operationen

Verwischung des Unterschieds von Urteilstypen

Unter dem Urteilsakt eines Sprechers wird der kognitive Prozeß verstanden, der als das Zustandekommen einer Prädikation, einer Zuschreibung oder einer theoretischen Konstruktion über Objekte und Ereignisse der realen Umwelt oder möglicher Welten zu bezeichnen ist. Der Vorgang des Zustandekommens

wird zumeist ermöglicht, indem Informationen, die über die in der Umwelt vorkommenden Gegenstandsbereiche und Ereignisse im Gedächtnis gespeichert wurden, wieder aus dem Gedächtnis abgerufen werden. Der Abrufprozeß geht dem Urteilsakt voraus, und das Ergebnis des Urteilsakts ist eine mentale Beurteilung oder Bewertung, die im Falle ihrer Verbalisierung auf ihre Richtigkeit eingeschätzt werden kann. Solche Einschätzungen der Richtigkeit eines geäußerten Urteils über einen Sachverhalt oder ein Ereignis lassen sich disziplinspezifisch vornehmen und mit einer forschungslogisch unterschiedlichen Ausprägung auf jeder der in Abbildung 1 genannten Verschränkungsstufen finden. Beispielsweise sind auf der zweiten Stufe Einschätzungsrichtlinien vorhanden, die dem eben skizzierten Prozeß des Zustandekommens eines Urteilsakts vor allem in entscheidungstheoretischer und sozialkognitiver Hinsicht Rechnung tragen (z.B. Nisbett & Ross 1980); auf der dritten Stufe finden sich wiederum Einschätzungskriterien, die sich auf die sprachlichen (z.B. performativen) Operatoren beziehen, mit denen der propositionale Inhalt eines geäußerten Urteils eingeleitet wird, oder auf den illokutionären Gehalt, mit dem ein propositionaler Inhalt versehen wird (z.B. Bach & Harnish 1979). Die unterschiedlich ausgeprägten Kriterien für die Richtigkeit oder Angemessenheit verbalisierter Urteile lassen sich in erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Prinzipien vereinheitlichen, die hinsichtlich der kognitiven Prozesse, die das Zustandekommen eines Urteilsaktes ausmachen, diesem unterliegen oder ihn begleiten, mehrere Urteilstypen unterscheiden. Allgemein werden Urteilstypen unterteilt in Seinsurteile, subjektive Werturteile und direktive (weisende) Urteile; unterschiedlich elaboriert kommen diese Urteilstypen sowohl in wissenschaftlichen Texten wie auch in Alltagsgesprächen vor.

Die kognitiven Operationen, die mit *Seinsurteilen* verbunden sind, beziehen sich auf gespeicherte/abgerufene Informationen, die aus Beobachtungen resultieren oder aus weiterführenden, kognitiven Verarbeitungsprozessen gewonnen wurden; zu diesen gehören beispielsweise das Vergleichen von beobachteten Phänomenen, das Suchen nach ihren Gründen und Ursachen, das Annehmen von Gesetzmäßigkeiten zwischen ihnen oder das Abgrenzen theoretischer Gegenstandsbereiche. Erkenntnistheoretisch betrachtet spalten solche kognitiven Operationen die Seinsurteile in Feststellungs- und Deutungsurteile auf. Erstere meinen singuläre Ereignisse oder Tatsachen und letztere verbinden unterschiedliche Tatsachenphänomene miteinander. Auf der sprachlichen Ebene gehören beide Urteilsarten zu den synthetischen Aussagen.

Feststellungsurteile werden über solche singulären Ereignisse der Realität gefällt, die raum-zeitlich genau festgelegt werden können; hierzu zählen auch Existenzbehauptungen, die auf einen raum-zeitlich lokalisier- und beobachtbaren Sachverhalt verweisen. Demnach entsprechen den Feststellungsurteilen auf der sprachlichen Ebene singuläre Aussagen, die einen deskriptiven oder

einen existentialen Aussagesinn haben (vgl. Prim & Tilmann 1973; Schmid 1972): deskriptiv, wenn raum-zeitlich eingegrenzte Einzeltatsachen beschrieben werden, und existential, wenn unter Angabe von Raum-Zeit-Parametern die Existenz eines bestimmten Sachverhalts behauptet wird. Prinzipiell kann die Richtigkeit von Feststellungsurteilen, die sich in singulären Aussagesätzen manifestieren, zweiseitig entschieden werden; Feststellungsurteile sind nämlich sowohl zu verifizieren als auch zu falsifizieren.

Deutungsurteile gehen über die Feststellung von Einzeltatsachen hinaus, indem verschiedene Tatsachenphänomene gesetzmäßig aufeinander bezogen werden oder indem die Existenz allgemeiner raum-zeitlich nicht festgelegter Sachverhalte behauptet wird. Im Gegensatz zu den Feststellungsurteilen sind die Deutungsurteile nicht zweiseitig entscheidbar; je nach Ausmaß der Entscheidbarkeit lassen sich den Deutungsurteilen drei Aussagenarten zuordnen: (a) Hypothetische Sätze machen Aussagen über gesetzmäßige Abhängigkeiten zwischen Tatsachenphänomenen und sind nicht verifizierbar, da die Gesetzgeltung unmöglich für den gesamten raum-zeitlichen Geltungsbereich der Aussagen überprüft werden kann (Prim & Tilmann 1973, 66); sie sind jedoch zu falsifizieren, weil die Existenz von bestimmten anderen Sachverhalten ausgeschlossen wird; (b) universelle Existenzsätze wiederum sind nicht empirisch falsifizierbar, weil sie die raum-zeitlich unbegrenzte Existenz eines Sachverhalts behaupten (vgl. Knebel 1970, 29); sie sind nur einseitig zu verifizieren, falls sich an irgendeinem Punkt im Raum-Zeit-Koordinatensystem der behauptete Sachverhalt auffinden läßt; (c) die All-Existenzsätze schließlich sagen etwas über die Existenz von Gesetzen aus, haben also sowohl mit hypothetischen Sätzen als auch mit universellen Existenzsätzen eine strukturelle Ähnlichkeit (vgl. Schmid 1972, 120), so daß sie gar nicht entscheidbar sind; sie sind weder zu falsifizieren noch zu verifizieren.

Die Möglichkeiten der ideologischen Verkappung von Seinsurteilen sind vor allem dadurch gegeben, daß im alltäglichen Sprachgebrauch die Entscheidbarkeit des propositionalen Inhalts eines geäußerten Urteils häufig nicht von der Wahrheit des propositionalen Inhalts getrennt wird. Denn die Inhalte von Seinsurteilen haben in der Alltagssprache stets den Anschein von Wahrheit oder wenigstens Plausibilität; aber die Geltung von Aussagen, die dem Untertyp des Deutungsurteils angehören, kann nicht gleichermaßen positiv und negativ anhand des Erfahrungswissens entschieden werden wie die Aussagen, die den Feststellungsurteilen zuzurechnen sind. Daher können Personen, die an einer absoluten Geltung bestimmter rechtfertigender Annahmen festhalten oder an sie glauben, den erkenntnistheoretischen Unterschied zwischen den beiden Untertypen von Seinsurteilen (bewußt oder unbewußt) zu verwischen versuchen, indem sie die Deutung von Tatsachen als Tatsachenfeststellung, also als die Tatsachen selbst, ausgeben (Hofmann 1971, 60f.). Universelle Existenzsätze als eine Aussagenart des Deutungsurteils sind besonders für einen ideologischen Sprachgebrauch geeignet (vgl. Knebel 1970); sie werden im Rahmen der zweiten Textdimension, also bei der Formulierung gehaltleerer Aussagen, näher erläutert.

Subjektive Werturteile unterliegen ebenfalls kognitiven Prozessen und Operationen der Informationsverarbeitung. Im Ergebnis des Verarbeitungsprozesses beurteilen Personen die Urteilsinhalte jedoch nicht allein auf einer sachlichen Basis, sondern sie bewerten die Gegenstände, Ereignisse und Verhaltensweisen ihrer Umwelt oder von ideellen Phänomenen in einer zustimmenden oder ablehnenden Weise. Im Gegensatz zu den Seinsurteilen, bei denen die Sachverhaltsattribute den Sachverhalten zumeist objektiv zukommen, setzt die Zuordnung von Wertattributen eine wertende Person voraus. Denn diese Bedingung ermöglicht es erst, subjektiv zu unterschiedlichen Bewertungen desselben Sachverhalts zu gelangen (Albert 1971). In sprachlicher Hinsicht sind subjektive Werturteile präskriptive Aussagen, in denen die zur Bewertung anstehenden Sachverhalte in einer subjektiven Stellungnahme mit einem Wertprädikat versehen werden (sollten). Diese subjektive Stellungnahme sollte nämlich zum Ausdruck bringen, wofür sich die wertende Person (der Sprecher oder Textproduzent) entscheidet, was sie wünscht oder welcher sonstigen Auffassung sie ist.

Wenn nun eine Person ein ideologisch motiviertes Interesse an der absoluten, auch für andere Personen zwingenden Verbindlichkeit ihrer Wertungen hat, kann sie (bewußt oder unbewußt) versuchen, den Unterschied zwischen subjektiven Werturteilen und Seinsurteilen zu vertuschen, indem sie ihren Wertungen die Gewißheit von Tatsachen verleiht (Hofmann 1971). Hierdurch erhalten die Aussagen eine repräsentationale Funktion, die zwar dem erkenntnistheoretischen Status der Aussage nicht entspricht, aber diese vor Kritik abschirmt und zugleich die Wahrscheinlichkeit erhöht, daß die (versteckten) Wertungen von den Aussageadressaten akzeptiert werden. Um bei den Rezipienten diese Wirkung zu erzielen, genügt es meistens schon, das Wertprädikat zu äußern, ohne die wertende subjektive Stellungnahme zum Ausdruck zu bringen.

Mit *direktiven* (weisenden) *Urteilen* teilt ein Sprecher mit, ob er selbst oder andere Personen in einer bestimmten Weise handeln oder etwas unterlassen sollen. Auch die direktiven Urteile unterliegen kognitiven Operationen der Informationsverarbeitung, an deren Ende sich Personen entsprechend ihren Werthaltungen, Interessen oder augenblicklichen Situationseinschätzungen für eine Sollensforderung entscheiden, um diese dann zu verbalisieren. Die sprachliche Äußerungsform für direktive Urteile ging bereits aus der Kennzeichnung illokutionärer Sprechakte hervor, wo sie der Kategorie der Direktiven entspricht. Erkenntnistheoretisch gesehen stehen einem Sprecher zur Äußerung direktiver Urteile präskriptive Satzarten zur Verfügung, die er in einer imperativen oder in einer normativen Weise formulieren kann (vgl. Albert 1971). Ideologisch interessant sind vor allem die normativen Aussagen, weil sich ein Sprecher mit ihnen, im Gegensatz zu den imperativen Aussagen, auch auf eine allgemein anerkannte Norm berufen kann.

Direktive Urteile sind zumeist in den Entscheidungssituationen vorfindbar, in denen Adressaten (Rezipienten) entsprechend den normativen Präferenzen

(Werten) von Sprechern (Textproduzenten) eine von mehreren möglichen Handlungsweisen abverlangt wird. Da die normativen Präferenzen oft mit einer allgemein oder intersubjektiv anerkannten Norm in Verbindung gebracht werden, sind sie als subjektive Wertungen nur schwer zu erkennen, selbst dann, wenn sie mit einer rechtfertigenden Intention geäußert werden. Für den ideologischen Gebrauch von normativen Urteilen ist daher nicht die normative Aussage an sich, sondern ihre Begründung gegenüber den Adressaten interessant (vgl. Toulmin 1958). In bezug auf eine rechtfertigende Begründung hat Audi (1983) zwischen einer personalen und einer impersonalen Rechtfertigung unterschieden: Die impersonale Rechtfertigung fußt auf einer allgemein akzeptierten Norm, die quasi als repräsentationale Funktion zur dominierenden interpersonellen Funktion einer normativen Aussage hinzugezogen wird; die personale Rechtfertigung richtet sich insofern direkt an die Adressaten, als sie diesen gegenüber die normative Aussage vornehmlich im Hinblick auf die Sprecherintention rechtfertigt. Da bei den normativen Urteilen die interpersonelle Funktion des Sprachgebrauchs an sich schon im Vordergrund steht, kommt die ideologisch intendierte Immunisierungsstrategie zum Ausdruck, indem stets die repräsentationale Funktion betont wird. Sprecher, die den Hintergrund ihrer Verhaltensweisen und Sollensforderungen gegen Kritik abschirmen und durch die Rezipienten akzeptiert wissen möchten, werden geneigt sein, ihre normativen Urteile entweder als Seinsurteile, beispielsweise in Form ‚indirekter Direktiven‘, auszugeben oder einer übergeordneten (Meta-)Norm (Prim & Tilmann 1973) bzw. epistemischen Autorität (Stich & Nisbett 1980) zu überantworten. Die Immunisierung und ideologische Verkappung des Urteils liegt jeweils darin, daß die normative Aussage des Sprechers von dessen subjektiven Zielen losgelöst zu sein scheint (Topitsch 1971b, 24).

Insgesamt betrachtet ist das Verwischen des Unterschieds von Urteilstypen eine Textdimension von Ideologiefähigkeit, die durch die bewußte und unbewußte Strategie geprägt ist, die (Oberflächen-)Struktur des Textes mit sprachlichen Indikatoren zu versehen, die eine textuelle Funktion erfüllen, indem sie auf ein Seinsurteil bzw. auf dessen Untertyp des Feststellungsurteils verweisen sollen. Die Verwischung des Unterschieds zwischen Urteilstypen ist hinsichtlich der Literatur zu den in Abbildung 1 genannten Verschränkungsstufen in irgendeiner Form für jede der Stufen charakterisiert worden. So lassen sich die kognitiven Operationen, die dieser Textdimension von Ideologiefähigkeit zugrundeliegen, auch in einer sozial-kognitiven Sichtweise finden, in der sie als Vermengung von wissens- und überzeugungsbasierten Kognitionen betrachtet werden (Abelson 1979). Im Gegensatz zu den meisten

erkenntnis- und sprachtheoretischen Auffassungen betonen sozial-kognitive Sichtweisen stärker die Möglichkeit, daß objektive Verursachungsprinzipien zu einer Vermengung von Wissen und Überzeugung, von Tatsache und Deutung führen. Zwar wird ein grundsätzliches Auseinanderhalten der Kognitionssysteme des Wissens und Glaubens analytisch für sinnvoll erachtet, aber in der Alltagskommunikation sind die beiden Systeme faktisch nicht entscheidbar (vgl. Abelson 1979). Es bleibt nur die Möglichkeit, anhand sprachlicher Indikatoren eine Entscheidung darüber zu erzwingen, welcher Urteilstyp mit erhöhter Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, um eine mit ihm vielleicht einhergehende Vermengung kognitiver Systeme und damit eine Verwischung des Unterschieds zu anderen Urteilstypen zu erschließen. Durch welche sprachlichen Mittel dies geschieht, und wie die im Subtext liegenden anderen Urteilstypen zu erschließen sind, wird nachfolgend anhand von acht hypothetischen Kategorien ideologischer Textmerkmale erläutert. Die hierzu angeführten Textbeispiele sollen gleichzeitig auf die Operationalisierung der Kategorien verweisen, die hier nicht vollständig dargelegt werden kann.

(1) Deutungen als Tatsachen. Auch ein ideologisches Auslegen von Umweltinformationen geschieht zumeist empirisch gehaltvoll, weil es auf Annahmen beruht, die sich auf das alltägliche Erfahrungswissen beziehen. Dieser Wissensbezug bietet sich für kommunikative Strategien der Ideologievermittlung geradezu an, bzw. ist für sie notwendig, da das Alltagswissen selbst oft genug auf der bloßen Deutung von vorgeblich beobachteten Tatsachen beruht. Es manifestiert sich darüber hinaus nicht selten in einem tatsachenmittelnden Sprachgebrauch, wie er ansonsten nur dazu dient, über schon verifizierte oder leicht verifizierbare Sachverhalte, in der Regel singuläre Ereignisse, zu informieren. Aufgrund des breiten Orientierungsrahmens, den das Alltagswissen absteckt, ist dieses für Aussagen offen, die es innerhalb eines gegebenen Orientierungsrahmens beliebig umdeuten können, so daß Zweifel und Kritik am Inhalt der Aussagen vermieden werden. Auf ideologische Strukturen von Sprecherkognitionen verweist ein tatsachenmittelnder Kommunikationsstil, den Sprecher verwenden, um ihre Hörer über rein hypothetische, über weder ein- noch zweiseitig entschiedene bzw. entscheidbare Sachverhalte zu informieren.

Denn den kognitiven Operationen, die einem Urteil über die Sachverhalte unterliegen, die keine oder noch keine Tatsachen belegen, entsprechen verbale Operationen, die den vorläufigen Charakter des Urteils und des ihm zugrundeliegenden Wissens anzeigen. In der Adoleszenz scheint der Gebrauch von Verben, die Tatsachen ausdrücken, und solcher Verben, die Möglichkeiten andeuten, auf ein Differentialkriterium für die Entwicklung von Kognitionen in zwei Richtungen hinzuweisen: Eine kognitive Stabilisierung von Gewißheitszuständen spiegelt sich im Verhältnis ‚tatsachenmittelnde Verben/alle finiten Verben‘ wider, das – erwartungswidrig – bei der Kommentierung von Problemlöseverschlüssen festgestellt wurde (Moore 1977), wohingegen die kognitive Toleranz von Ungewißheit durch das Verhältnis ‚möglichkeitsmittelnde Verben/alle finiten Verben‘ belegbar ist, welches die Fortsetzung begonnener Geschichten prägt (o.c., 292) sowie im Sprach-

gebrauch älterer Jugendlicher überwiegt (Peel 1971). Performative Operatoren (z. B.: „Ich glaube“ oder „Ich vermute“) sind geeignete sprachliche Mittel, mit denen ein Sprecher kenntlich machen kann, daß der von ihm behauptete Sachverhalt noch keinen empirischen Falsifikationsversuchen ausgesetzt war und somit nur eine Möglichkeit bezeichnet. Indem Sprecher solche performativen Operatoren bewußt unterschlagen oder unbewußt weglassen, etwa zur Stabilisierung ihrer kognitiven Gewißheit, verkleiden sie den Deutungscharakter ihrer Aussagen und geben deren Inhalte als Tatsachen aus. In dieser Kategorie sind daher für die ideologische Verkapung von Deutungen keine weiteren sprachlichen Operatoren erforderlich, die der Deutung explizit ein tatsachenbestätigendes Textmerkmal (z. B.: „Es ist sicher“) voranstellen; solche Operatoren kennzeichnen die folgende Kategorie.

(2) *Normative Beweisformen.* Eine weitere Möglichkeit, die mit Deutungen einhergehende Vorläufigkeit des Wissens zu verschleiern und den Hypothesen über die Erfahrungswelt den kognitiven Status einer apriorischen Geltung zu verleihen, besteht darin, den Aussagen metalinguistische Beweisformen (z. B.: „Es versteht sich von selbst“, „Es ist einleuchtend“ usw.) beizufügen. Ihre textuelle Funktion ist es, den Rezipienten auf ein scheinbar sicheres Zutreffen des propositionalen Inhalts aufmerksam zu machen und so den Aussageninhalt auf einem sozio- und psychopragmatischen Akzeptanzniveau zu halten, das etwaige kritische Reflexionen des Rezipienten unterläuft. Im Gegensatz zu den performativen Operatoren (des Glaubens, Vermutens, Fragens usw.) haben metalinguistische Äußerungen mit einer normativen Beweisform keinen modalen, sondern einen deskriptiven Mitteilungssinn, der – wie aus der Textdimension hervorgeht – auf Verifikation beruht. Damit stellen die metalinguistischen Beweisformen eine wahrheitsfähige, auf apriorischer Geltung beruhende Behauptung dar, die dem kognitiven Status hypothetischer Aussagen zuwiderläuft; denn diese sind nicht nur nicht zu verifizieren, sondern ihre Geltung beruht ausschließlich darauf, noch nicht widerlegt zu sein. Die Ideologiefähigkeit kognitiver Strukturen zeigt sich in dieser Kategorie demnach in Textmerkmalen, mit denen Sprecher einem bloß zu vermutenden, niemals Gewißheit implizierenden Sachverhalt verifizierbare Äußerungen hinzufügen, um eine Wahrheitsfähigkeit des Sachverhalts vorzugeben und zu rechtfertigen.

(3) *Wertungen als Seinsurteile.* Aus der Beschreibung der Textdimension geht hervor, daß Wertungen solche Aussagen sind, in denen Sprecher in einer für die Hörer erkennbaren Form ihre ablehnende oder zustimmende Stellungnahme zu einem Sachverhalt ausdrücken (sollten). Besteht nun ein Interesse, daß die vorgenommenen Wertungen von den Adressaten der Aussage übernommen werden, bieten sich dem Sprecher verschiedene sprachliche Möglichkeiten, ihre Stellungnahme nicht erkennbar werden zu lassen. Neben dem einfachen Weglassen von performativen Äußerungen des Wertens (z. B. sagt der Sprecher nicht explizit, daß er den Sachverhalt wert- oder geringschätzt) können Sprecher ihre Aussagen auch so formulieren, als ob der beurteilte Sachverhalt von einer wertenden Person unabhängig wäre und seinen Wert oder Unwert quasi als eine inhärente Eigenschaft besäße. Für solche Formulierungen ist das Auxiliärverb ‚sein‘ geeignet; denn grammatikalisch besehen ist unerheblich, ob der Ausdruck „xy sind ...“ einem deskriptiven oder einen präskriptiven Prädikat vorangestellt ist. Vom pragmatischen Standpunkt aus betrachtet macht es allerdings einen gewichtigen Unterschied, ob der vollständige Ausdruck „Veilchen sind blau“ oder „Veilchen sind wohlriechend“ lautet (Geiger 1953). Mit dem ersten Ausdruck macht ein Sprecher eine Aussage über die Umwelt und über sein Umweltwissen, und mit der zweiten

Aussage bezieht sich ein Sprecher vornehmlich auf sein Umweltempfinden in dem Sinne, daß er Veilchenduft als wohltuend empfindet. Die Verbindung des Auxiliärverbs ‚sein‘ mit einem Wertprädikat verleiht dem Werturteil den Anschein eines Seinsurteils, da die Stellungnahme einer wertenden Person in der Aussage fehlt (vgl. Topitsch 1971a, 32). Auf diese Weise wird in der Äußerung die repräsentationale Funktion hervorgehoben, wodurch die textuelle Funktion als vom Sprecher unabhängig erscheint.

(4) *Wortfixierte Wertungen.* Um den Unterschied zwischen Urteilstypen zu verschleiern, ist es oft gar nicht nötig, deskriptive Prädikate durch präskriptive zu ersetzen; vielmehr genügt es, an einen deskriptiven Begriff ein emotionshaltiges oder wertbesetztes Prädikat oder Attribut anzuhängen. Begriff und Prädikat verschmelzen so zu einem Gesamtausdruck, dem die Wertung sozusagen als ein inhärentes semantisches Merkmal anzuhaften scheint. Der Anschein einer solchen Merkmalsinhärenz wird beispielsweise erreicht, indem Sprecher Substantive syntagmatisch mit Verben verknüpfen, die einen positiven oder einen negativen Person-Umwelt-Bezug aufweisen, wie etwa in dem Satz: „Ein Streik droht“ (Klaus 1971). Hierbei gibt der Sprecher das wertbesetzte Prädikat ‚drohen‘ mit dessen negativem Person-Umwelt-Bezug als ein Argument weiter, das eine Akteursfunktion unabhängig davon erfüllt, ob die Substantive ‚Streik‘ oder ‚Unglück‘ die Argumentposition einnehmen (o.c., 119); nur, im einen Fall (‚Unglück‘) ist die affektive Implikation von ‚drohen‘ auch die semantisch inhärente Implikation des Substantivs, und im anderen Fall (‚Streik‘) eben nicht. Auf diese Weise kann ein Sprecher eine von ihm gewünschte, wertbesetzte Wahrnehmung des Kommunikationsinhaltes beim Rezipienten eher durchsetzen, als wenn er dem Aussageninhalt eine persönlich wertende Stellungnahme nach- oder voranstellt (z. B.: „Ein Streik steht bevor, und ich halte ihn für unangemessen“). Eine verwandte Strategie, beim Rezipienten die Akzeptanzschwelle für kognitiv unangenehme Kommunikationsinhalte niedrig zu halten, ist gegeben, wenn wertnegativ besetzten Konzepten ihre negative Konnotation genommen wird. Hierzu bieten sich solche Möglichkeiten der Wortzusammensetzung und -schöpfung an, mit denen die negative Wertzumessung (wie z. B. im Ausdruck ‚Aufbewahrungsort für nuklearen Müll‘) quasi neutralisiert wird (vgl. Hofmann 1971), indem positiv konnotierte Begriffszusammensetzungen (wie z. B.: ‚nuklearer Entsorgungspark‘) verwendet werden.

(5) *Schlagwörter.* Eine häufig vorkommende Art begriffsfixierter Wertungen sind Schlagwörter; sie sind hier von den wortfixierten Wertungen insofern abzugrenzen, als sie nicht-zusammengesetzte Substantive mit vagem Wortinhalt meinen, welche abstrakte Eigenschaften, Zustände oder Tätigkeiten kennzeichnen und auf die Rezipienten einen affektiven Reizwert ausüben. Sprecher verwenden Schlagwörter zumeist, um ihre Hörer emotional an den Kommunikationsinhalt zu binden. Affektiver Reizwert und vager Wortinhalt von Schlagwörtern wirken sich gleichermaßen auf Sprecher und Hörer aus: Die von ihnen zu erbringende kognitive Strukturierungsleistung in bezug auf die Schlagwortbedeutung ist ausgesprochen gering, und beide Sprachbenutzer sind geneigt anzunehmen, daß sie mit der Verwendung des Schlagworts schon den mit ihm verbundenen Sachverhalt kognitiv verarbeitet haben. Die soziale Integrationswirkung, die von subkulturellen Gruppen ausgeht, verankert sich in Teilen der Verwendung von Schlagwörtern durch Gruppenmitglieder, deren Sprachgebrauch und Denkweise damit sozial validiert werden (vgl. Adelson 1976; Scribner 1979).

Des weiteren werden Begriffe oft zu Schlagwörtern gemacht, indem die Wortinhalte mit metaphorischen Implikationen versehen werden, die eine affektive Stimulusqualität besitzen. Eine gewisse Vergleichbarkeit zwischen Begriff und Metapher ist zumeist dadurch gegeben, daß die Metapher aus einem Person-Umwelt-Bezug genommen wird, dessen affektive Stimulusqualität zuweilen auch für den Begriff zutrifft (Lakoff & Johnson 1980). Dadurch scheint die in einer Aussage hergestellte Vergleichbarkeit einen objektiv-deskriptiven Ausgesagtesinn zu erhalten, der seinem kognitiven Status nach jedoch eine subjektiv-präskriptive Wertung darstellt, die Klaus (1971, 99ff.) als ‚subjektive Analogie‘ bezeichnet. Ein näher untersuchtes Beispiel für solche subjektiven, wertenden Analogien ist der Ausdruck: „Die Ehe ist ein Kampf“ (Quinn 1979). Hier wird die Vergleichbarkeit zwischen Metapher und Begriff durch die Ähnlichkeit von Gefühlen hergestellt, die der metaphorischen wie der deskriptiven Bedeutung entgegengebracht und im Schlagwort vereinigt werden. Sprachtheoretisch betrachtet ist dieses Schlagwort vage, weil das benutzte Attribut ‚Kampf‘ nicht hinreichend genug ist, um die Bedeutung (die Intension) des Begriffs ‚Ehe‘ mit dem Anwendungs- und Gegenstandsbereich (der Extension) verknüpfen zu können, der die Bedeutung treffen soll (Mervis & Rosch 1980, 108). Schlagwörter haben demnach keine klar definierten Mengen von Attributen – sie haben keine Kernintension (Groeben & Westmeyer 1975, 46ff.) –, die notwendig und hinreichend sind, um einen Gegenstands- oder Anwendungsbereich einem Begriff unterordnen zu können.

(6) *Normative Urteile als Seinsurteile.* Möchten Sprecher erreichen, daß ihre Hörer sich nach einer bestimmten Vorschrift verhalten, müssen sie die Hörer zumeist von der für sie geltenden Verbindlichkeit der Vorschrift überzeugen. Andererseits werden Hörer und allgemein Rezipienten eher geneigt sein, sich einer Norm gemäß zu verhalten, wenn die vom Sprecher/Textproduzenten geäußerte Sollensforderung empirisch selbstevident zu sein scheint, sich quasi aus der ‚Natur der Sache‘ ergibt, die keiner weiteren Begründung mehr bedarf. Eine verlässliche Methode, Sollensforderungen auf diese Weise durchzusetzen, besteht darin, sie in einem indikativen und nicht-direktiven Sprechakt oder Satz zu formulieren. Beispielsweise enthält die Aussage „Der Kampf des xy-Volkes ist gerecht“ die (implizite) Norm, die Handlungsweisen des Akteurs zu unterstützen. Gleichzeitig gibt die Aussage vor, daß diese Norm von den Forderungen und Interessen des Sprechers unabhängig sei: Die subjektive Wertung des Sprechers wird als eine objektive Tatsachenfeststellung ausgegeben.

Im Falle expliziter Sollensforderungen sind kritische Rezipienten darauf angewiesen, das der Norm eventuell zugrundeliegende Werturteil aus der Normbegründung zu erschließen. Denn im Gegensatz zu den indikativ formulierten Forderungen verlangen die direktiven Aussagen zumeist zusätzliche Begründungsargumente (Prim & Tilmann 1973; Richards 1971). So könnte die Forderung „Unterstützt den Kampf des xy-Volkes“ durch folgende Argumente begründet werden: (a) „... weil der Kampf gerecht ist“, (b) „... weil über 50% unserer Bevölkerung für das xy-Volk Geld spenden“ und (c) „... weil das xy-Volk sonst zu verhungern droht“. Die erste Begründung stützt sich auf das präskriptive Wertprädikat ‚gerecht‘, ohne daß mitgeteilt wird, welche Personen diese Wertung abgeben. Das zweite Argument bezieht sich auf eine empirische Aussage oder, wenn diese wahr ist, auf eine empirische Tatsache, aus der die Sollensforderung logisch unzulässig in Form eines Fehlschlusses abgeleitet wird. Begründungen wie diese, bei denen die Forderungen an einzelne Personen (konkrete Argumente) aus einem Begründungszusammenhang mit einem abstrakteren oder weniger konkreten Argument des gleichen Typs

(größerer Personenkreis, Bevölkerung usw.) deduziert wird, vermitteln trotz des Fehlschlusses den Kommunikationsinhalt – den Gebrauch bestimmter Verben vorausgesetzt – in glaubwürdigster Weise (vgl. Abelson & Kanouse 1966; Gilson & Abelson 1965; Kanouse 1972; Kanouse & Abelson 1967). Die dritte Begründung stützt sich auf eine Metanorm oder epistemische Autorität, über die an moralische, ethische oder soziale Prinzipien der Rezipienten appelliert wird. Diese Art von Begründung ist insbesondere für Kommunikationsprozesse innerhalb von Gruppen bedeutsam und wird bereits von Kindern und Jugendlichen gegeben, wenn es darum geht, nicht kollektiv akzeptierte Forderungen zu rechtfertigen, um die in einer Gruppe divergierenden Auffassungen hinsichtlich der deskriptiven und normativen Aussagenanteile zu koordinieren (Miller 1980). In ihrer Formulierung hat die dritte Begründung einen sehr offenen Rechtfertigungscharakter, was ihren ideologischen Mißbrauch einschränkt, aber nicht verhindern muß.

(7) *Normativ-deskriptive Doppelbedeutungen.* Diese Kategorie ist der vorstehenden ähnlich, nur bezieht sie sich nicht auf die Satz-, sondern auf die Begriffs(wort)ebene. Bestimmte Begriffe können nämlich ebenfalls verwendet werden, um Wertorientierungen als Tatsachen erscheinen zu lassen, die von individuellen Wünschen unabhängig sind. Es handelt sich dabei um solche Begriffe, die zwar auch einen deskriptiven Bedeutungssinn haben, aber vermehrt benutzt werden, um mit ihnen letztgültige Normen für soziales Verhalten zu begründen und zu rechtfertigen. Hierzu gehören Begriffe wie ‚Ordnung‘, ‚Leistung‘, ‚Gleichgewicht‘ oder ‚Rationalität‘, deren gemeinsames Kennzeichen es ist, daß sie zugleich einen theoretisch beschreibbaren Zustand und eine normative Forderung bezeichnen. Die pragmatische Verwendbarkeit und Wirksamkeit dieser Begriffe mit einer deskriptiv-normativen Doppelbedeutung resultiert aus dem Einfluß, den solche Begriffe auf das menschliche Motivationsbewußtsein nehmen, auch wenn sie im alltäglichen Kommunikationszusammenhang in deskriptiven Aussagen auftreten (Richards 1971, 68; Topitsch 1971c, 67f.). Die fast schon selbstverständliche Akzeptanzbereitschaft, die solchen oder ähnlichen Begriffen entgegengebracht wird und sie daher von Sprecherintentionen und -interessen losgelöst erscheinen läßt, unterscheidet diese Kategorie auch von den Schlagwörtern. Denn während bei diesen die Kernintension unklar ist, sind bei Begriffen mit einer deskriptiv-normativen Doppelbedeutung deskriptive Attribute vorhanden, welche die Subsumption von Ereignissen und Zuständen unter den gegebenen Begriff erlauben. Die deskriptiven Attribute eines Begriffs sind erschließbar, wenn man seine Negation bildet, wodurch wieder ein bedeutungshaltiger Begriff entsteht (z. B. ‚Unordnung/Chaos‘, ‚Ungleichgewicht‘, ‚Irrationalität‘ usw.). Zwischen dem Begriff und seiner Negation liegt eine semantische Merkmalsdimension, also eine Menge deskriptiver Attribute, die zwischen den polaren Begriffen so differenzieren, daß diese wenigstens durch ein Merkmal kontrastiert werden. Aus einem solchen Kontrast resultiert dann der Normgehalt eines Begriffs, indem die mit seinen hervorstechenden Merkmalen verbundenen Handlungsweisen akzeptiert und die mit den hervorstechenden Merkmalen seiner Negation verbundenen Handlungsweisen abgelehnt werden: Ordnung, Gleichgewicht und Rationalität sind zustimmungsbedürftige Zustände, wohingegen Chaos, Ungleichgewicht und Irrationalität abzulehnen sind. Die ideologische Wirkung von Begriffen mit deskriptiv-normativer Doppelbedeutung besteht also darin, daß ihnen Akzeptanz/Ablehnung (Wertungen) genauso semantisch zuzukommen scheinen wie ihre deskriptiven Merkmale, wodurch die Wertzuschreibungen eine quasi-objektive repräsentationale Funktion erhalten.

(8) *Normativ-essentialistische Leerformeln.* Zu dieser Kategorie zählen vor allem abstrakte Substantive und Komposita, mit denen Sprecher die faktischen Zusammenhänge in sozialen Kommunikationsinhalten definitiv so deuten können, als ob sie von der raum-zeitlichen Wirklichkeit unabhängig wären. Hierzu eignen sich beispielsweise Abstrakta wie ‚Ganzheit‘, ‚Wesen‘ oder ‚Schicksal‘ sowie Komposita wie ‚Naturrecht‘, ‚Kulturseele‘ oder ‚Gestaltplan‘; sie können insgesamt zwar als Rudimente obsoletter Sozialtheorien bezeichnet werden (vgl. Klaus 1971, Kap. 2; Topitsch 1971c), aber für die Menschen der Gegenwart besitzen sie nach wie vor ihre Wirksamkeit als Maßstäbe einer wertenden Beurteilung oder als Wertprinzipien, die ‚hinter‘ den Sachverhalt wirken. Zumindest ist die erhöhte Auftretenshäufigkeit solcher Begriffe gerade in Artikeln moderner Massenmedien nicht zu übersehen. Die mit den Abstrakta und abstrakten Komposita gebildeten Aussagen erhalten durch die metasprachliche Festlegung der abstrakten Begriffe in der Sprecherintention einen definitivischen Charakter, aber sie besitzen keinen empirischen Gehalt. Vielmehr werden die Aussagen erst dann inhaltvoll, wenn Rezipienten sie als Normaussagen akzeptieren. Solch einen definitivisch-normativen Charakter hat beispielsweise der Satz: „Das Wesen der Politik liegt in der Friedenssicherung“ (Schmid 1972): In seiner ersten (unwahrscheinlichen) Bedeutung enthält er die verschwommene Definition, nur solche Handlungsweisen als politisch zu begreifen, die den Frieden zwischen Sozialverbänden gewährleisten; in seiner zweiten (wahrscheinlichen) Bedeutung sagt der Satz aus, alle die (politischen) Zustände und Maßnahmen sind abzulehnen, die mit des Sprechers Auffassung von Frieden nicht übereinstimmen (o.c., 172f.). Die Aussage hat keinen Informationsgehalt, weil im Begriff des Wesens keine konkreten Hinweise (deskriptive Merkmale) enthalten sind, wie der Friede zu sichern ist: der Begriff ist vage. Durch diese Begriffsvagheit wird die Aussage gehaltleer, da die Beziehung zwischen der Anwendung des Begriffs und beobachtbaren Sachverhalten völlig unklar bleibt. Dementsprechend nutzt es den Rezipienten wenig, die Aussage insgesamt als Normaussage zu akzeptieren, denn sie enthält aufgrund der Vagheit des in ihr verwendeten Begriffs weder kognitive noch verhaltensmäßige Elemente, auf die sich eine implizite Norm gründen könnte. Insofern hat diese Kategorie eine enge Verbindung zur nachfolgenden Textdimension, bei der es um die Formulierung gehaltleerer Aussagen geht; aufgrund der ideologischen Vermengung von definitivischem Urteil und (implizitem) Werturteil wurde die Kategorie noch der Textdimension zur Urteilsproblematik zugeordnet.

Formulierung gehaltleerer Aussagen

Einige der unter pragmatischen Gesichtspunkten getroffenen Unterscheidungen, die für die Textdimension der Urteilsproblematik hervorgehoben wurden, gelten auch für die nun zu erläuternde Textdimension der Gehaltsproblematik. Sie betreffen jedoch nicht die Urteilstypen an sich, sondern die Aufteilung der ihnen zugrundeliegenden Aussagenarten. Hierzu gehören die synthetischen Aussagen, die den Rezipienten (und auch den Sprechern) Erkenntnis vermitteln, die richtig (wahr) oder falsch sein können oder mit denen Sprecher Zusammenhänge aus einem bestimmten Realitätsausschnitt beschreiben; die normativen Aussagen, die den Rezipienten und den Sprechern Vorstellung

gen (zumeist die der Sprecher oder Textproduzenten) vermitteln, was oder wie etwas getan oder unterlassen werden soll; die evaluativen Aussagen, mit denen Sprecher kundtun, daß sie einen Sachverhalt (be-)werten, wobei als Bewertungsmaßstäbe Wertprädikate in Form von Begriffen herangezogen werden können, wenn diese von den Sprechern als Wertbegriffe expliziert werden. Diese verschiedenen Aussagenarten können nun – und das kennzeichnet diese Textdimension sowie die ihr zugehörigen neun hypothetischen Textmerkmale (Kategorien) – in einer ideologisch funktionierenden oder wirkenden Form sprachlich modifiziert werden, so daß sie ihren eben skizzierten typischen Aussagegehalt verlieren bzw. verfehlen, weshalb man auch behaupten kann, die Aussagen seien inhaltleer formuliert.

In der Kennzeichnung dieser Textdimension gehe ich ebenfalls von einer simultanen ‚Verfügbarkeit‘ der in Abbildung 1 genannten Verschränkungsstufen und deren epistemologischen Grundlagen aus. Zum Zweck einer übersichtlichen Darstellung werde ich jedoch – der Erläuterung der ersten Textdimension folgend – zunächst die Grundlagen der Gehaltsproblematik in bezug auf die einzelnen Aussagearten epistemologisch charakterisieren und die kognitiv-epistemischen Operationen verdeutlichen, welche die Aussagen inhaltleer und einer ideologischen Verkappung zugänglich machen. Sodann skizziere ich die ideologische Funktion inhaltleerer Aussagen, indem ich deren pragmatische Funktion für den ideologisch denkenden Textproduzenten und ihre sozial-kognitiv erwartbare Wirkung auf die Textrezipienten benenne. Schließlich versuche ich, die pragmatischen Funktionen und sozial-kognitiv erwartbaren Wirkungen in der sprachlichen Manifestation von Textmerkmalen (Kategorien) aufzuzeigen, wobei die einzelnen Textbeispiele die kognitiven und verbalen Operationen veranschaulichen sollen, die für diese Textdimension bedeutsam sind.

Bei den *synthetischen Aussagen* ist es wichtig, das Verhältnis zu überprüfen, in welchem der ‚empirische Spielraum‘ und der ‚Gehalt‘ einer Aussage zueinander stehen; beide Terme sind Bestandteile von Poppers (1959) Konzeptualisierung einer fallibilistischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie. Verkürzt wiedergegeben bezeichnet der Term ‚Spielraum‘ die Menge von Aussagen (Popper nennt sie ‚Basissätze‘), die mit einem bestimmten Satz vereinbar (kompatibel) sind, und schließt korrespondierend alle die Aussagen (Basissätze) aus, die, wenn sie wahr sind, diesem einen Satz tatsächlich widersprechen, also mit ihm inkompatibel sind. Diese Klasse der inkompatiblen Aussagen (Basissätze) machen den Gehalt einer Aussage oder eines Satzes aus. Der Gehalt synthetischer Aussagen besteht demnach darin, daß die in einer Aussage mitgeteilten Sachverhalte insofern überprüfbar sind, als sie Anwendungs- oder Randbedingungen enthalten, aus denen wiederum informationshaltige Aussagen abzuleiten sind, welche die mitgeteilten Sachverhalte bestätigen oder widerlegen (falsifizieren) können.

Synthetische Aussagen ohne Gehalt sind dagegen grundsätzlich nicht zu falsifizieren, weil sie aufgrund fehlender inkompatibler Aussagen mit jedem logisch möglichen und faktisch auftretenden Sachverhalt vereinbar sind. Allerdings können gehaltlere Aussagen, auch wenn sie nur vorgeblich über die Realität informieren, durchaus einen Realitätsbezug enthalten, da sie zumeist Begriffe aufnehmen, die sich auf erkennbare Aspekte der Wirklichkeit beziehen (vgl. Schmid 1972). Hinsichtlich der ideologischen Verkappung synthetischer Aussagen ist also das Verhältnis zwischen Spielraum und Gehalt sorgfältig vom Realitätsbezug der Aussage zu trennen (Prim & Tilmann 1973, 67f.). Beispielsweise kann nämlich eine Äußerung (schon grammatikalisch) so konstruiert sein, daß sie zwar einen Realitätsbezug aufweist, aber keine möglichen Falsifikatoren enthält und damit aus rein logischen Gründen stets zutrifft, wodurch sie – dem obigen Kriterium zufolge – gehaltleer wird.

In abgeänderter Form läßt sich die Gehaltsbeurteilung synthetischer Aussagen auch auf Sollensforderungen, also auf *normative* (und auch auf *evaluative*) Aussagen übertragen. Denn eine Sollensforderung an einen Rezipienten besitzt nur dann (normativen oder präskriptiven) Gehalt, wenn sie so formuliert ist, daß ihr der Rezipient eindeutig entnehmen kann, was er oder wie er etwas tun oder unterlassen soll. Der Gehalt normativer Aussagen besteht also darin, daß gleichzeitig mit der Formulierung einer Sollensforderung andere, deutlich gekennzeichnete Handlungsalternativen des Rezipienten ausgeschlossen werden. Der Ausschluß anderer Handlungsanweisungen garantiert dem Rezipienten, beim Vorliegen eines situationsspezifischen Handlungskontexts eine konkrete Handlungsanweisung ausmachen und befolgen zu können. Diese Garantie bedeutet also, daß aus der Sollensforderung nicht jede Direktive ableitbar ist und auch vom Sprecher oder Textproduzenten einer normativen Aussage zu einem späteren Zeitpunkt nicht beliebig abgeleitet oder umgedeutet werden kann.

Normative Aussagen ohne Gehalt lassen dagegen zumeist die Ableitung mehrerer und womöglich einander widersprechender Direktiven oder Verhaltensanweisungen zu. Hierbei ist allerdings der situative Kontext zu beachten, in welchem eine normative Aussage geäußert wird (vgl. Bach & Harnish 1979), da ein sich (temporär) verändernder Handlungs- oder Situationskontext eine gehaltvoll formulierte Sollensforderung gehaltleer machen kann. Diesen Umstand können ideologisch denkende Textproduzenten wiederum ausnutzen oder berücksichtigen, indem sie ihre Sollensforderung an die Eventualitäten eines sich verändernden Kontextes anpassen und so formulieren, daß mehrere und gegensätzliche Direktiven abzuleiten sind (vgl. Degenkolbe 1965; Reimann 1968). Auf diese Weise ist die Aussage gegen Kritik immunisiert, d. h., der Sprecher kann für die von ihm ausgegebene und vom Rezipienten vielleicht falsch ausgelegte Handlungsanweisung nur schwer verantwortlich gemacht werden (vgl. von Savigny 1969, 189). Andererseits ist eine sozial-kog-

nitiv motivierte Akzeptanzbereitschaft beim Rezipienten erhöht, wenn er in der Mehrdeutigkeit und/oder Kontextabhängigkeit der normativen Aussage eine, mitunter eben nur vorgebliche, Handlungsfreiheit wahrzunehmen glaubt (vgl. Kruglanski & Ajzen 1983; Sabini & Silver 1983).

Für die Gehaltsproblematik *evaluativer Aussagen* sind die Zusammenhänge wichtig, die innerhalb der ersten Textdimension zur Kennzeichnung von subjektiven Werturteilen geführt haben. Demnach liegt der Gehalt einer evaluativen Aussage darin begründet, daß ein Sprecher einen Sachverhalt gemäß seiner eigenen Wertvorstellung positiv oder negativ auszeichnet, dabei seine wertende Stellungnahme zu erkennen gibt und gegenüber dritten Personen keinen Anspruch auf die Allgemeinverbindlichkeit seiner Wertaussage erhebt.

Gehaltleer wird eine evaluative Aussage, wenn unklar bleibt, welchen Wert- oder Beurteilungsmaßstab ein Sprecher seiner Aussage zugrundelegt. Daß ein Beurteilungsmaßstab kognitiv und somit implizit vorliegt, geht meistens aus dem Wertprädikat hervor, das der Sprecher in seiner Aussage verwendet; nur, wie der Rezipient dieses Wertprädikat in bezug auf die Sprecherintention verstehen kann, bleibt bei gehaltleeren Aussagen unklar. Besteht das Wertprädikat, mit dem ein Sachverhalt belegt wird, aus einem präskriptiven Begriff (z.B. ‚gut‘, ‚verwerflich‘, ‚Verbrechen‘ usw.), zu dem der Sprecher keine weitere persönliche Stellungnahme bezieht oder den er nicht in anderer Form expliziert, ist eine ideologisch gesteuerte Sprecherintention zu vermuten, wonach die Aussageadressaten zur Akzeptanz des Aussageninhalts und auf die aus ihm eventuell resultierenden Handlungen verpflichtet werden sollen.

Denn die *präskriptiven Begriffe* bewerten, aber sie bezeichnen nicht die Sachverhalte in der Weise, wie es die semantischen (deskriptiven) Merkmale der Sachverhalte tun. Das heißt, die bewerteten Sachverhalte gehören nicht zu einem klar definierten Extensionsbereich der sie bewertenden Begriffe, vielmehr enthalten die Begriffe die Wertungen selbst. Andererseits haben solche präskriptiven Begriffe auch keinen intensionalen Bedeutungskern, der die Bedingungen erkennen ließe, etwa die Einschätzungsmaßstäbe oder die Zielsetzungen, an die Sprecher gebunden sein könnten; Sprecher müssen also schon explizieren, welchen Bedingungen sie ihre Wertbegriffe verpflichtet sehen. Doch selbst wenn solche Bedingungen bekannt sind, bliebe noch zu überprüfen, ob sie denn auch für die deskriptiven Merkmale des bewerteten Sachverhalts, also für dessen semantisch inhärente Merkmale, zutreffen (vgl. Prim & Tilmann 1973).

Demnach sind evaluative Aussagen, die präskriptive Begriffe enthalten, gehaltleer formuliert, wenn die Wertbegriffe unexpliziert (vage) bleiben und/oder ihre Explikation nicht mit den ansonsten deskriptiven Merkmalen des bewerteten Sachverhalts in Einklang zu bringen ist, bzw. zu diesen eine Mehrdeutigkeit (Ambiguität) aufweist.

Vagheit und Ambiguität von Begriffsbedeutungen können jedoch auch solche Aussagen gehaltleer machen, in denen *deskriptive Begriffe*, die sich auf erfahrung und beobachtbare Entitäten beziehen, als indirekte Wertungen enthalten sind. Begriffe, die einen solchen Bezug aufweisen, bezeichnen zumeist theoretische Konstrukte und bilden schwer erfahrbare Ersatzgrößen, unter die kleinere, erfahrbare Entitäten fallen. So wird beispielsweise der Wortinhalt des Begriffs ‚Gesellschaft‘ einem Rezipienten nur aus der Menge der Aussagen erschließbar, die den Gegenstandsbereich dieses Begriffs in beobachtbare Entitäten (z. B. Personen, soziale Gruppen usw.) aufgliedern und die Art des Zusammenhangs angeben, der zwischen diesen Entitäten besteht (vgl. Schneewind 1982; von Savigny 1969). Die vieldeutige Verwendbarkeit (Ambiguität) solcher deskriptiven Begriffe läßt jedoch sehr viele Sachverhaltskonstellationen als Anwendungsfälle der mit diesem Begriff formulierbaren Aussagen zu. Ein universeller Anwendungsbereich wiederum schließt keine weiteren Sachverhalte aus, die in einem anderen Verhältnis zueinander stehen (von Falsifizierbarkeit kann hier nicht gesprochen werden), als es in der Aussage behauptet wird, wodurch die Aussage gehaltleer bleibt.

Der zu beliebigen Faktenkonstellationen herstellbare Realitätsbezug, der sich über deskriptive Begriffe in indirekten evaluativen Aussagen (vorgeblich) behaupten läßt, macht die pragmatische Funktion dieser Aussagenart auch hinsichtlich eines ideologischen Sprachgebrauchs aus. Denn in der alltagspsychologischen Kennzeichnung von Sachverhalten, Gegenständen und Ereignissen messen die Sprachbenutzer den Realitätsbezug ihrer Äußerungen kaum am epistemologisch begründbaren Verhältnis von Spielraum und Gehalt (Elster 1978; Knebel 1970; von Wright 1971). Schließlich sind Sprachbenutzer im Alltag keine ideologisch aufgeklärten Erkenntnistheoretiker (Berger & Kellner 1981; de Graaf & Maier 1979; Habermas 1970; 1982), die sie auch nicht zu sein brauchen, da die Alltagssprache von einer ganzen Reihe von Begriffen geprägt ist, die zwar einen ideologisch verwertbaren ‚Leerformel‘-Charakter haben (Topitsch 1960), aber gleichzeitig auch einen alltagspsychologischen Verwendungszweck erfüllen (von Savigny 1969, 439). Zudem enthält die Alltagssprache oft keine alternativen Begriffe oder das lexikalische Wissen der Sprachbenutzer weist schlicht dahingehende Lücken auf (vgl. Bromley 1977).

Insgesamt gesehen ist die Textdimension der gehaltleer formulierten Aussagen durch eine textuelle und interpersonelle Funktion gekennzeichnet, die für die Rezipienten einen Realitätsbezug der Aussage herstellen, aber über die Aussageninhalte nur wenig informieren und damit die repräsentationale Funktion der Aussage, die deren ‚Leerheit‘ erkennen ließe, verdecken. Die Äußerung niedrig informativer und aus der Sicht der Rezipienten zudem noch erwartungsgemäß formulierter Aussagen unterläuft wiederum ein kritisches Reflexionswissen des Rezipienten und löst eine auf Kosten der Wissensverarbeitung gehende, einstellungsdominierte kognitive Verarbeitung der Aussageninhalte

te aus (vgl. Abelson 1979; Tyler & Voss 1982); dieser pflegt eine erhöhte Akzeptanzbereitschaft zu folgen. In dieser Hinsicht ist der sozial-kognitiv erwartbare Wert gehaltleerer Aussagen im Sinne ideologisch brauchbarer ‚Leerformeln‘ interpretierbar (vgl. Topitsch 1960), weil ihr großer Spielraum, der zwar nach logischen Kriterien, aber kaum im alltäglichen, ‚sozial-logischen‘ (Elster 1978; Freedle 1975) Sprachgebrauch erkennbar wird, pragmatisch gesehen auch eine Ausdehnung des sozialen Spielraums ermöglicht. Das bedeutet, daß Leerformeln eine sozial-integrative Wirkung in zwei Richtungen haben können, und zwar jeweils für die Rezipienten wie für die Produzenten gehaltleerer formulierter Aussagen.

Einmal können Leerformeln für einen gesamtgesellschaftlichen und kulturellen Konsensus funktional werden, indem sie durch vergleichsweise durchgängig akzeptierte, aber gehaltlere Begriffe bestimmt sind, die kritisches Widerspruchsdenken auffangen und so für eine Art loyaler Unterstützung des Konsensus sorgen, der zumeist den Produzenten zugute kommt (Degenkolbe 1965, 332). Zum zweiten kann diese soziale Integration, die von Leerformeln ausgeht, auch intrapsychisch (z. B. emotional) stabilisierend wirken, indem gehaltlere Aussagen gerade wegen ihrer logischen Widersprüche ihren Rezipienten wie Produzenten zu einer harmonischen und psychisch tragbaren Deutung der Wirklichkeit verhelfen, der negative Erlebnisinhalte untergeordnet werden können (vgl. Elster 1978; Freedle 1975; Riegel 1975b; Scribner 1979). Die sozial-kognitiv und intrapsychisch erwartbaren, pragmatischen Funktionen gehaltleerer Aussagen sind also im Hinblick auf die Ausweitung des sozialen Spielraums positiv und negativ interpretierbar. Dies gilt auch für die hierunter zu zählende Stabilisierung von Gewißheit; denn diese schränkt einerseits kritisches Denken ein und bewahrt andererseits die Textrezipienten und -produzenten vor ‚epistemischer Einsamkeit‘ (Chandler 1975) und schützt sie vor ‚kognitiven Falsifikationskrisen‘ (Knebel 1970). Sprachliche Indikatoren, über die sich die verschiedenen, positiv und/oder negativ interpretierbaren Wirkungsweisen der zweiten Textdimension von Ideologiekritik qua Subtext erschließen lassen, vermitteln die nachfolgenden neun Kategorien hypothetisch ideologischer Textmerkmale.

(9) *Tautologien*. Sprecher äußern tautologische Aussagen vermutlich im Bewußtsein, informationshaltige Aussagen zu einem bestimmten Realitätsausschnitt zu geben. Logisch gesehen sind tautologische Aussagen ihres totalen Spielraums wegen jedoch stets wahr, was in der alltäglichen Kommunikation mitunter schwer zu erkennen ist. Daher ist die ‚Leerheit‘ tautologischer Aussagen vielen Sprachbenutzern nicht immer unmittelbar einsichtig, wodurch sie im alltäglichen Sprachgebrauch auch nicht auffällt und/oder von ideologisch denkenden Sprechern genutzt wird. Aufgrund des vorab gesicher-

ten Zutreffens tautologischer Aussageninhalte haben die Rezipienten auch kaum Bedenken, die Aussagen zu akzeptieren. Beispielsweise ist der Satz „Alle Unternehmer streben nach Gewinn“ tautologisch (Schmid 1972), denn der Begriff ‚Unternehmer‘ ist unter anderem definiert als eine Person, die nach Gewinn strebt. Begriff und Prädikation werden so gegenseitig (mutual) austauschbar, wodurch die Aussage tautologisch und somit gehalten wird.

Neben den mutualen Definitionen kommen Tautologien zustande, indem Sprecher in ihren Äußerungen unbeobachtbare Sachverhalte (theoretische Konzepte) mit deren beobachtbaren Indikatoren verknüpfen und dabei einen epistemologisch definierbaren Unterschied zwischen den Sprachebenen der Beobachtungs- und Theoriesprache außer Acht lassen (vgl. hierzu z.B. Groeben & Westmeyer 1975). Theoriesprachliche Aussagen enthalten nur die theoretischen Abstraktionen von den beobachtbaren Ereignissen oder Sachverhalten, auf die sich die beobachtungssprachlichen Aussagen direkt beziehen. Allerdings ist strittig, ob es überhaupt eine theorieunabhängige Beobachtungssprache geben kann (vgl. z.B. Bunge 1967; Scriven 1958), so daß Sprachbenutzer kognitiv überfordert wären, wollten sie sich den gewißheitsstabilisierenden Tendenzen ständig und bewußt widersetzen, die von der Vermengung der beiden Sprachebenen in der Alltagskommunikation ausgehen (vgl. Groeben & Scheele 1977, 92f.). Die Zuordnung von theoriesprachlichen Konzepten und beobachtungssprachlichen Indikatoren hat nämlich ebenfalls eine tautologisierende und daher akzeptanzfördernde Wirkung, wenn Sprachbenutzer ein Prädikat zugleich in theorie- und beobachtungssprachlichen Aussagen verwenden, ohne anzugeben (vgl. Groeben & Westmeyer 1975, 62), auf welches System von Zuordnungsregeln (wissenschafts- oder alltagssprachlicher Art) sie sich beziehen. Dies zeigt sich beispielsweise im theoriesprachlichen Satz „Die Psychose führt zum Verlust des Realitätskontakts“ und im beobachtungssprachlichen Satz „Wenn die Person XY sich in konkreten Alltagssituationen nicht mehr realitätsangemessen verhält, leidet XY unter einer Psychose“. Im ersten Satz wird das Kennzeichnungskonzept ‚Psychose‘ durch den Prädikator ‚Verlust des Realitätskontakts‘ näher bestimmt und im zweiten Satz wird der Mangel an realitätsangemessenem Verhalten zum Indikator für das theoretische Konzept der Psychose erklärt. Die Transivitätsregel der Aussagenlogik erlaubt nun, die beiden Sätze in die Aussage „Psychosen führen zu Psychosen“ zu überführen; damit wird die Zuordnung von theoretischem und beobachtbarem Sachverhalt gehalten.

(10) *Universelle Existenzsätze.* Im Gegensatz zu Tautologien sind universelle Existenzsätze – wie bereits in der ersten Textdimension gezeigt wurde – nicht a priori wahr; der kognitive Vorteil, den sie den ideologisch denkenden Sprachbenutzern bieten, liegt vielmehr darin, daß sie aufgrund ihres raumzeitlich uneingeschränkten Geltungsanspruchs nicht falsifiziert werden können. Dies trifft für nahezu jede Äußerung zu, die mit einer ‚Es gibt‘-Formulierung eingeleitet wird (z.B.: „Es gibt Personen, die das Selbstgefühl anderer mißachten“). Solche Formulierungen sind allerdings von den ‚Es-gibt-kein(e)‘-Ausdrücken zu unterscheiden, deren kognitiver Status ja ein ganz anderer ist, weil sie die Nichtexistenz eines Sachverhalts behaupten und daher falsifizierbar sind.

Fehlen die ‚Es-gibt‘-Formulierungen in der (Oberflächen-)Struktur von Sätzen, so sind indefinite Pronomen sowie Möglichkeits- oder Notwendigkeitsausdrücke nicht selten sprachliche Indikatoren für einen im Subtext verborgenen universellen Existenzsatz. Beispielsweise ist der Ausdruck „Man hält

heute auch die friedlich genutzte Kernenergie für einen Risikofaktor“ umzuformulieren in „Es gibt Personen, die halten ...“ und im Gegensatz zum Ausdruck „Alle Personen halten ...“ (= „Es gibt keine Personen, die ... nicht ... halten“) nicht zu falsifizieren. Indefinite Pronomen stehen zwar meist in einer konstitutiven Beziehung zum universellen Geltungsanspruch von Aussagen, aber sie können auch, insbesondere bei gesetzesmäßigen Zusammenhangesannahmen, auf einen hypothetischen Sachverhalt verweisen.

Notwendigkeitsausdrücke wie in der Aussage „Gegner der Gesellschaft sind notwendigerweise ein Risiko für die öffentliche Sicherheit“ weisen insofern auf einen universellen Existenzsatz im Subtext hin, als die Existenz eines Sachverhalts („jemand ist ein Gegner der Gesellschaft“) eine hinreichende Bedingung für die Existenz eines anderen Sachverhalts („ein Risiko für die öffentliche Sicherheit“) darstellt, vorausgesetzt der erste Sachverhalt existiert. Der Satz kann nicht falsifiziert werden, so lange der Sprecher in seiner Äußerung nicht mitteilt, wie oder wo die Sachverhalte zu beobachten sind. Ähnliches gilt für Aussagen, die Möglichkeitsausdrücke enthalten, da über das mögliche Vorliegen eines Sachverhalts („q ist möglich“) auf die nicht notwendige Annahme seines Gegenteils („Es ist nicht nötig, non-q anzunehmen“) geschlossen werden kann (Schmid 1972, 114f.).

Die kognitiven Operationen, die den manifest im Text oder latent im Subtext formulierten universellen Existenzsätzen unterliegen, geben die an sich schon unscharfe Trennungslinie zwischen Glauben und Wissen (Abelson 1979) vollends auf und bieten dem Sprachbenutzer „ein Höchstmaß an intrasubjektiver Sicherheit und Gewißheit, völlig unabhängig davon, wie die Fakten in der Realität beschaffen sind“ (Knebel 1970, 29). Dadurch sind einerseits die Möglichkeiten der Textrezipienten und -produzenten eingeschränkt, die kognitiven, gewißheitsstabilisierenden Mechanismen universeller Existenzsätze zu durchschauen und sich von ihnen (z.B. als formulierten Vorurteilen) lösen zu können. Andererseits ‚schützen‘ sich Sprecher, die universelle Existenzsätze äußern, und Hörer, die sie akzeptieren, vor ‚kognitiven Falsifikationskrisen‘ (o.c. 31; vgl. auch Groeben & Scheele 1977, 90f. sowie den Beitrag von Sommer & Vorderer in diesem Band).

(11) *Prädikate mit ungebundenen Leerstellen.* Das in der Alltagssprache wohl am häufigsten verwendete Verfahren, sprachlich faßbare Kognitionen gegen Widerlegung zu schützen, besteht darin, Prädikate mit n obligaten Argumenten ($n \geq 2$) in Aussagen aufzunehmen und sie als Prädikate mit $[n - 1]$ -Argumenten darzustellen (vgl. Klaus 1971, 91). Dadurch werden n -stellige Prädikate zu $[n - 1]$ -stelligen und weisen wenigstens eine ungebundene Leerstelle auf. Sie verlieren dadurch nicht ihre Mitteilungsfunktion und verfehlen auch nicht ihren kommunikativen Verständigungszweck (vgl. Engelkamp 1976, 25), aber kontextfrei geäußert können sie keine Wahrheitswerte annehmen. Unterscheidet man nämlich hinsichtlich der Prädikat-Argument-Struktur eines Satzes zwischen obligaten und fakultativen Argumenten (vgl. Engelkamp 1974, 104; Fillmore 1968), so richtet sich die Anzahl der obligaten Argumentstellen eines Prädikats nach der vom Sprecher intendierten Wahrheitsfähigkeit der Aussage, die das Prädikat aufnimmt. Beispielsweise muß in dem Satz „Die Jugendlichen sind heutzutage frei“ für das Prädikat ‚frei sein‘ neben dem Referenzobjekt (dem ersten Argument) wenigstens noch eine Leerstelle mit einem weiteren Argument (z.B. mit der Kasusreferenz ‚frei wovon‘) besetzt werden, damit der Satz einen Wahrheitswert annehmen kann.

Das Prädikat ist also nicht, wie in der Äußerung „Der Parkplatz ist frei“, als ein Prädikat mit nur einem obligaten und mehreren fakultativen Argumentstellen (z.B. Kasusreferenzen für das Wovon und Wofür) aufzufassen. Es ist vielmehr als ein 2-stelliges Prädikat mit wenigstens zwei obligaten Argumenten in die Aussage aufzunehmen, da diese ansonsten eine ungebundene Leerstelle aufweist und insgesamt gehaltleer bleibt. Die Verwendung von Prädikaten mit ungebundenen Leerstellen ist vor allem im politischen Bereich ein geeignetes sprachliches Mittel, um emphatisch geäußerte Aussageninhalte gegen Kritik zu immunisieren und die Entfaltung des kognitiven Gehalts einer Aussage einzuschränken oder in eine bestimmte Richtung zu lenken (vgl. Sperber 1955).

(12) *Alibi-Klauseln.* Die bisherigen Textdimensionen beschreiben Hypothesen als brauchbar, wenn sie über die Realität informieren und informativen Gehalt besitzen, wobei der Informationsgehalt gleichbedeutend ist mit der Summe der Ereignisse, die nach den Hypothesenbedingungen nicht auftreten dürfen. Alibi-Klauseln sind nun sprachliche Mittel, die die Aussagen so verändern, daß sie deren Informationsgehalt herabsetzen, ohne ihren Realitätsbezug aufzuheben. Sprecher können nämlich die Gehaltseinschätzung ihrer Äußerungen verhindern, indem sie systematisch keine Angaben darüber machen, unter welchen Bedingungen ein von ihnen behaupteter Sachverhalt zutrifft. Hierzu eignen sich insbesondere die bekannten ‚ceteris paribus‘-Klauseln, deren Bedeutung ein Hörer allenfalls auf einem sehr funktionalen Niveau der Informationsverarbeitung und durch eine ständig wechselnde Verarbeitungstiefe kognitiv erfassen kann (Perfetti 1979). Diese Alibi-Klauseln knüpfen nämlich die Geltung von Aussagen an die Konstanz von Faktoren, die entweder im selben Aussagenzusammenhang nicht bestimmbar sind, oder von denen kritische Hörer annehmen können, daß ihre Konstanz gar nicht zu beobachten ist (vgl. Albert 1972, Kap. 2; Prim & Tilmann 1973; Richards 1971).

Nimmt ein Sprecher solche Klauseln (z.B.: ‚in gewisser Weise‘, ‚unter Umständen‘, ‚letztlich‘ usw.) innerhalb einer Wenn-Dann-Aussage in den Wenn-Teil auf (z.B.: „Wenn man sein Leben in gewisser Weise einrichtet, erreicht man ein hohes Alter“), so kann dessen Wahrheitswert nicht festgestellt werden. Da ein Hörer die gesamte Aussage aber nur widerlegen könnte, indem er das Zutreffen des Wenn-Teils und das Nicht-Zutreffen des Dann-Teils nachweist, bleibt die Aussage gegen Kritik immun. Die gleiche Wirkung erzielt ein Sprecher, indem er eine Alibi-Klausel in eine Aussage ohne Wenn-Dann-Formulierung aufnimmt (z.B.: „Unter Umständen kann ein Atomkrieg gewonnen werden“) oder sie im Dann-Teil einer Wenn-Dann-Aussage unterbringt (z.B.: „Wenn Kinder in Harmonie aufwachsen, werden sie ihr späteres Leben unter Umständen besser meistern“). Durch die Hineinnahme von Alibi-Klauseln in diese Beispielsaussagen wird deren empirischer Spielraum erweitert und den Hörern eine kognitive Gewißheit induziert, obschon die Aussagen keinen informativen Gehalt besitzen. Denn ohne die Hinzunahme der Alibi-Klauseln wären diese Aussagen entweder offensichtlich gehaltleer oder falsifizierbar.

(13) *Deiktische Leerformeln.* Auf außersprachliche Sachverhalte kann durch Zeigehandlungen und durch Symbolgebrauch verwiesen werden (vgl. Bühler 1934). Die sprachlichen Mittel hierfür sind Zeigewörter (deiktische Begriffe) und Nennwörter. Letztere symbolisieren Sachverhalte und Gegenstände, so daß die sprachliche Äußerung eines Nennworts den Bezug zum gemeinsamen Sachverhalt, den es symbolisiert, unabhängig von den Raum-Zeit-Koordinaten des Sprechers erlaubt. Dagegen verweisen die Zeigewörter nur auf bestimmte

Punkte in einem Zeigefeld, das als ‚Sprecher-hier-jetzt‘-System umschrieben werden kann. Was ein Sprecher mit der Äußerung eines Zeigeworts meint, also welche textuelle Funktion er dem Zeigewort beimißt, kann ein Hörer nur mit Bezug auf das Zeigefeld (des Sprechers) eindeutig interpretieren. Liegen beispielsweise für die Aussage „Das (?) Kind kommt nächstes (?) Jahr zur Schule“ keine weiteren Situationsbeschreibungen oder Kontextinformationen vor, die dem Rezipienten die Sachverhalte auszumachen erlauben, die durch die deiktischen Begriffe ‚das‘ und ‚nächstes‘ gekennzeichnet werden sollen, kann die Aussage keinen Wahrheitswert annehmen; sie bleibt gehalten.

Nahzu alle Elemente einer Kommunikationssituation (z.B. Sprecher, Hörer, Ort, Zeit usw.) gehören auch zur Deixis als einer grammatikalischen Kategorie (vgl. Miller & Johnson-Laird 1976, Kap. 2 u. 6). Dementsprechend vielgestaltig ist die Gruppe von Sprachelementen, die, wenn sie als Indikatoren für Sachverhalte und Begriffe verwendet werden, bei der Kategorie der deiktischen Leerformeln auf ihren Informationsgehalt hin zu untersuchen sind. Solche Indikatoren sind beispielsweise Personalpronomen mit einem bestimmten vs. unbestimmten Realitätsbezug (z.B.: ‚ich‘, ‚du‘, ‚wir‘ vs. ‚jemand‘, ‚etwas‘), ebenso Ort- und Zeitadverbien (z.B.: ‚hier‘, ‚dort‘, ‚jetzt‘, ‚dann‘ vs. ‚irgendwo‘, ‚bisweilen‘) oder Demonstrativpronomen (z.B.: ‚dies‘, ‚jenes‘ vs. ‚eine‘, ‚eines‘). Tauchen derartige Begriffe in Aussagen auf, und kann ein Hörer, auch wenn er den Situations- und Äußerungskontext beachtet, keinen eindeutigen semantischen Realitätsbezug zu den Begriffen herstellen, so handelt es sich um deiktische Leerformeln. So sind Äußerungen wie „Wir alle müssen uns anstrengen, um die hohe Arbeitslosenquote abzubauen“ als ein Versuch zu werten, durch die unscharfe Referenz des Pronomens ‚wir‘ eine kognitive Harmonie zwischen Sprecher und Hörer zu erzielen (vgl. Knebel 1970) und gleichzeitig den Hörer an einer kritischen Einschätzung des geringen Informationsgehalts der Aussage zu hindern. Deiktische Leerformeln belassen einem Text gerade das Ausmaß an Referenz- und Kohärenzstruktur (vgl. de Beaugrande 1980), das nötig ist, damit der Textinhalt in einer vom Sprecher manipulierbaren Richtung auf die Kognitionsstrukturen der Hörer einwirkt; sie sind sozusagen Regeln der Textstrukturierung *ex negativo*.

(14) *Pseudo-kriteriale Abgrenzungen.* Verbale Operationen, bei denen die Anwendungsbedingungen von Prädikaten unexpliziert bleiben, schirmen Aussageninhalte ebenfalls gegen Kritik ab. Denn bei unklaren Anwendungsbedingungen kann nicht entschieden werden, ob ein Sachverhalt im Widerspruch zum Aussageninhalt steht, wodurch Widerlegungsversuche vergeblich werden und auch eine nur eingeschränkte Kritik zurückgewiesen werden kann. Verwendet ein Sprecher in seinen Äußerungen unbestimmte Attribute (z.B.: ‚echt-unecht‘, ‚eigentlich-uneigentlich‘, ‚frei-unfrei‘), bzw. beläßt er sie unbestimmt, so kann er einen mit seiner Äußerung inkompatiblen Sachverhalt, den ein Hörer einwendet, aus dem Anwendungsbereich seiner Aussage ausschließen. Den pragmatischen Nutzen, den Sprecher aus der Verwendung derartiger Attribute ziehen, besteht darin, daß sie Aussagen mit dem Anschein von großer Allgemeinheit äußern können, wodurch sich jedoch der Gehalt und die Falsifikationswahrscheinlichkeit der Aussage nur vorgeblich erhöhen, da widersprüchliche Sachverhalte aus dem Wertebereich der Attribute beliebig zu eliminieren sind. Andererseits weckt der Anschein großer Allgemeinheit beim Hörer die Bereitschaft, den Aussageinhalt zu akzeptieren (vgl. Sperber 1955, 44).

Dementsprechend sind grammatikalische Attribute, die zur abgrenzenden Charakterisierung von Substantiven, Adjektiven, Adverbien oder Pronomen benutzt werden, dann als pseudo-kriteriale Abgrenzungen zu werten, wenn nicht eindeutig feststellbar ist, welche Ereignisse oder Sachverhalte ihr Anwendungsbereich (ihre Extension) verbietet. Beispielsweise läßt der Satz „Heute sind immer mehr Menschen bereit, Konflikte durch radikale Mittel zu lösen“ den Wertebereich des Attributs ‚radikal‘ unexpliziert. Dem Anschein nach soll die gegenwartsbezogene Anwendung bestimmter Mittel, nämlich radikale, gegen ihre vergangenheitsbezogene Anwendung, nämlich weniger radikale, abgegrenzt werden. Solange jedoch ungeklärt bleibt, welche Mittel der Sprecher meint und durch welche Kriterien der Radikalität sich die gegenwärtigen von den vergangenen Mitteln unterscheiden, ist es für den Hörer müßig, Sachverhalte einwenden zu wollen, die dem postulierten Aussageinhalt widersprechen.

(15) *Normative Leerformeln.* Die bislang erörterten Strategien von Sprechern, Aussagen gehaltleer zu formulieren, gelangen auch bei normativen Aussagen zur Anwendung. So können Sprecher normative Aussagen tautologisch formulieren oder ihnen Alibi-Klauseln, pseudo-kriteriale Attribute oder Prädikate mit ungebundenen Leerstellen beifügen. Auf diese Weise bildet die mangelnde Referenzfähigkeit von Begriffen, die in den Norminhalt einer Aussage aufgenommen werden, einen Indikator für das Vorliegen einer normativen Leerformel. Im Gegensatz zu den synthetischen Aussagen kennzeichnen solche Strategien bei den normativen Aussagen nicht den Versuch, Aussagen vor Falsifikation zu bewahren, da normative Aussagen weder falsifizierbar noch verifizierbar sind. Vielmehr liegen normative Leerformeln dann vor, wenn der Aussageinhalt einen mangelnden oder gar keinen Normgehalt besitzt (vgl. Richards 1971). Dies trifft etwa für Handlungsanweisungen zu, die normativ oder imperativ geäußert werden und keine deutlich gekennzeichneten Handlungsanweisungen ausschließen (von Wright 1963). So ist der normative Satz „Der Beschuldigte soll sich dazu äußern oder stillschweigen“ tautologisch formuliert (tue ‚a‘ oder tue ‚non-a‘); er läßt dem Rezipienten keine Handlungsmöglichkeit offen und gibt auch keine klare Handlungsanweisung. Insbesondere die normativ-kontradiktorischen Verhaltenserwartungen, die Sprecher gegenüber ihren Hörern formulieren (tue ‚a‘ und tue ‚non-a‘), belasten und erschweren die psychischen Bedingungen, unter denen Rezipienten bereit sind oder bereit sein müssen, etwa bei Statusdifferenzen zwischen Sprecher und Hörer, solche gehaltleer formulierten Verhaltenserwartungen zu akzeptieren. Wenn etwa ein Lehrer einen verhaltensaktiven und auch am Unterricht aktiv beteiligten Schüler auffordert, noch aktiver am Unterricht teilzunehmen und die sonstigen Verhaltensaktivitäten zu unterlassen, so verlangt er, daß der Schüler dieselbe Verhaltensdisposition gleichzeitig in ein Tun und in ein Nicht-Tun umsetzen soll. In ähnlicher Weise würde ein Schulleiter, der einen Lehrer auffordert, sich in die Schüler einzufühlen und dabei einen neutralen Beobachterstatus zu wahren, vom Lehrer die gleichzeitige Verhaltensmanifestation zweier gegensätzlicher Verhaltensdispositionen verlangen. Derartige normative Leerformeln scheinen in Erziehungsprozessen und Situationen des Berufslebens häufig vorzukommen und für die Genese psychischer Erkrankungen bedeutsam zu sein (vgl. die ‚double-bind‘-Hypothese von Watzlawick et al. 1967).

Die empirische Frage, ob normative Aussagen auf das Rezipientenverhalten handlungsregulierend Einfluß nehmen, und die logische Frage, ob sie Hand-

lungsanweisungen ausschließen und deswegen Gehalt besitzen, ergänzen einander, indem die Beantwortung der empirischen Frage die der logischen Frage voraussetzt. Pragmatisch gesehen sind die beiden Fragestellungen jedoch zu trennen, da auch eine gehaltene formulierte Norm insofern das Adressatenverhalten regulieren kann, als keine Einwände gegen die Norm vorzubringen sind und den Sprechern somit der soziale Spielraum gegenüber den Adressaten voll erhalten bleibt. Äußern beispielsweise Erziehungsberechtigte am Ende eines Erziehungs- oder Ausbildungsabschnitts gegenüber den Ausgebildeten: „Ihr müßt euch jetzt die richtigen Bedingungen für den Start in das Berufsleben aussuchen“, so ist bei der vorgeblichen Normbefolgung ein beruflicher Fehlstart auch bei den handlungs- und leistungswilligsten Normadressaten natürlich nicht auszuschließen. Ein Mißerfolg wäre jedoch den Erziehungsberechtigten, die dem Berufsstart zugestimmt haben, aufgrund der pseudo-kriterialen Verwendung des Attributs ‚richtig‘ kaum anzulasten, so daß sie ihren sozialen Spielraum und insbesondere ihre soziale Rolle als Normgeber beibehielten.

(16) *Topoi*. Diese Kategorie bezieht sich auf sogenannte ‚sprachliche Gemeinplätze‘, die ähnlich den Sprichwörtern, Metaphern und Redewendungen zu einer Art bildhaften Sprache gehören. Noch stärker als Sprichwörter und metaphorische Ausdrücke finden *Topoi* vor allem auch als normative Formulierungen eine Verwendung und werden auf der Basis naiven Wissens zum Inhalt von Leerformeln (z.B.: „Suche immer den Mittelweg“, „Gib jedem das Seine“ usw.). In diesem Sinne sind *Topoi* gehaltleer, aber sie verfehlen keineswegs ihre Wirkung auf das Denken und Handeln der Sprachbenutzer. Denn meistens sind *Topoi* von großer Allgemeinheit und vermitteln den Anschein zeitlos gültiger moralischer oder juristischer Grundsätze, so daß sie von der konkreten Erfahrungskapazität der (unkritischen) Sprachbenutzer kaum korrigiert werden können. Statt dessen werden *Topoi* von Sprechern (und Hörern) nicht selten mit einer subjektiven Bedeutsamkeit belegt, die beispielsweise auch bei metaphorischen Personbeschreibungen (Asch 1955), gruppenspezifischem Gebrauch von Sprichwörtern (Hoffman & Honeck 1980) oder therapeutischer Kommunikation auftritt (vgl. Pollio et al. 1977) und in diesen Kontexten jeweils eine Handlungsorientierung vermitteln soll. Tatsächlich geben *Topoi* jedoch keine Anweisungen für ein distinktes Sozial- und Interaktionsverhalten; auf der Sprecherseite dienen sie vielmehr in der Funktion einer impersonalen Rechtfertigung (Audi 1983), die der Sprecheräußerung quasi zu einer Selbstevidenz verhilft.

Topoi sind jedoch nicht nur den normativen Leerformeln ähnlich, indem sie keine distinkten Handlungsanweisungen ausschließen, wodurch sich ihr Interpretationsspielraum beliebig einengen oder erweitern läßt (Hoffman & Honeck 1980, 7); über diesen fehlenden semantischen Normgehalt hinaus haben sie auch nur einen geringen Realitätsbezug. Ihnen mangelt es sozusagen an pragmatischem Informationsgehalt, an ‚Handlungsgehalt‘, weil den Rezipienten (und wohl auch den Sprechern) meistens die Mittel unbekannt sind, mit denen die Handlung zu realisieren wäre, die latent mit der Äußerung von *Topoi* verlangt ist. Der Gebrauch einer metaphorischen Sprache, wie er sich in der Verwendung von *Topoi* manifestiert, ist insbesondere bei Unterweisungen, also bei Handlungsanweisungen qua Instruktionstexte, dann denkbar ungeeignet, wenn die Instruktionsempfänger (z.B. Kinder) nicht über die kognitiven Fähigkeiten verfügen, den übertragenen vom wörtlichen Sinngehalt einer Metapher zu trennen (vgl. Leonard 1975; Miller 1976). Andererseits gehören *Topoi* zu den (Erscheinungs-)Bildern im alltäglichen Sprachgebrauch (vgl. Petrie 1979; Tversky 1977), und ihre angemessene Interpretation, nämlich

das Verstehen ihrer textuellen und interpersonellen Funktionen, ist zum Verständnis vieler Kommunikationsinhalte erforderlich, die dem Rezipienten aus seiner sozialen Umwelt vermittelt werden.

(17) *Rhetorische Fragen.* Im Gegensatz zu eindeutigen Fragen möchten Sprecher mit den rhetorischen Fragen keine verbalen Antworten der Hörer im Sinne der Beantwortung einer Frage evozieren. Vielmehr haben rhetorische Fragen eine ähnliche Funktion wie die indirekten Aufforderungen, die in der sprachlichen Form von Repräsentativen geäußert werden (vgl. Clark & Lucy 1975). Die gemeinsame Funktion liegt in ihrem jeweiligen primären Illokutionsgehalt begründet (Searle 1975b), der auf die Beeinflussung des nonverbalen Handelns des Hörers ausgerichtet ist. Der sekundäre Illokutionsgehalt ist mit dem illokutionären Gehalt eindeutiger Fragen vergleichbar, welche die Sprecher deswegen stellen, um über die Antworten der Hörer ihren eigenen Informationsstand zu ändern. Doch darauf kommt es einem Sprecher, der eine rhetorische Frage äußert, nicht an; ihm ist daran gelegen, mit der Äußerung rhetorischer Fragen – wenn dies auch nicht verallgemeinert werden kann – in verkappter Form Behauptungen aufzustellen, Wertungen vorzunehmen oder Handlungsorientierungen zu vermitteln (vgl. Crocker 1977). Eine besondere Art sozial-kognitiver Wirkung findet statt, wenn der Hörer die rhetorische Frage nur in ihrer sekundären Illokution versteht und dem Sprecher damit seine Einschätzung des propositionalen Inhalts der rhetorischen Frage unbewußt mitteilt, also die Diskrepanz zwischen der repräsentationalen und der interpersonellen Textfunktion nicht erkannt hat. Andererseits kann der Hörer eine Äußerung wie: „Warum soll man die Partei XYZ nicht wählen?“, in ihrem primären Illokutionsgehalt erkennen, auf sie nichtssagend antworten, sie bewußt als eine Handlungsaufforderung betrachten oder als Anregung, Gegenargumente vorzubringen. Aber seine Kritik an der Art oder am Inhalt der Sprecheräußerung scheitert am Umstand, daß der Sprecher den sekundären Illokutionsgehalt der Äußerung vorschützen kann, um die Kritik abzublocken. Die ideologehafte Funktion der rhetorischen Fragen macht sich also dann bemerkbar, wenn der Hörer der Äußerung des Sprechers nicht eindeutig einen illokutionären Sprechakt zuordnen kann, selbst wenn er dies möchte.

Vertauschung der Beschreibungsschemata des Handelns und Geschehens

Die dritte Textdimension betrifft zunächst die Klasse von Verben, mit denen Sprecher Ereignisbeschreibungen formulieren. Diese Verbklasse ist allgemein in zwei Beschreibungsschemata unterteilbar; für das eine Schema ist das Verb ‚handeln‘ und für das andere das Verb ‚geschehen‘ prototypisch (Miller & Johnson-Laird 1976, Kap. 2.5 u. 6.3). Aus dieser Unterteilung geht hervor, daß ein Ereignis grundsätzlich entweder eine Handlung oder ein Geschehen bezeichnet. Diese sehr allgemeine Bestimmung eines Ereignisses findet sich auch in empirischen Untersuchungen, welche für Ereignisketten, die in Geschichten repräsentiert sind, verschiedene Typen von Prädikat-Argument-Strukturen ermittelt haben (z.B. Warren et al. 1979). Allerdings bezieht sich hierbei der Ereignisbegriff zumeist auf die Begriffe der Handlung (action) und des Zustands (state), ohne daß der Begriff des Geschehens eingeführt wird.

Präziser läßt sich die sprachpsychologisch vorgenommene Trennung in zwei Beschreibungsschemata, für welche die Verben ‚handeln‘ und ‚geschehen‘ die sprachlichen Prototypen darstellen, durch erkenntnistheoretische und wissenspsychologische Argumente untermauern. So sieht von Wright (1971, Kap. 2.8) die beiden Verbklassen mit zwei, weit über die Sprache hinausgehenden kognitiven Strukturmustern verknüpft. Diese epistemologische Sichtweise wiederum läßt vermuten, daß auch der wissenspsychologische Begriff des Schemas für die beiden Beschreibungsschemata des Handelns und Geschehens bedeutsam wird, da Schemata in ihrer Funktion als gedächtnispsychologische Einheiten die Interdependenz nichtsprachlicher Phänomene auffangen (Norman et al. 1976, 183).

Die metasprachliche Verwendung des Schemabegriffs hat neben der epistemologischen auch eine psychologische Tradition. Beispielsweise haben Schemata die allgemeine Funktion, komplexe Ereigniseinheiten, also globale Handlungs-, Situations- und Geschehenssequenzen kognitiv zu organisieren (vgl. z. B. Bartlett 1932; Chafe 1975; Goss 1961; Winograd 1977). Weiterhin sollen Schemata ‚Platzhalter‘ (slots) für Wissenskomponenten enthalten, die sich jeweils hinsichtlich einer Klasse von Dingen und Ereignissen auf ein (semantisches) Wissen beziehen, das für wahr gehalten wird (vgl. z. B. Anderson 1978; Rumelhart 1980). Nicht zuletzt deswegen werden Schemata auch als Erwartungsstrukturen aufgefaßt, die auf Erfahrungswissen beruhen (vgl. z. B. Tanen 1979), die Wahrnehmung und Verarbeitung neuer Erfahrungs- und Erlebnisinhalte bestimmen (vgl. Brewer & Nakamura 1984; Taylor & Crocker 1981) und damit die Bildung neuer oder die Veränderung bestehender semantischer Makrostrukturen prägen (vgl. van Dijk 1977; Rumelhart & Norman 1978).

Für derartige mit der Verwendung des Schemabegriffs implizierte kognitive Operationen lassen sich nun verbale Operationen anführen, die mit den Beschreibungsschemata des Handelns und Geschehens in einer unterschiedlichen Weise einhergehen (sollten): nämlich entsprechend den für die Schemata maßgeblichen Verbklassen, für welche die Verben ‚handeln‘ und ‚geschehen‘ prototypisch sind.

Im alltäglichen Sprachgebrauch ist die Verwendung der Verben, für die ‚handeln‘ prototypisch ist, an Personen gebunden; diese führen bestimmte Tätigkeiten aus und rufen dadurch Veränderungen in ihrer Umwelt hervor; oder die Personen beabsichtigen, Veränderungen hervorzurufen (zu bewirken), die sie dann als Ergebnis ihrer Tätigkeiten betrachten. Daher wird das Ergebnis von Handlungen oft als die Wirkung von Handlungen aufgefaßt: Handeln dient im allgemeinen Sprachgebrauch dazu, Dinge und Sachverhalte herbeizuführen, die als Wirkungen der Handlungen bezeichnet werden, wodurch Handlungen den kognitiven Status einer Ursache dieser Wirkungen erhalten (von Wright 1971, Kap. 2.8). Dagegen wendet nun von Wright (o.c.) ein, daß zwischen einer Handlung und ihrem Ergebnis erkenntnistheoretisch betrach-

tet nur ein logischer, aber kein kausaler Zusammenhang besteht. Denn ein Ereignis, das infolge (als Folgewirkung) einer Handlung auftritt und als Ergebnis der Handlung bezeichnet wird, kann natürlich auch zustandekommen, indem eine andere Ursache als die der Handlung (möglicherweise parallel zu ihr) wirksam wird.

Der Darlegung van Dijks zufolge (1980, 137) sind Handlungen (actions) Abstraktionen von Tätigkeitssequenzen (Verhalten) und manifestieren sich in einem ‚Getanwerden‘, in einem (offenen) Tun (doing). Dieses Tun kann dann und nur dann als eine Handlung gedeutet werden, wenn es mit der Intention einer Person verbunden ist oder wenn es durch eine solche Intention kontrolliert wird. Wenn das Ergebnis eines Tuns entsprechend der Intention der tätigen (handelnden) Person (des Agenten) zustandekommt, ist die hierdurch vollzogene Handlung erfolgreich; (die Handlung ist also nicht für das Ergebnis ursächlich). Handlungen, die sich in einem Tun manifestieren, bezeichnet van Dijk (o. c.) als positive Handlungen, während er negative Handlungen (z.B. Enthaltung, Unterlassung) in Begriffen des nicht-ausgeführten Tuns definiert; dies bedeutet wiederum: wird ein Nicht-Tun als eine Handlung bezeichnet, muß es als solches von einer Person intendiert, also ein beabsichtigtes Nicht-Tun sein.

Aus dieser Darstellung soll hervorgehen, daß Sprachbenutzer in alltäglichen Kommunikationssituationen bei der Beschreibung von Ereignissen, in denen sie oder andere Personen handelnd tätig waren, zwischen den Handlungen und den Handlungsergebnissen dann einen kausalen Zusammenhang herstellen, wenn die Handlungen erfolgreich waren. Denn ansonsten, d.h. bei Handlungen, die im Sinne van Dijks als nicht erfolgreich zu bezeichnen sind, weil kein intendiertes Ergebnis zustandekommen ist, müßten Sprachbenutzer bei der Beibehaltung einer kausalen Zusammenhangsannahme wohl zur Ansicht gelangen, daß die Handlung gar nicht vollzogen wurde (vgl. von Wright 1971, Kap. 2.8). Diese Ansicht dürften jedoch Sprecher in ihrer Ereignisbeschreibung, die sie Hörern geben, kaum mitteilen können, zumindest dann nicht, wenn die Tätigkeitssequenzen, in denen die Handlungen von Sprechern oder anderer Personen eingebettet waren, beobachtet werden konnten. Vielmehr dürfte bei der Beschreibung eines nicht zustandekommenen, aber an sich intendierten Handlungsergebnisses genau der Fall eintreten, daß andere Ursachen als die (eigene) Handlung herangezogen werden, welche das nicht erfolgreiche Handlungsergebnis bewirkt haben sollen.

Eine Möglichkeit, ein nicht in der intendierten Weise eingetroffenes Ergebnis mit einer anderen Ursache zu belegen, besteht darin, ein Glied der Ereigniskette oder das gesamte Ereignis als ein Geschehen zu beschreiben, das von Intentionen unabhängig ist; hierfür braucht der Sprecher nur Verben zu verwenden, für die das Verb ‚geschehen‘ prototypisch ist. Im Gegensatz zum direkten sprachlichen Verleugnen der Intention und/oder glaubwürdigen Versichern, es habe keine Intention vorgelegen (z.B.: „Das lag nicht in meiner Ab-

sicht“), stellt die Beschreibung eines Handlungsereignisses als ein Geschehensereignis ein indirektes Verleugnen der Intention dar, das die Definition von Ideologiehaftigkeit erfüllt, weil es im Rezipienten kognitive Strukturen eines Geschehensschemas anspricht, das für das betreffende Ereignis logisch und pragmatisch unangemessen ist. Einer solchen Geschehensbeschreibung kommt eine textuelle Funktion zu, die durch eine repräsentationale Funktion belegbar ist.

Komplementär dazu gibt es auch Fälle, in denen Sprecher aus einer ideologisch motivierten Interessenslage heraus Geschehen als Handlung darstellen und rechtfertigen möchten. Dies ist beispielsweise möglich, wenn die Folgen eines Geschehensereignisses, in das Sprecher oder andere Personen in einer Weise verhaltensinvolviert waren, die nicht als Handeln bezeichnet werden kann, es den Sprechern als nützlich erscheinen lassen, das Geschehen als Handlung zu beschreiben; analog zum inversen Fall brauchen sie hierzu nur Verben zu verwenden, für die das Verb ‚handeln‘ prototypisch ist. Durch die bloße Benennung seines gar nicht intendierten Verhaltens als Handlung kann ein Sprecher bei seinen Hörern die Bereitschaft wecken, die Ursachen der so bloß benannten Handlung in der Person des Sprechers zu suchen und als sprecherspezifische Ursachen zu akzeptieren. Die Akzeptanzbereitschaft beruht dabei auf der Annahme, daß solche verbalen (Benennungs-)Operationen das Verhalten des Sprechers hinsichtlich des Geschehens in einen teleologischen Ereigniszusammenhang einbringen, der in der Wahrnehmung von Hörern ein nicht intentional deutbares Verhalten zu einer intendierten Handlung werden läßt (vgl. Kruglanski 1975; 1979; von Wright 1971).

Andererseits ist diese Interpretation im Bereich sozialpsychologischer (Partial-)Theorien über Ursachenzuschreibungen keineswegs gesichert (vgl. z. B. Buss 1978; Harvey & Tucker 1979; Locke & Pennington 1982). Denn es kann ebensogut mit einer Annahme argumentiert werden, wonach Beobachter grundsätzlich dazu neigen, die Ursachen für Ergebnisse von Ereignissen, in die Personen verstrickt sind, in den dispositionalen Eigenschaften dieser Personen wahrzunehmen (vgl. Jones & Nisbett 1972; Kelley 1973). Das könnte bedeuten, daß es einer verbalen Benennungsoperation, durch die Sprecher Geschehen als Handlung ausgeben, eventuell gar nicht bedarf, bzw., daß solche verbalen Operationen einer grundsätzlich schon vorhandenen Bereitschaft von Hörern entgegenkommen, Geschehensereignisse teleologisch mit Personen zu verbinden und als Handlungen zu akzeptieren.

Die ideologische Interpretation bezieht sich darauf, daß Subjekte (Personen) sprachlich erzeugt oder getilgt werden. Die Erzeugungsstrategie ist eher bei Texten zu erwarten, die über allgemein positiv bewertete Geschehensereignisse informieren, in die ansonsten keine handelnden Personen eingebunden

wären. Dagegen dient die Tilgungsstrategie (vgl. hierzu auch das Konzept der ‚agent deletion‘ bei Grimshaw 1980) eher dazu, bei negativen Folgen von Handlungsereignissen die verantwortlichen Personen einer Kritik zu entziehen. Bei entgegengesetzten Bewertungsaspekten eignet sich die sprachliche Erzeugung handelnder Personen auch dazu, die Folgen negativ bewerteter Geschehensereignisse den Absichten von sprecherseits unliebsamen Personen anzulasten. Die Tilgungsstrategie ist in dieser Hinsicht ähnlich anwendbar, indem die positiv bewerteten Folgen von Ereignissen, die auf Handlungen von sprecherseits unliebsamen Personen zurückgehen, als subjektlose Vorgänge dargestellt werden. Dieser dritten Textdimension gehört eine Kategorie an, welche die eben textdimensional erörterten ideologiehaften Strategien der Vertauschung von Handeln und Geschehen in sprachlichen Indikatoren festmacht.

(18) *Syntaktisch erzeugte (Handlungs-/Geschehnis-)Fiktionen.* Die verbalsemantische Form einer Äußerung, mit der ein Sprecher ein nichtsprachliches Ereignis beschreibt, nachdem er es wahrgenommen hat, spiegelt nur bedingt die zeitliche, lokale, sachliche oder personale Struktur dieses Ereignisses objektiv wider (vgl. Miller & Johnson-Laird 1976, Kap. 6.2; Riegel 1977; Shaw & Cutting 1980; Treisman 1979); dies bekräftigt die Vermutung „that the final verbal output is far from being uniquely determined by the initial input from memory“ (Chafe 1977, 41). Denn die Wahrnehmung des Ereignisses wird im Gedächtnis gespeichert und ‚trifft‘ auf Schemata und semantische Erwartungsstrukturen, die den Wahrnehmungsvorgang und/oder die weitere kognitive Verarbeitung des Wahrgenommenen beeinflussen (Rumelhart & Norman 1978; Gumperz & Tannen 1979); in epistemologischer Hinsicht besteht hier ein Zusammenhang zur Theorieabhängigkeit von Beobachtungen, die in der zweiten Textdimension erwähnt wurde. Derartige Beeinflussungstendenzen und Theorieabhängigkeiten sind gewißheitsstabilisierende kognitive Faktoren, die dazu beitragen, daß mehrere Beobachter des gleichen Ereignisses nicht nur zu unterschiedlichen Ereignisbeschreibungen kommen, sondern auch die objektive Ereignisstruktur fiktiv darstellen, indem sie Handlungs- und Geschehenssequenzen sprachlich vertauschen. Zur Erzeugung solcher Fiktionen bietet sich die syntaktische Form einer ereignisbeschreibenden Äußerung an, weil sie – im Gegensatz zur semantischen Einkleidung der Äußerung – sowohl von der Ereignissituation als auch von der Pragmatik der Sprechsituation relativ unabhängig ist. Diese Eigenschaft der syntaktischen Satzbildung erlaubt dem ideologisch denkenden Sprecher, zur Beschreibung des gleichen Ereignisses entweder das Handlungs- oder das Geschehensschema verbalsemantisch zu akzentuieren, um die Kognitionen von Hörern in eine sprecherseits gewünschte Richtung zu lenken.

Um feststellen zu können, ob eine Vertauschung von Handeln und Geschehen vorliegt, muß zunächst die nichtsprachliche, objektive Struktur des berichteten Ereignisses und die sprachliche Struktur der subjektiven Ereignisbeschreibung auf ihre semantische Verträglichkeit hin überprüft werden. Diese Überprüfung läuft auf die Feststellung hinaus, welcher der beiden Verbklassen, für die ‚Handeln‘ und ‚Geschehen‘ prototypisch sind, das Verb angehört, das die Prädikatposition des ereignisbeschreibenden Satzes besetzt. In der Regel indi-

zieren Tätigkeitsverben in der Prädikatposition einen Handlungsmodus; dagegen sind es zumeist, aber nicht ausschließlich reflexive Verben (z.B. ‚sich ausbreiten‘, ‚sich senken‘, ‚erbeben‘), die einen Geschehensmodus anzeigen, wobei allerdings zu beachten ist, daß reflexive Verben (z.B. ‚sich bücken‘) auch den Handlungsmodus indizieren können. Die Vertauschung von Handeln und Geschehen manifestiert sich nun in der syntaktischen Prädikatsposition, die von einem Verb besetzt wird, das für den Handlungs- oder Geschehensmodus der beschriebenen Ereignisse kontraindikativ ist.

So macht es hinsichtlich der Einflußnahme auf Rezipientenkognitionen einen Unterschied, ob Veränderungen in der wirtschaftlichen Konjunktur als ein Geschehen beschrieben werden wie in dem Satz „Die Konjunktur flaut ab“ (vgl. „Der Sturm flaut ab“), obschon gezielte, aber fehlgeschlagene Maßnahmen verantwortlich handelnder Personen objektiv zu dieser Veränderung beigetragen haben; oder ob sie als ein Handeln beschrieben werden wie in dem Satz „Wir haben die Konjunktur angekurbelt“, wenn keine gezielten, objektiv eine Veränderung bewirkenden Maßnahmen handelnder Personen vorgelegen haben. Bei diesen Beispielsätzen bleibt offen, ob der beurteilte Sachverhaltsgegenstand, nämlich die wirtschaftliche Konjunktur, grundsätzlich ein subjektloses, nicht an handelnde Personen zu bindendes Geschehen oder ebenso grundsätzlich einen Gegenstand menschlicher Handlungen bezeichnet. Im ersten Fall dürfte das Verb ‚abflauen‘, aber nicht das Verb ‚ankurbeln‘ verwendet werden, im zweiten Fall wäre es gerade umgekehrt.

Nun gibt es aber auch Sachverhaltsgegenstände, bei denen eindeutig feststeht, ob sie grundsätzlich nur in ein Geschehen oder nur in eine Handlung eingebunden sind. Die entsprechende Ereignisbeschreibung können Sprachbenutzer ideologisch nutzen, indem sie solche Verben (z.B. ‚fallen‘, ‚steigen‘) verwenden, die gleichermaßen den Handlungs- und den Geschehensmodus indizieren. Beim Vorliegen dieser Verben können sich kritische Rezipienten nicht darauf beschränken, die Vertauschung von Handeln und Geschehen an der Verwendung der jeweils kontraindikativen Verben festzustellen. Vielmehr haben sie zusätzlich die lexikalische Bedeutung und/oder den logischen Status (vgl. Chomsky 1965) und eventuell die Reihenfolge der Argumente innerhalb der Prädikat-Argument-Struktur einer Äußerung zu beachten; d.h. zu fragen, welche Begriffe nehmen die grammatikalischen Subjekt- und Objektpositionen ein, bzw. sind in den syntaktischen Nominal- und Verbalphrasen zu finden, sowie die lexikalische Bedeutung der Begriffe dahingehend zu überprüfen, ob sie eine Kongruenz zwischen grammatikalischer Subjekt-/Objektposition und logischem Subjekt-/Objektstatus zulassen (vgl. hierzu auch Engelkamp 1976, 79).

So können Begriffe wie ‚Ölpreis‘, ‚Wasserstand‘ oder ‚Quecksilbersäule‘ grammatikalische Subjektpositionen besetzen und syntaktisch mit Verben wie ‚steigen‘, ‚fallen‘ oder ‚sich erhöhen‘ verbunden sein. Jedoch indizieren Äußerungen, die das Steigen, Fallen oder Sich-erhöhen von Wasserständen oder Quecksilbersäulen ausdrücken (z.B.: „Der Wasserstand fällt“), ein subjektloses, personenungebundenes Geschehen, das mit der objektiven Ereignisstruktur des Geschehens kongruent ist; d.h., die grammatikalische Subjektposition und der logische Subjektstatus entsprechen einander und der lexikalischen Bedeutung des Begriffs ‚Wasserstand‘. Dagegen kann diese Kongruenz für das Steigen, Fallen oder Sich-erhöhen von Ölpreisen nicht angenommen werden; in der Äußerung „Die Ölpreise erhöhen sich“ wird Han-

deln als Geschehen ausgegeben, denn Ölpreise werden von Personen(-Gruppen) verändert, haben also einen logischen Objektstatus, so daß sie syntaktisch als grammatikalisches Subjekt in einem Passivsatz zu äußern sind, wobei der reflexive Bezug des Verbs entfällt, bzw. ein anderes Verb als ‚fallen‘ oder ‚steigen‘ zu wählen ist. Zwar sind Wasserstände und Quecksilbersäulen ebenfalls durch gezielte Maßnahmen handelnder Personen(-Gruppen) zu verändern, aber Ölpreise sind es ausschließlich, auch wenn ökonomische Zustände, die keine Personen verantworten mögen, dazu zwingen.

Gegen diese Interpretation läßt sich einwenden, daß beispielsweise eine Äußerung wie „Die Preise fallen“ im Gegensatz zu „Der Regen fällt“ eine semantisch erzwungene Art metaphorischer Sprachverwendung darstellt, ‚conduit metaphors‘ (Reddy 1979), die beim Erlernen der Sprachsemantik über ökonomische Zusammenhänge in den Sprachgebrauch aufgenommen werden. Andererseits läßt sich jedoch auch annehmen, daß die Entscheidung bei der sprachlichen Auswahl der Äußerungsformen „Die Preise haben sich erhöht“, „Die Preise wurden erhöht“ und „Die Hersteller haben die Preise erhöht“ keine bloße Enkodierentscheidung zwischen einem Passiv- und Aktivsatz, bzw. zwei Aktivsätzen ist; sie kann auch die Akzeptanz semantischer Anomalien verschleiern (Gerard & Mandler 1983). So besetzt im Aktivsatz „Die Preise haben sich erhöht“ ein Begriff mit logischem Objektstatus die grammatikalische Subjektposition, obschon in der Realität ‚Preise‘ immer nur Gegenstand oder Ziel und Preisveränderungen nur Folgen von Handlungsmaßnahmen sein können. Entgegen der Ansicht, daß grammatikalische Subjektkategorien nur ein rein sprachliches, aber kein kognitives syntaktisches Verhüllen von logischen Objekten zulassen (womit ‚syntaktisch erzeugte Fiktionen‘ auch nicht ideologisch interpretierbar wären), wertet Ertel (1977) die syntaktisch gesteuerte Besetzung der Subjektposition „as part of a *cognitive construction* generated by a speaker who wants to express by linguistic signs what he has in mind“ (o.c., 164). Ob die Preise sich oder die Hersteller die Preise erhöht haben, sind demnach sprachliche Ausdrücke für bewußte oder unbewußte kognitive Schemata (Konstruktionen) über ein gesellschaftlich, sozial, ökonomisch oder politisch näher bestimmtes Ereignis. Für dessen Beschreibung kann auch ein ideologisch strukturiertes Beschreibungsschema im Gedächtnis aktiviert werden, das sich sprachlich in der Verwendung von Verben und Nomen manifestiert, die für den Handlungs- und Geschehensmodus jeweils kontraindikativ sind.

Die ideologisch motivierte und/oder intendierte Wahl des jeweiligen Modus für die mögliche Beschreibung des gleichen Vorgangs bezieht sich auf eine Textkategorie, die sich von den anderen Kategorien hypothetisch ideologischer Textmerkmale in einer bestimmten Weise unterscheidet. Denn ‚syntaktisch erzeugte Fiktionen‘ scheinen den alltäglichen, privaten und öffentlichen Sprachgebrauch so sehr zu prägen, daß man geneigt ist, dem Vertauschen von Handeln und Geschehen einen sprach- und ideengeschichtlich determinierten Sinn zu unterlegen (vgl. Miller & Johnson-Laird 1976; von Wright 1971). Ein solcher beläßt zwar dieser Textdimension ihre ideologische Interpretationsmöglichkeit hinsichtlich der rezipientenabhängigen textuellen und interpersonellen Funktionen der Kritikimmunsierung und Akzeptanz-

erweiterung sowie hinsichtlich der produzentenabhängigen gewißheitsstabilisierenden Rechtfertigungsfunktionen. Aber eine sprach- und ideengeschichtlich determinierte Interpretation geht über die Annahme einer objektiv verursachten Ideologiehaftigkeit hinaus und verweist darauf, wie Sprachbenutzer ihren kommunikativen Alltag gestalten und – in der Regel – ein ‚abweichen-des‘ Sprach- und Interaktionsverhalten nicht etwa zeigen, sondern vermeiden.

Damit ergeben sich zusammenfassend die folgenden Kategorien zur Bestimmung der Ideologiehaftigkeit von Texten:

Kategorien	Dimensionen
1. Deutungen als Tatsachen	
2. Normative Beweisformen	
3. Wertungen als Seinsurteile	
4. Wortfixierte Wertungen	
5. Schlagwörter	
6. Normative Urteile als Seinsurteile	
7. Normativ-deskriptive Doppelbedeutungen	
8. Normativ-essentialistische Leerformeln	Verwischung des Unterschieds von Urteilstypen
9. Tautologien	
10. Universelle Existenzsätze	
11. Prädikate mit ungebundenen Leerstellen	
12. Alibi-Klauseln	
13. Deiktische Leerformeln	
14. Pseudo-kriteriale Abgrenzungen	
15. Normative Leerformeln	
16. Topoi	
17. Rhetorische Fragen	Formulierung gehaltloser Aussagen
18. Syntaktisch erzeugte Fiktionen	Vertauschung der Beschreibungsschemata des Handelns und Geschehens

3. Empirische Veranschaulichung und erste Validierungsschritte

3.1. *Das Verständnis von Ideologiehafteigkeit: Vorbemerkung zu ihrer empirischen Veranschaulichung*

Die Schlußbewertung der dritten Textdimension verweist darauf, daß die Explikation und Konzeptualisierung von Ideologiehafteigkeit sowie die Manifestation dieses Konzepts in Textdimensionen und -kategorien nicht als der Versuch aufzufassen sind, Texte von ideologiehafte Merkmalen zu ‚säubern‘. Vielmehr ist zu vermuten, daß Texte ohne jegliche ideologiehafte Merkmale, wie sie sich in den 18 Kategorien manifestieren, kaum zu erstellen sind. Sprachbenutzer dürften die Ideologiehafteigkeit in Texten und Äußerungen so wenig vermeiden können, wie sie definierte Konversationspostulate in Form ‚kooperativer Prinzipien‘ (Grice 1975), ‚zutreffender Bedingungen‘ (Searle 1969) oder ‚informativer Regeln‘ (Clark & Carlson 1982) stets einhalten können. Es bedarf keines besonders kritischen Rezipientenverhaltens, um in Texten von Massenmedien, parteilichen Redetexten und auch Alltagsdiskursen sprachliche Merkmale zu entdecken, die sich einer der 18 Kategorien ideologiehafte Textmerkmale zuordnen lassen. Die Ideologiehafteigkeit (kognitiver Strukturen) in Texten inhaltsanalytisch nachweisen zu wollen, kann also nur bedeuten, sprachliche Grade von Ideologiehafteigkeit festzustellen, aber keine Texte zu erwarten, die von ideologiehafte Merkmalen frei sind (Sowarka 1981). Das graduelle Ausmaß der Ideologiehafteigkeit in Texten zeigt sich in den relativen Häufigkeiten, mit denen die 18 Kategorien jeweils in bezug auf die Gesamtzahl der linguistischen Elemente eines Textes auftreten; d.h., ein hypothetisch ideologiehafte Textmerkmal wird zur Anzahl aller der linguistischen Textelemente in Beziehung gesetzt, die für die sprachliche Manifestation des Textmerkmals überhaupt in Betracht kommen.

Die inhaltsanalytische Feststellung sprachlicher Merkmale, die im vorliegenden Ansatz als ideologiehafte ausgewiesen werden, hat in bezug auf die kognitiven Aspekte des Merkmalskonzepts, nämlich Ideologiehafteigkeit kognitiver Strukturen in Texten, keinen oder nur einen sehr restringierten Zugang zum Kontext, in welchem das Merkmal kognitiv entsteht. Seitdem in der Sprachpsychologie die Wende vom Universalismus zum Kontextualismus vollzogen wurde (Bransford & Johnson 1972), sind jedoch auch psychologische und linguistische Kontextfaktoren bedeutsam (z. B. Bach & Harnish 1979; Bransford & Nitsch 1978), wenn man den Inhaltsanalysen neben den klassischen Gütekriterien wie Reliabilität und Validität zusätzlich eine Veridikalität bemessen möchte, die für die Funktion steht, welche die inhaltsanalytisch ermittelten Textmerkmale für Textproduzenten und -rezipienten haben (sollen). Derartige Kontextfaktoren liegen für gewöhnlich außerhalb der empirischen Reichweite theoretisch begründeter Verfahren von Inhaltsanalysen, die allerdings auch unterschiedlich beurteilt wird (vgl. z. B. Gottschalk 1979;

Groeben in diesem Band; Mayring 1983; Ritsert 1972; Rust 1983). Der Inhaltsanalytiker sieht sich also in einem Dilemma, wenn er zur Interpretation seiner analytisch ermittelten Ergebnisse Faktoren berücksichtigen soll, die er aufgrund der verwendeten Methoden und zugrundegelegten Theorien in der Regel kaum gleichermaßen analytisch ermitteln kann.

Im vorliegenden Ansatz sind Inhalt und Gehalt von Texten qua inhaltsanalytischer Methode darstellbar, und die kommunikative Absicht der Textproduzenten (z.B. Kritikimmunsierung und Akzeptanzerhöhung in bezug auf Rezipienten, Gewißheitsstabilisierung bei sich selbst) ist theoretisch zu begründen. Doch wie bei allen Texten und sprachlichen Äußerungen, unabhängig davon, ob sie einer inhaltsanalytischen Bestimmung zugänglich sind, spielt der Kontext als dritter Faktor neben Inhalt und Intention eine wichtige Rolle bei der Textinterpretation (Bach & Harnish 1979). Aber Kontextfaktoren wie Zeit, Ort, Situation oder Rezipienten sind in ihren Auswirkungen auf die inhaltsanalytischen Ergebnisse schwer einzuschätzen (vgl. Ritsert 1972; Rust 1983), obschon für den vorliegenden Ansatz anzunehmen ist, daß sie mit der Produktion und Rezeption ideologischer Texte kovariieren und auf diese Weise mitbestimmen, welche Grade von Ideologiehafteigkeit ein Text aufweist. Daher sollten solche einen Text mitbestimmenden Kontextfaktoren keinen ideologisch systemzentrierten Bezug aufweisen (vgl. Abb. 1), wie er beispielsweise für parteipolitische Redetexte anzunehmen ist; d.h., die Kontextfaktoren sollten wenigstens gestatten, bei den Textproduzenten nicht schon vorab ideologische Intentionen vermuten zu müssen, die allein aufgrund einer systemzentrierten Bedingungskonstellation erwartbar sind (Sowarka 1981). Die Konstanz oder das Fehlen systemzentrierter Kontextfaktoren würden es dem Inhaltsanalytiker erleichtern, eine Veridikalität für die mit Ideologiehafteigkeit verbundene kognitive Suche des Textproduzenten nach epistemischer Gewißheit und sozialintegrativer Anerkennung annehmen und Ideologiehafteigkeit als eine individuumzentrierte, persönlichkeitsgebundene ‚Prädisposition‘ (Rokeach 1973) interpretieren zu können. Eine Kriteriumsvalidierung des Konzepts der Ideologiehafteigkeit würde davon untangiert bleiben und diese Interpretation stützen.

3.2. *Inhaltsanalytisches Vorgehen*

Der inhaltsanalytische Nachweis ideologischer Textmerkmale erfolgt an Texten, die als Schulaufsätze zu sozialpolitischen Themen erstellt wurden. Derartige Texte lassen sich insofern auf die drei Textdimensionen von Ideologiehafteigkeit beziehen, als sie Sachverhaltsschilderungen, persönliche Stellungnahmen und Ereignisbeschreibungen enthalten. Andererseits sind keine ideologisch systemzentrierten Kontextfaktoren anzunehmen, die eine besondere ideologische Intention der Textproduzenten (19 Schüler im Alter zwischen 17 und 19 Jahren) erwarten lassen. Damit sind erste Voraussetzungen erfüllt, Ideologiehafteigkeit als ein individuumzentriertes Konstrukt auffassen zu können, das sich als Ideologiehafteigkeit kognitiver Strukturen in Texten manifestiert: Die Texte ergeben als Träger einer ‚geronnenen Sprache‘ solche

Beziehungen und Zusammenhänge, „von denen aus theoriespezifische deskriptive und/oder explikative Schlüsse (= Inferenzen) auf die sozialen Objekte gezogen werden“ (Herrmann & Stäcker 1972, 402). Als Sprachträger sind die Texte Indikatoren der sozialen Objekte (o.c.), in diesem Fall der Schüler (Textproduzenten), über welche die inhaltsanalytisch ermittelten Ergebnisse ebenfalls etwas aussagen sollen. Die kognitiven Strukturen der sozialen Objekte sind die Indikanden, zu denen über verschiedene inhaltsanalytische Ebenen hinweg mehrere deskriptive/explikative Schlußfolgerungen hinführen.

Dies läßt sich an einem Beispielsatz aus der Erörterung der dritten Textdimension zeigen: Ein Satz wie „Die Preise erhöhen sich ja dauernd“ ist ein Textelement des Sprachträgers (des gesamten Textes eines sozialen Objekts) und enthält ein Textmerkmal, das dem Kategoriensystem für ‚Ideologiehaftigkeit‘ zugeordnet werden kann. Der Satz ist darüber hinaus (und über den Weg des Konzepts der Ideologiehaftigkeit von Texten) ein Einzelindikator für das Konstrukt der Ideologiehaftigkeit sozialer Objekte, das wiederum das Indikandum zum Textelement des Sprachträgers darstellt (vgl. Abb. 2).

Die Schlüsse, die zwischen der Indikatoren- und der Indikandenebene gezogen werden, können bei einem zunächst experimentell erprobten und danach inhaltsanalytisch verwendeten Kategoriensystem nach beiden Richtungen hin gezogen werden; sie verlaufen jedoch bei einem apriorischen Kategoriensystem, wie es hier vorliegt (vgl. Herrmann & Stäcker 1972), vornehmlich von der Indikatoren- zur Indikandenebene, zwischen denen verschiedene Erschließungs-, Manifestations- und Benennungsebenen liegen.

Der Satz „Die Preise erhöhen sich ja dauernd“ gehört einer bestimmten Textelement-Klasse M an und er ist als einzelnes Textelement m im Text ebenso beobachtbar wie das Textmerkmal k ‚Preise erhöhen sich‘, das für eine inhaltsanalytische Kodierung als Textkategorie N in Betracht kommt (von anderen Textmerkmalen k und weiteren Textkategorien N sei hier einmal abgesehen). Vorausgesetzt, es sind die Grenzen der Analyseeinheit definiert (z.B. der grammatische Satz), innerhalb derer jeweils kodiert wird, bedarf es der Angabe von Zuordnungs- und Manifestationsregeln. Letztere schreiben auf der Beobachtungsebene vor, welches Textmerkmal k in welchem Textelement M auftreten kann. Diese Manifestationsregeln leisten auf der Analyseebene, in Abhängigkeit von der inhaltlichen Kodierung eines Textmerkmals k als Textkategorie N, auch die Zuordnung der N Kategorien zu den M Textelementen; der Kodiervorgang und die Aufgabe der Kodierer bleibt davon unbeeinflusst (vgl. unten).

Da die Textelemente M weitgehend nach den Regeln der traditionellen Grammatik auf der Satz- und Wortebene klassifiziert werden (vgl. unten), sind für eine reliable und valide Bestimmung der m Textelemente (z.B. für die Bestimmung von Nominal-Verbal-Phrasen, Attributen usw.) keine weiteren Gütekriterien erforderlich. Damit ist auf der Beobachtungsebene die Zuordnung eines Textmerkmals k (z.B. der Subjekt-Prädikat-Verbindung ‚Preise

ERSCHLIESSUNGSEBENE	MANIFESTATIONSEBENE	BENENNUNGSEBENE	INFERENZEBENE
BEOBACHTUNG	"Die Preise erhöhen sich ja dauernd"	TEXTELEMENT	INDIKATOR
	'PREISE ERHÖHEN SICH'	TEXTMERKMAL	DESKRIPTIV
ANALYSE	SYNTAKTISCH ERZEUGTE FIKTION	TEXTKATEGORIE	DESKRIPTIV/EXPLIKATIV
	VERTAUSCHUNG VON HANDELN UND GESCHEHEN	TEXTDIMENSION	DESKRIPTIV/EXPLIKATIV
KONSTRUKTION	IDEOLOGIEHAFTIGKEIT VON TEXTEN	KONZEPT	EXPLIKATIV
	IDEOLOGIEHAFTIGKEIT SOZIALER OBJEKTE	KONSTRUKT	EXPLIKATIV INDIKANDUM

Abb. 2: Contentanalytische Ebenen bei Schlußfolgerungen zwischen Indikatoren- und Indikandenebene

erhöhen sich' oder des Attributs/Adverbs ‚echt‘) und auf der Analyseebene die Zuordnung einer entsprechenden Textkategorie N (z.B. ‚Syntaktisch erzeugte Fiktion‘ oder ‚Pseudo-kriteriale Abgrenzung‘) zu den Textelementen M (Nominal-Verbal-Phrase, Attribut) ebenso reliabel und valide zu leisten. Nur die Zuordnung (Kodierung) eines Textmerkmals k zur Textkategorie N und des weiteren auch die Konsistenz des Kategoriensystems bedürfen der Prüfung mittels üblicher inhaltsanalytischer Gütekriterien.

Auf der Analyseebene ist die Zuordnung der Textkategorien zu Textdimensionen und auf der Konstruktionsebene ist deren Zugehörigkeit zum Konzept jeweils über die Konzeptexplikation und Kategorienmanifestation theoretisch geleistet worden. Beides spielt nur für die Unterweisung der Kodierer und nicht für die inhaltsanalytischen Kodierungs- und Auswertungsvorgänge eine Rolle. Der Schluß auf das Indikandum (Konstrukt), also die Auffassung von Ideologiehafteigkeit als eine person- und kognitionsgebundene Eigenschaft sozialer Objekte (der Textproduzenten), bedarf einer zusätzlichen Validierung an einem Außenkriterium, mithin an Daten, die nicht auf der gleichen Indikatorebene, also nicht anhand der Sprachträger (Texte), gewonnen werden.

Wahl der Analyseeinheit

Die Durchsicht der 18 Kategorien zeigt, daß ihre formal-semantisch definierbaren Analyseeinheiten von der kleinsten Einheit ‚Zeigewort‘ bis zur größten Einheit ‚Aussage‘ reichen. Die kleinsten formal-syntaktischen Analyseeinheiten sind durch Artikel, Pronomen oder Umstandsergänzungen und die größten sind durch Sätze definiert.

Bestimmte Kategorien (z.B.: ‚Deutung als Tatsache‘) können sich sowohl auf mehrere Aussagen (z.B.: ‚Die Computertechnologie macht den Menschen arbeitslos und dumm‘; zwei Aussagen) als auch auf eine Aussage beziehen (z.B.: ‚,Lehrer wünschen sich vor allem Schüler, die fleißig lernen‘‘). In beiden Fällen entsteht im Grenzfall ein formal-syntaktischer Satz; im ersten Fall bestünde er aus einer Nominal-Verbal-Phrase bei zwei semantischen Aussagen und im zweiten Fall verhielte es sich gerade umgekehrt.

Um nicht auf die semantische Bedeutung der Analyseeinheit achten zu müssen, was für den Kodiervorgang zusätzliche Probleme neben denen der Kategorieanwendung schafft (vgl. Herkner 1974), wird der formal-syntaktische Satz als Analyseeinheit gewählt und definiert als zwischen den Interpunktionsarten ‚Punkt‘ und/oder ‚Punkt‘ und ‚Semikolon‘ liegend. Um die Textlänge über die Textproduzenten hinweg annähernd konstant halten zu können, wird neben der Anzahl der Analyseeinheiten pro Textproduzent auch die Worthäufigkeit kontrolliert.

Klassifikation der Textelemente

Jede Analyseeinheit ist hinsichtlich der Auftretensmöglichkeit von Textmerkmalen k und -kategorien N in maximal fünf formale, einander nicht immer ausschließende Textelemente M zerlegbar. Die Textelemente werden nach den folgenden Gesichtspunkten klassifiziert, wobei nur für das Verhältnis der ersten beiden Elemente eine gegenseitige Ausschließlichkeit definiert wird; das zweite Element ist semantischer Natur, und alle anderen Textelemente sind syntaktisch definierbar und treten in der natürlichen Sprache in Form von Verschachtelungen auf.

Nominal-Verbal-Phrasen: Sie sind die am häufigsten vorkommenden Textelemente, da keine Analyseeinheit ohne sie auskommt; zudem besteht eine Einheit oft aus mehreren N-V-Phrasen. So enthält die Einheit „Ich wünsche mir mehr Menschen, die sich der Diktatur der Computertechnologie widersetzen“ zwei N-V-Phrasen, denen gegebenenfalls mehrere Textmerkmale und -kategorien zugeordnet werden können. In einer N-V-Phrase kann die *gleiche* Kategorie jedoch nur einmal ausgezählt (kodiert) werden.

Hypothetische Sätze: In der Einheit „Die Arbeit am Computer macht die Menschen echt dumm“ ist definitionsgemäß keine N-V-Phrase auszuzählen, da – semantisch gesehen – ein hypothetischer Satz vorliegt. In ihm werden Abhängigkeiten zwischen zwei Tatsachenphänomenen behauptet, ohne daß eine Regelhaftigkeit der Abhängigkeitsrelation zu verifizieren ist; daß es sich um zwei Tatsachenphänomene handelt, geht aus der nachvollziehbaren Darstellung von Alloperator und Implikation des Satzes hervor. Zugunsten der hypothetischen Sätze wird in der obigen Analyseeinheit auf das Auszählen einer N-V-Phrase verzichtet. Neben dem Textelement ‚Hypothetische Sätze‘, dem hier die Textkategorie ‚Deutungen als Tatsachen‘ zuzuordnen ist, enthält die Einheit noch ein weiteres Textelement, nämlich das der ‚Attribute‘ (hier mit dem Textmerkmal ‚echt‘), dem die Textkategorie ‚Pseudo-kriteriale Abgrenzungen‘ zugeordnet wird (vgl. unten). Zudem sind Analyseeinheiten denkbar, in denen sowohl hypothetische Sätze als auch N-V-Phrasen als Textelemente ausgezählt werden; allerdings darf es sich hierbei nicht um identische Elemente handeln.

Abstrakta: Sie können als Textelemente grundsätzlich innerhalb von hypothetischen Sätzen und N-V-Phrasen vorkommen und beziehen sich auf folgende Begriffswörter (vgl. Grebe 1973, 147): menschliche Vorstellungen (z.B.: ‚Geist‘, ‚Seele‘), Handlungen (z.B.: ‚Schlag‘, ‚Boycott‘), Vorgänge (z.B.: ‚Leben‘, ‚Schlaf‘), Zustände (z.B.: ‚Friede‘, ‚Alter‘), Eigenschaften (z.B.: ‚Würde‘, ‚Ehrlichkeit‘) und Relationen (z.B.: ‚Ehe‘, ‚Unterschied‘). Bei der Auszählung dieses Textelements ist auch auf die Bedeutung des betreffenden Substantivs zu achten, das als Abstraktum (z.B.: ‚in der Jugend‘) und als Konkretum (‚in meiner Jugend‘) vorkommen kann.

Attribute: Dieses Textelement erfordert, zwischen freien und konstitutiven Attributen zu unterscheiden und aus ihnen jeweils eine Auswahl zu treffen (vgl. Grebe 1973, 540ff.). In der N-V-Phrase „..., daß mit älteren Menschen gar nicht behutsam umgegangen wird“ ist das Wort ‚älteren‘ ein freies und

das Wort ‚behutsam‘ ein konstitutives Attribut. Von den konstitutiven Attributen kommen die folgenden als Textelemente in Betracht: (a) Artergänzungen adjektivischer Art (auch adverbial gebraucht), die prädikativ auf das grammatische Subjekt oder Objekt bezogen und zu Bestandteilen des Verbalsubstantivs werden (z.B.: „Computerspezialisten machen sich unentbehrlich“); (b) Artergänzungen adjektivischer Art (auch adverbial gebraucht), die auf das Verb bezogen und zum flektierten Adjektiv beim Verbalsubstantiv werden (z.B.: „Politiker verhalten sich diplomatisch“). Von den freien Attributen sind die folgenden als Textelemente auszuführen: (a) adnominale Attribute als Adjektiv des Partizips (z.B.: „Der Computer ist ein zerstörendes Element der Arbeitswelt“); (b) unflektierte Adjektive als freies Attribut des Adjektivs oder Partizips (z.B.: „... ist eine selten praktizierte Lebensart“); (c) finite Formen von ‚sein‘ und adjektivische Artergänzungen, wobei das Verb eliminiert werden kann (z.B.: „... noch ist die Zahl der Studenten groß“); (d) konstitutive Attribute des Partizips bei semantisch ergänzungsbedürftigen Partizipien (z.B.: „... wird es um die Zukunft des Handwerks schlecht bestellt sein“). Von den Umstandsergänzungen kommen nur freie Umstandsangaben als Textelemente in Betracht, allerdings nur dann, wenn sie Partikel, Präpositionalgefüge, Superlative oder ähnliche Formen repräsentieren, die unbestimmte Raum-, Zeit-, Art- oder Begründungsangaben enthalten (z.B.: „Die Rückbesinnung auf die traditionelle Arbeitsteilung kommt vielleicht noch“).

Zeigewörter: Zu diesem Textelement zählen freie Umstandsangaben mit bestimmten Raum- und Zeitangaben, die durch einen Referenzkontext ersetzbar sind (z.B.: „Die Rückbesinnung ... kommt bald“) sowie der deiktische Gebrauch anderer Wörter, insbesondere der Personalpronomen. So zählen in den beiden Analyseeinheiten „Ich habe konkrete Vorstellungen über die Gestaltung meines späteren Lebens“ und „Wir werden von der Computertechnologie beherrscht“ die Personalpronomen ‚ich‘ und ‚wir‘ als Textelemente ‚Zeigewörter‘, wobei im zweiten Fall die Textkategorie ‚Deiktische Leerformeln‘ ausgezählt wird, da kein eindeutiges Referenzwort substituierbar ist.

Zuordnungs- und Auszählregeln für die inhaltsanalytische Kodierung

Bevor die Kodierer das Sprachträgermaterial inhaltsanalytisch mit dem System der 18 Kategorien untersuchen, d.h., bevor sie die Textmerkmale k nach einzelnen Textkategorien N kodieren, wird das Sprachträgermaterial nach Analyseeinheiten, Worthäufigkeiten und Textelementen M geordnet. Die Kodierer erhalten ein Textmaterial, das nach folgenden Gesichtspunkten bereits markiert ist:

Für jeden Sprachträger sind die einzelnen Analyseeinheiten festgelegt und fortlaufend numeriert. Für jede Analyseeinheit ist die Worthäufigkeit und die jeweilige Anzahl m der fünf möglichen Textelemente M ausgezählt. Die Textelemente werden pro Analyseeinheit nach den folgenden Regeln festgelegt:

Da jede Analyseeinheit wenigstens eine Nominal-Verbal-Phrase enthält, werden diese zuerst markiert. Aus den festgestellten N-V-Phrasen pro Analyse-

einheit (meistens besteht eine Einheit aus mehreren N-V-Phrasen) werden die hypothetischen Sätze ausgesondert und ausgezählt; die verbleibende Anzahl der N-V-Phrasen gilt dann als die Menge der N-V-Phrasen pro Analyseeinheit. Danach werden die drei verbleibenden Textelemente in der Reihenfolge Abstrakta, Attribute und Zeigewörter markiert und ausgezählt. Für jede Analyseeinheit liegen also die Worthäufigkeiten und die jeweiligen Häufigkeiten m der fünf Textelemente M vor.

Um die in den m Textelementen enthaltenen k Textmerkmale kategorisieren, sie also nach dem System der 18 Textkategorien N kodieren zu können, müssen die Kodierer mit der Beschreibung und Operationalisierung der Textkategorien natürlich genauestens vertraut sein. Diese Vertrautheit mit den Textkategorien stellt sozusagen die inhaltliche Seite der inhaltsanalytischen Kodierung dar. Daneben gibt es noch eine formale Seite, die den Kodiervorgang im Sinne eines Auszählvorgangs betrifft. Damit ein einheitliches Vorgehen der Kodierer gewährleistet ist, das zudem zur Reliabilität der Kodierung beiträgt, ohne die Kodierung selbst inhaltlich zu lenken, erhalten die Kodierer für ihre Kodierungsaufgaben formale Zuordnungsrelationen zwischen M Textelementen und N Textkategorien, die für jede Analyseeinheit zu beachten sind:

Dem Textelement ‚Nominal-Verbal-Phrasen‘ sind folgende Textkategorien zugeordnet, die fortlaufend numeriert werden, ohne auf die Zugehörigkeit zur jeweiligen Textdimension zu achten: (1) Wertungen als Seinsurteile, (2) Syntaktisch erzeugte Fiktionen, (3) Prädikate mit ungebundenen Leerstellen, (4) Universelle Existenzsätze, (5) Topoi, (6) Wortfixierte Wertungen, (7) Alibi-Klauseln, (8) Rhetorische Fragen, (9) Normative Urteile als Seinsurteile und (10) Normative Leerformeln.

Dem Textelement ‚Hypothetische Sätze‘ werden folgende Textkategorien zugeordnet: (11) Deutungen als Tatsachen, (12) Normative Beweisformen und (13) Tautologien.

Zum Textelement ‚Abstrakta‘ gehören die Kategorien: (14) Normativ-deskriptive Doppelbedeutungen, (15) Normativ-essentialistische Leerformeln und (16) Schlagwörter.

Dem Textelement ‚Attribute‘ verbleibt die Kategorie (17) Pseudo-kriteriale Abgrenzungen und dem Textelement ‚Zeigewörter‘ wird die Kategorie (18) Deiktische Leerformeln zugeordnet.

Diese Zuordnungsregeln sorgen dafür, daß die Kodierer einheitlich in fünf Schritten pro Analyseeinheit vorgehen. (Es ist zu beachten, daß nachfolgend die 18 Textkategorien gemäß den Zuordnungsregeln und daher anders als bei ihrer Darstellung in Textdimensionen numeriert sind.) Wegen der definitiv festgesetzten gegenseitigen Ausschließlichkeit der Textelemente ‚Hypothetische Sätze‘ und ‚N-V-Phrasen‘ (vgl. oben) kodieren sie zuerst die auf das Textelement ‚Hypothetische Sätze‘ bezogenen Textmerkmale nach den

Textkategorien Nr. 11, 12 und 13; im zweiten Vorgehensschritt die auf das Textelement ‚N-V-Phrasen‘ bezogenen Textmerkmale nach den Textkategorien Nr. 1 bis 10; im dritten Schritt die auf das Textelement ‚Abstrakta‘ bezogenen Textmerkmale nach den Textkategorien Nr. 14, 15 und 16; im vierten Schritt werden die auf das Textelement ‚Attribute‘ bezogenen Textmerkmale nach der Kategorie Nr. 17 und im fünften Schritt die auf das Textelement ‚Zeigewörter‘ bezogenen Textmerkmale nach der Kategorie Nr. 18 kodiert.

Nach diesen Zuordnungs- und Auszählregeln haben zwei Kodierer das System der 18 Textkategorien auf das Sprachträgermaterial, bestehend aus $m = 6.477$ Textelementen, jeweils inhaltsanalytisch angewendet.

3.3. Gütekriterien des Kategoriensystems und seiner inhaltsanalytischen Anwendung

Reliabilität der Kodierung

Mit der Zuordnung (Kodierung) eines bestimmten Textmerkmals k zu einer bestimmten Textkategorie N gibt jeder Kodierer ein Klassifikationsurteil über die Ideologiehafteigkeit des Textmerkmals ab. Damit skaliert ein Kodierer das Textmerkmal auf einer Nominalskala, denn er gibt ihm hinsichtlich der einen Textkategorie einen ‚Nennwert‘, aber nicht hinsichtlich der restlichen 17 Kategorien. Die Tatsache, daß wegen der Zuordnungsrelationen zwischen Textelementen M und -kategorien N bestimmte Textmerkmale k einer Menge von zehn, drei oder nur einer Kategorie zuzuordnen sind, wird in verschiedener Hinsicht noch berücksichtigt. Zunächst ist allgemein festzuhalten, daß n Kodierer ($n \geq 2$) auf der Basis von m Textelementen k Textmerkmale (Sprachereignisse) in ein System von N Kategorien einordnen müssen; die Zahl der Kodierer ($n = 2$) und der Textkategorien ($N = 18$) sowie der Textelemente ($m = 6.477$) liegt fest, wohingegen die Zahl der k Textmerkmale vorläufig offen bleibt.

Zur Reliabilitätsbestimmung der Kodierung wird in jeder Analyseeinheit für jede Textkategorie festgestellt, in welcher Kodierungsentscheidung pro Textkategorie die beiden Kodierer übereinstimmen und in welcher sie nicht übereinstimmen. Diese Übereinstimmungs- und Nichtübereinstimmungshäufigkeiten werden in eine rechteckige Matrix übertragen (vgl. Asendorpf & Wallbott 1979; Ritsert 1972). Aus der Randsumme der 18 Zeilensummen ist die Summe Σf_z der Kodierungsentscheidungen von Kodierer A und aus der Randsumme der 18 Spaltensummen die Summe Σf_s der Kodierungsentscheidungen von Kodierer B ersichtlich. In der von links oben nach rechts unten verlaufenden Diagonalen der Matrix sind 18 Zellenhäufigkeiten f_D ($f_{D1} \dots f_{D18}$) enthalten, deren Gesamtsumme Σf_D die Kodierungsentscheidungen angibt, in denen die beiden Kodierer übereinstimmen.

Um als einfachsten Reliabilitätsindex das Ausmaß der prozentualen Übereinstimmung zwischen den Kodierern berechnen zu können, müßten die Randsummen Σf_Z und Σf_S gleich und jeweils mit k , also mit der Summe der kodierten Textmerkmale, identisch sein. Denn das Ausmaß der prozentualen Übereinstimmung ist $P = (1/k) \cdot \Sigma f_D$. Daß andererseits für das vorliegende Kategoriensystem keine Gleichheit der Randsummen untereinander und mit k vorliegen kann, geht aus der Spezifik des Kategoriensystems hervor. Denn von den Kodierern wird zwar verlangt, jedes für eine Kodierung relevante Textmerkmal in bezug auf seine Einordnung in das Kategoriensystem zu beurteilen, aber die meisten Textmerkmale erhalten für keine der 18 Textkategorien einen Nennwert. Die Ungleichheit der Randsummen resultiert demnach aus dem Umstand, daß der eine Kodierer noch eine Reihe von Textmerkmalen kodiert hat, die der andere aus dem Kategoriensystem ausgeschlossen hat und vice versa. In diesem Fall kann für die Reliabilitätsbestimmung der Kodierung festgelegt werden, daß die Randsummen als verschiedene Größen k gelten: und mit $k_1 = \Sigma f_Z$ und $k_2 = \Sigma f_S$ ist nach Holsti (1969, zit. nach Asendorpf & Wallbott 1979, 248; Ritsert 1972, 62) der Reliabilitätsindex $V_2 = (2/k_1 + k_2) \cdot \Sigma f_D$ zu berechnen, für den sich aus der Matrix der Kodierungsentscheidungen der Wert $V_2 = .87$ ergibt.

Diese Kodiererübereinstimmung dürfte zu hoch sein, weil der Index V_2 nicht die Fälle an Nicht-Übereinstimmung berücksichtigt, in denen ein Kodierer ein Textmerkmal kategorisiert hat, das der andere quasi mit einer ‚Negativ‘-Kodierung aus dem Kategoriensystem ausgeschlossen hat. Berücksichtigt man diese Negativkodierungen für die Fälle, in denen ein Kodierer eine ‚Positiv‘-Kodierung vorgenommen hat, indem er ein Textmerkmal in das Kategoriensystem eingeordnet hat, so ist $k = 1.994 (= k_1 = k_2)$ und man erhält $P = .77$.

Dieses Ausmaß an prozentualer Übereinstimmung berücksichtigt allerdings nicht den Grad der zufälligen Übereinstimmung, wie er in dem von Scott (1955, zit. nach Asendorpf & Wallbott 1979) vorgeschlagenen Koeffizienten $\pi = (P - P_e)/(1 - P_e)$ enthalten ist. P ist dabei das Ausmaß der prozentualen Übereinstimmung und $P_e = (1/k^2) \cdot \Sigma [(f_Z + f_S)/2]^2$ bezeichnet die erwartete Übereinstimmung, die pro Kategorie (‚als zufällig‘) geschätzt wird, indem die Kodierungsentscheidungen beider Kodierer gemittelt werden. Hierfür wird der Wert $P_e = .14$ berechnet, so daß $\pi = .73$ beträgt.

Der Koeffizient π berücksichtigt zwar den Grad der zufälligen Übereinstimmung zwischen den Kodierern, aber er setzt andererseits eine Gleichverteilung der Kodierungsentscheidungen der beiden Kodierer pro Kategorie voraus, nimmt also $f_Z = f_S$ für jede Textkategorie N an; die Gleichverteilung bleibt dabei immer nur auf eine Kategorie N beschränkt. Diese Annahme kann vorab jedoch nicht getroffen werden. Der von Cohen (1960, zit. nach Asendorpf & Wallbott 1979) vorgeschlagene Koeffizient κ (Kappa) umgeht diese Annahme und geht statt deren von der empirischen Verteilung der Kodierungsentscheidungen beider Kodierer aus. κ wird berechnet wie π , nur die erwartete (zufällige) Übereinstimmung wird pro Kategorie nach den einzelnen Kodierungsentscheidungen der Kodierer festgelegt, so daß hierbei $P_e = (1/k^2) \cdot \Sigma (f_Z \cdot f_S)$ ist. Hierfür wird der Wert $P_e = .13$ berechnet, wodurch man $\kappa = .74$ erhält.

Der Vergleich von $\pi = .73$ und $\kappa = .74$ zeigt, daß die Kodierungsentscheidungen beider Kodierer pro Textkategorie annähernd gleich verteilt sind. Wären sie sehr ungleich verteilt, so wäre wegen $[(f_Z + f_S)/2]^2 > (f_Z \cdot f_S)$ die Differenz zwischen beiden Koeffizienten vermutlich größer als $(\kappa - \pi) = .01$; denn bei Gleichverteilung der Kodierungsentscheidungen ist $\kappa = \pi$ und bei einer Ungleichverteilung ist stets $\kappa > \pi$, so daß immer $\kappa \geq \pi$ gilt (Asendorpf & Wallbott 1979, 249).

Insgesamt stellen die erzielten Reliabilitätswerte $\pi = .73$ und $\kappa = .74$ zufriedenstellende Ergebnisse dar, wenn man die Komplexität des Kategoriensystems in Rechnung stellt. Vermutlich ließen sich über eine Zusammenlegung einiger Kategorien die übereinstimmenden Kodierungen und damit die Höhe der Reliabilitätskoeffizienten steigern.

Reliabilität (Konsistenz) des Kategoriensystems

Die annäherungsweise Gleichverteilung der Kodierungsentscheidungen, die sich in der geringen Differenz zwischen den Werten für die Koeffizienten π und κ bemerkbar macht, läßt auf eine gewisse Konsistenz des Kategoriensystems schließen. Diese läßt sich genauer prüfen, indem man sich einer Halbierungsmethode bedient, die als Methode der Testhalbierung bekannt ist (vgl. Lienert 1969, 219ff.).

Hierzu werden für jeden Sprachträger, also für die Textmenge jedes Textproduzenten, die geradzahlig von den ungeradzahlig nummerierten Analyseeinheiten getrennt. Sodann werden für jede einzelne gerad- und ungeradzahlig Analyseeinheit die Häufigkeiten der m Textelemente pro Textelement M ($M_1 \dots M_5$) sowie die Häufigkeiten der von beiden Kodierern übereinstimmend zugeordneten k Textmerkmale pro Textkategorie N ($N_1 \dots N_{18}$), die insgesamt in der Diagonalen der Übereinstimmungsmatrix enthalten sind, erneut

ausgezählt und für beide Sorten von Analyseeinheiten getrennt aufsummiert. Für diese werden dann pro Sprachträger jeweils die relativen Häufigkeiten zwischen summierten Textkategorien und Textelementen gebildet und mit x und y bezeichnet, so daß man über alle 19 Sprachträger hinweg x_i - und y_i -Werte erhält.

Mit diesen Daten lassen sich mehrere Koeffizienten r_{tt} der Halbierungskonsistenz berechnen (vgl. Lienert 1969, 255), von denen wegen der Ungleichheit der Varianzen s_x^2 und s_y^2 die Koeffizienten nach Rulon $r_{tt} = 1 - [s^2(x - y)/s^2(x + y)]$ und nach Guttman $r_{tt} = 2 [1 - (s_x^2 + s_y^2)/s^2(x + y)]$ in Betracht kommen; für den ersten erhält man $r_{tt} = .92$ und für den zweiten $r_{tt} = .90$.

Hinsichtlich der Anforderungen an die Reliabilität standardisierter Verfahren wird gewöhnlich eine Konsistenz von $r_{tt} = .95$ gefordert, die hier nicht ganz erreicht wird. Die berechneten r_{tt} -Werte beziehen sich auf eine durchschnittliche Textlänge von $w = 950$ Wörtern pro Sprachträger. Berechnet man nun die voraussichtliche Reliabilität r'_{tt} des Kategoriensystems für eine angenommene Textlänge pro Sprachträger von $w' = 1.500$ Wörtern (vgl. Lienert 1969, 243), so erhält man $r'_{tt} = (w/w') \cdot r_{tt}/[1 + ((w/w') - 1) \cdot r_{tt}] = .95$; mit einer um 550 Wörter erweiterten Textmenge pro Textproduzent ließe sich demnach ein höherer Wert für die Konsistenz des Kategoriensystems erzielen.

Validitätsabschätzung des Kategoriensystems

Die Ermittlung von Validitätskriterien ist für inhaltsanalytische Verfahren nicht unwichtig, wenn die Kategorien keine manifesten Bedeutungsaspekte erfassen und/oder ihre Inhaltsvalidität nicht allein logisch-theoretisch aus der Kategoriendefinition hervorgeht (vgl. Groeben in diesem Band). Für die Validität des entwickelten Kategoriensystems soll im folgenden nur eine Erkundungsstudie vorgelegt werden; die Berechnung eines (Kriteriums-)Validitätskoeffizienten ist nicht angezeigt.

Für eine grobe Validitätsabschätzung werden für jeden Sprachträger (für die Textmenge jedes Textproduzenten) die von den Kodierern übereinstimmend zugeordneten k Textmerkmale pro Textkategorie N erneut ausgezählt, wodurch man für jeden Sprachträger die jeweilige Auftretenshäufigkeit f_{N_i} der 18 Textkategorien ($f_{N1} \dots f_{N18}$) erhält. Sodann werden für jeden Sprachträger die markierten m Textelemente pro Textelement M summiert, so daß man die jeweilige Auftretenshäufigkeit f_{M_j} der 5 Textelemente ($f_{M1} \dots f_{M5}$) erhält. Danach wird für jede der 18 Häufigkeiten f_{N_i} eine relative Häufigkeit berechnet, indem jedes f_{N_i} durch dasjenige f_{M_j} dividiert wird, dem es aufgrund der Zuordnungsrelationen zwischen den Textelementen M und den Textkategorien N angehört (vgl. oben). Man bekommt auf diese Weise für

jeden der 19 Sprachträger 18 Maße x_i mit $x = f_{Ni}/f_{Mj}$. Diese x_i -Maße, die jeweils Werte zwischen 0 und 1 annehmen, gelten künftig als die 18 Kategorienwerte pro Textproduzent. Jeder dieser Kategorienwerte besagt, wie häufig oder wie selten ein Textmerkmal k (z. B. ein Adjektiv oder ein Adverb) als eine bestimmte Textkategorie N (z. B. ‚Pseudo-kriteriale Abgrenzung‘) im Verhältnis zur Anzahl m des zugehörigen Textelements M (z. B. ‚Attribute‘) kodiert wurde.

Für die Validitätsabschätzung des Kategoriensystems werden die x_i -Werte zunächst anderweitig weiterverarbeitet, indem jedem der 19 Sprachträger ein Maß g zugeordnet wird, das sich aus der Summe der jeweiligen 18 x_i -Werte eines Sprachträgers ergibt ($g = \sum x_i$). Der Wert, den das Maß g für jeden Sprachträger und Textproduzenten theoretisch annehmen kann, liegt also zwischen 0 und 18. Es soll auf der Konstruktionsebene (vgl. Abb. 2) etwas über die individuelle Ausprägung des auf diese Weise ermittelten Merkmals Ideologiehafteit aussagen: Auf das Konzept bezogen wird das Maß g als Ausmaß der Ideologiehafteit eines Textes interpretiert, und auf das Konstrukt bezogen wird es als individuelle Ausprägung ideologischer Kognitionen des Textproduzenten, bzw. als Indikator seiner ideologischen Prädispositionen, verstanden. Hierbei bleibt zunächst einmal unberücksichtigt, ob ein Summenwert aus unterschiedlichen relativen Häufigkeiten die Grundlage für solche Interpretationen abgeben kann.

Zur Validitätsabschätzung wird über alle 19 Sprachträger der durchschnittliche g -Wert ($\sum g_i/19$) berechnet, und die Sprachträger werden in zwei Gruppen geteilt: Die g_i -Werte der einen Gruppe ($X_1 = 9$) liegen über und die der anderen Gruppe ($X_2 = 10$) liegen unter dem durchschnittlichen g_i -Wert. Als Kennwert der Validitätsabschätzung läßt sich dann der t -Wert für die Differenzen der Gruppenmittelwerte $M_1 = (\sum g_{1i}/X_1)$ und $M_2 = (\sum g_{2i}/X_2)$ berechnen. Dieser t -Wert erlaubt eine Aussage darüber, ob das Kategoriensystem als valide anzusehen ist, ohne daß die Höhe der Validität durch einen Koeffizienten angegeben werden muß (Lienert 1969, 281); für die Sicherung des t -Werts in seiner Funktion als Validitätskennwert wird allerdings ein $p < .01$ benötigt.

Der t -Wert berechnet sich nach der Formel $t = (M_1 - M_2)/s_{diff}$; die Standardabweichung der Differenzwerte erhält man über $s_{diff} = \sqrt{s^2 M_1 + s^2 M_2}$, wobei $s^2 M_1 = s^2 g_1/X_1$ und $s^2 M_2 = s^2 g_2/X_2$.

Für die vorliegende Stichprobe von 19 Textproduzenten und/oder Sprachträgern beträgt $t = 7,98$ ($df = 17$, $p < .001$), was für eine relativ gesicherte Validität der Kategorien als Indikatoren einer ideologischen Tendenz in

Texten, bzw. in der Prädisposition der Textproduzenten, spricht. Man darf darüber natürlich nicht vergessen, daß der über die Extremgruppen-Methode berechnete t-Wert nur eine grobe Validitätsabschätzung erlaubt, obschon er gerade bei kleinen Stichproben aussagekräftiger ist als bei großen Stichproben.

Ergänzung zur Kodierungsreliabilität

Die zur Validitätsabschätzung verwendeten g-Werte der Sprachträger eignen sich aufgrund ihres hierzu angenommenen Intervallskalen-Niveaus zu einer nochmaligen Reliabilitätsbestimmung der Kodierung. Diese wird allerdings auf Ordinalskalen-Niveau vorgenommen, da für die beiden Kodierer keine Matrix zu erstellen war, aus der die Varianzen der Kodierer hinsichtlich der von ihnen kodierten k Textmerkmale zu berechnen gewesen wären. Dagegen ließ sich ein Matrix der Ränge konstruieren, aus der hervorgeht, welche g_i-Werte den 19 Sprachträgern jeweils aufgrund der Kodierungsentscheidungen von Kodierer A (ga₁... ga₁₉) und Kodierer B (gb₁... gb₁₉) zuzuordnen sind. Anhand der jeweils von Kodierer A vergebenen Rangplatzzahlen r_{ai} und der von Kodierer B vergebenen Rangplatzzahlen r_{bi} für den g_i-Wert eines jeden Sprachträgers kann der Konkordanzkoeffizient KK für die Übereinstimmung der beiden Rangplatzfolgen berechnet werden (vgl. Ritsert 1972, 69). Neben der Anzahl der Kodierer (n = 2) und der Sprachträger (X = 19) benötigt man lediglich noch die Summe $\Sigma (r_{ai} + r_{bi})$ der von beiden Kodierern jeweils vergebenen Rangplatzzahlen pro Sprachträger. Man erhält für $KK = [12 \Sigma (r_{ai} + r_{bi})^2 / n^2 X (X^2 - 1)] - [3 (X + 1)/(X - 1)] = .79$. Das Reliabilitätsmaß KK = .79 erbringt also einen Wert, der über dem der Koeffizienten π und κ liegt, aber nicht den Wert für den Index V_2 (ohne Berücksichtigung der Negativ-Positiv-Paare von Kodierungsentscheidungen) erreicht.

3.4. Persönlichkeitskorrelate ideologischer Sprachverhaltens

Der Versuch, ideologische Sprachmerkmale, die auf der Indikatorebene ermittelt wurden, auf der Indikandenebene an Kognitionen/Dispositionen zu knüpfen, sollte – wie bereits betont wurde (vgl. 3.2.) – mit einer Kriteriumsvalidierung verbunden sein. Die den Kategorien zugeordneten Textmerkmale, bzw. die für die Textkategorien erhaltenen Kennwerte x_i, werden hierfür mit den Merkmalen eines Kriteriumsverhaltens korreliert, das in bezug auf ideologisches Sprachverhalten schlußfolgernde Aussagen über die Relationen von Textkategorien und Kognitionen/Dispositionen, also über Relationen von Indikatoren- und Indikandenmerkmalen, erlauben soll. Unabhängig von der Kriteriumsgüte oder -angemessenheit, von der solche Schlußfolgerungen letztlich abhängen, besteht jedoch vorab auf der Inferenzebene eine wichtige Einschränkung. Sie resultiert aus dem schon genannten Umstand, daß bereits der contentanalytische Aufweis des Konzepts Ideologie-

haftigkeit an verschiedene Kontextfaktoren gebunden ist (vgl. 3.1.). Nun sind auch bei einer weitestgehenden Kontrolle dieser Faktoren stets Inhalts- und/oder Kontextaspekte vorhanden, die sich nicht nur auf die gemessene interindividuelle, sondern auch auf die intraindividuelle Variabilität der Ideologiehafteigkeit kognitiver Strukturen in Texten auswirken.

Einmal ist zu vermuten, daß in Abhängigkeit des Textthemas Texte derselben Person unterschiedliche Grade an Ideologiehafteigkeit – gemessen an den relativen Häufigkeiten der einzelnen Textkategorien (vgl. die x_j -Werte in Abschnitt 3.3.) – annehmen. So sind beispielsweise bei einem Textinhalt, für dessen Themenstellung die Verwendung hypothetischer Sätze unangebracht ist, die drei Textkategorien nicht kodierbar, die dem Textelement ‚Hypothetische Sätze‘ zugeordnet sind (vgl. 3.2.). Zum anderen dürfte die Produktion von Textmerkmalen, die den Textkategorien ‚Topoi‘ oder ‚Rhetorische Fragen‘ zuzuordnen sind, wesentlich vom Kontext abhängen, in dem der Text entsteht. Denn obschon diese Textkategorien dem Textelement ‚Nominal-Verbal-Phrasen‘ zuzurechnen sind, ohne das keine Analyseeinheit auskommt, werden sie in Aufsatztexten weniger und in interaktiven Diskurs- oder Diskussionstexten häufiger auftreten.

Hinsichtlich dieser Einschränkungen sind jegliche Interkorrelationen mit Kriteriumswerten, die etwas über Persönlichkeitskorrelate zu ideologiehafteigen Sprachmerkmalen bei der vorliegenden Stichprobe von 19 Textproduzenten aussagen, als stichprobenabhängig zu interpretieren. Es ist grundsätzlich zu bedenken, ob bei denselben Textproduzenten nicht eine andere Verteilung der Kategorienkennwerte x_j zu erwarten ist, wenn andere Sprachträger oder Textinhalte untersucht werden. Darüber hinaus können andere Kontexte der Textproduktion eine erhöhte ideologische Intention erzeugen, die sich ebenfalls auf die Verteilung der Kategorienkennwerte auswirken kann. Die Interkorrelationen mit den Kriteriumskennwerten würden davon nicht unbeeinträchtigt bleiben. Hinsichtlich der versuchten Kriteriumsvalidierung an habituellen Persönlichkeitsmerkmalen sollten jedoch zentrale Annahmen aus der Explikation des Ideologiekonzepts, aus der Konzeptualisierung von Ideologiehafteigkeit und aus den Manifestationsannahmen zu ideologiehafteigen Textkategorien zu festigen sein.

Zum Annahmekern gehören etwa die theoretisch ausgearbeiteten Zusammenhänge zwischen ideologischem Denken einerseits und dem Streben nach epistemischer Gewißheit und emotionaler Stabilität andererseits; diese Zusammenhänge bildeten gleichsam die eine Seite der Bipolarität und dualen Qualität des ideologischen Denkens. Die andere Seite komplementiert den Annahmekern um die Beziehung zur Kritikimmunsierung und Akzeptanzlenkung. Zur Validierung des Konzepts Ideologiehafteigkeit an einem differentiell-psychologischen Außenkriterium wurden von den 19 Textproduzenten Daten verwendet, die aus der Bearbeitung des Freiburger Persönlichkeitsinventars (FPI) stammen (vgl. den Beitrag von Günther in diesem Band).

Das FPI in der hier zur Kriteriumsvalidierung benutzten Halbform A (Fahrenberg & Selg 1970) umfaßt 9 Grundskalen und 3 auf verschiedenen Items der Grundskalen aufbauende Sekundärskalen. Die Grundskalen sind (1) Nervosität, (2) Aggressivität, (3) Depressivität, (4) Erregbarkeit, (5) Geselligkeit, (6) Gelassenheit, (7) Dominanzstreben, (8) Gehemmtheit und (9) Offenheit; zu den Sekundärskalen gehören (E) Extraversion, (N) Neurotizismus (Emotionale Labilität) und (M) Maskulinität. Die jeweils 12 Skalenwerte der 19 Textproduzenten wurden mit den jeweiligen 18 x_i -Werten für die einzelnen Textkategorien (vgl. 3.3.) korreliert.

Die Matrix der Produkt-Moment-Korrelationen in Tab. 1 enthält einige Besonderheiten; sie beziehen sich auf Korrelationen zwischen einer FPI-Skala und mehreren Textkategorien sowie auf Cluster von Korrelationen zwischen jeweils mehreren Skalen und Kategorien.

Unkritisches Konsensusdenken und Normenkonformität

Auffallend an den Koeffizienten in Tab. 1 ist, daß von den FPI-Skalen nur die Skalen 9 (Offenheit) und M (Maskulinität) überwiegend positiv mit den Textkategorien korrelieren. Da die M-Skala im Rahmen eines Korrelationscluster interpretiert werden kann (vgl. Tab. 2), wird zunächst auf die Skala 9 Bezug genommen.

Im Testmanual (Fahrenberg & Selg 1970) werden hohe Testwerte auf der Offenheitsskala umschrieben als eine „offene und kritische Selbstwahrnehmung“, wohingegen niedrige Testwerte die „Dissimulation kleiner Schwächen“ sowie eine „verschlossene und unkritische Haltung“ anzeigen. Es widerspricht dem oben formulierten Annahmekern auch hinsichtlich einer dualen Qualität des ideologischen Denkens, daß die Ideologiehafteigkeit kognitiver Strukturen in Texten mit einer offenen und kritischen Selbstwahrnehmung im engeren Sinne dieses Konzepts einhergeht. Der Widerspruch ist insbesondere an der einen signifikanten Korrelation zwischen der Skala 9 und der Textkategorie 15 („Normativ-essentialistische Leerformeln“) ersichtlich. Denn diese Kategorie zeichnet sich durch die Vagheit der in ihren Textmerkmalen verwendeten Begriffe aus, die weder kognitiv noch verhaltensmäßig genügend gehaltvoll sind, um die mit ihnen indizierten impliziten Normen begründen zu können.

Der Widerspruch zwischen offener Selbstwahrnehmung und vagem Sprachgebrauch scheint jedoch dadurch auflösbar zu sein, daß die Offenheitsskala keinen einheitlichen Persönlichkeitsaspekt erfaßt. Vielmehr kommt in ihr neben einer offenen Selbstwahrnehmung auch eine „unbekümmerte Haltung“ zum Vorschein (Fahrenberg et al. 1973, 49). Diese Unbekümmertheit manifestiert sich vermutlich auch in der für die Skala 9 vergleichsweise hohen Korrelation mit der Textkategorie 15, wofür die folgende Begründung angeführt werden kann:

TEXTKATEGORIEN	FPI-SKALEN											
	NERVOSITÄT (1)	AGGRESSIVITÄT (2)	DEPRESSIVITÄT (3)	ERREGBARKEIT (4)	GESELLIGKEIT (5)	GELASSENHEIT (6)	DOMINANZSTREBEN (7)	GEHEMMTHEIT (8)	OFFENHEIT (9)	EXTRAVERSION (E)	NEUROTIZISMUS (N)	MASKULINITÄT (M)
(1) WERTUNGEN ALS SEINSURTEILE	.21	-.22	-.15	-.20	-.20	.11	.15	.10	-.26	-.18	-.23	-.17
(2) SYNTAKTISCH ERZEUGTE FIKTIONEN	-.21	-.07	.20	-.20	-.46*	-.45*	-.23	-.28	.36	-.55**	-.05	.15
(3) PRÄDIKATE MIT UNGEBUNDENEN LEERSTELLEN	-.35	.00	-.46*	.04	.23	.46*	.20	-.19	.09	.10	-.09	.45*
(4) UNIVERSELLE EXISTENZSATZE	.05	.26	.19	.22	.26	.17	-.30	-.03	.28	.29	.16	-.08
(5) TOPOI	.00	.24	.20	-.01	-.06	.04	.09	-.07	.07	.03	.03	-.16
(6) WORTFIXIERTE WERTUNGEN	.20	.00	.30	-.18	-.58**	-.45*	-.12	.06	.12	-.65***	.07	-.14
(7) ALIBI-KLAUSELN	.20	-.11	-.01	-.02	-.19	-.16	-.01	-.11	-.15	-.39	-.03	.03
(8) RHETORISCHE FRAGEN	-.11	.04	.01	.12	.11	.01	.18	-.02	-.01	.06	.20	.07
(9) NORMATIVE URTEILE ALS SEINSURTEILE	-.28	.06	.05	-.15	-.36	-.46*	.00	.02	.22	-.31	.07	-.12
(10) NORMATIVE LEERFORMELN	-.35	-.12	-.38	-.12	-.39	-.06	.23	-.25	.32	-.47*	.05	.20
(11) DEUTUNGEN ALS TATSACHEN	-.31	-.34	-.22	-.46*	-.29	.16	-.26	-.36	.08	-.18	-.39	.17
(12) NORMATIVE BEWEISFORMEN	.11	-.16	-.21	.06	.18	.22	.14	-.04	-.02	.02	.03	.14
(13) TAUTOLOGIEN	-.15	.00	-.27	-.47*	-.16	.51*	-.04	.19	.12	-.09	-.56**	.20
(14) NORMATIV-DESKRIPTIVE DOPPELBEDEUTUNGEN	-.47*	-.31	.10	-.44	-.38	-.47*	-.35	-.15	.17	-.51*	-.20	.27
(15) NORMATIV-ESSENTIALISTISCHE LEERFORMELN	.05	.20	.43	.41	-.07	-.24	.19	-.18	.52*	-.13	.35	.07
(16) SCHLAGWÖRTER	-.36	.05	.08	-.41	-.20	.17	.04	-.03	.16	-.08	-.38	.17
(17) PSEUDO-KRITERIALE ABGRENZUNGEN	-.08	-.36	-.09	-.52*	-.28	.15	-.31	-.02	-.17	-.45*	-.40	.26
(18) DEIKTISCHE LEERFORMELN	.18	.35	.22	-.07	-.08	.38	-.06	.18	.39	-.04	-.23	.12

* = $p < .05$, ** = $p < .01$, *** = $p < .001$

Tab. 1: Matrix der Produkt-Moment-Korrelationen zwischen Textkategorien und FPI-Skalen

Die Kategorie 15 gehört zur Textdimension ‚Verwischung des Unterschieds von Urteilstypen‘, die in sozial-kognitiver Hinsicht als die Vermengung von wissens- und überzeugungsbasierten Kognitionen interpretierbar ist (vgl. 2.3.), die einer kritischen und offenen Realitätsauffassung zuwiderläuft. Weiterhin hat Kategorie 15 eine enge Verbindung zur Textdimension der gehaltleeren Aussagen, die mit einer sozialintegrativen Wirkung in die zwei Richtungen eines unkritischen Konsensus und einer emotionalen Stabilität belegt ist (vgl. 2.3.). Die über die Offenheitsskala nachweisbare „unbekümmerte Haltung“ (Fahrenberg et al. 1973) scheint nun hinsichtlich der sozialintegrativen Wirkung gehaltleer formulierter Aussagen mit einem unkritischen Konsensus einherzugehen und der Annahme einer emotionalen Stabilisierung zu widersprechen. Denn die Kategorie 15 weist als einzige der 18 Textkategorien eine relativ hohe positive Korrelation ($r = .35$) mit der N-Skala (Emotionale Labilität) auf; darüber hinaus korreliert nur Kategorie 15 mit der Erregbarkeitskala ($r = .41$) und der Depressivitätsskala ($r = .43$) positiv in dieser Höhe.

Für die Annahme eines Zusammenhangs von ‚unbekümmertes Haltung‘ und unkritischem Konsensusdenken sprechen auch die hohen, obschon nicht signifikanten Koeffizienten der Offenheitsskala, die zu den Textkategorien 2 (‚Syntaktisch erzeugte Fiktionen‘; $r = .36$), 4 (‚Universelle Existenzsätze‘; $r = .28$), 10 (‚Normative Leerformeln‘; $r = .32$) und 18 (‚Deiktische Leerformeln‘; $r = .39$) gehören.

Außer der Kategorie 2 sind diese Kategorien der Textdimension gehaltleerer Aussagen zugeordnet (wozu empirisch auch die Kategorie 15 zu zählen scheint). Insbesondere die mit diesen Kategorien verbundenen Textmerkmale enthalten Behauptungen und Begriffe, die dem Rezipienten (und vermutlich auch dem Textproduzenten) einen eindeutigen semantischen (normativen) Bezug zur Realität verwehren, bzw. den Rezipienten an der kritischen Einschätzung der über die Textmerkmale gegebenen Informationen hindern. In ähnlicher Form trifft dies auch für die zur Textdimension der Vertauschung von Handeln und Geschehen gehörende Kategorie 2 zu. Denn einerseits werden Rezipienten durch die gängige Formulierung der Textmerkmale von einer Kritik an den mitgeteilten Informationen abgehalten, und andererseits ist es gerade der durchaus vorhandene, aber vage Realitätsbezug und der sich auf einem hohen Plausibilitätsniveau befindliche Mitteilungsgelände der Aussagen, der die Akzeptanzbereitschaft von Rezipienten lenkt.

Darüber hinaus scheinen auch diejenigen Kategorien, die durch einen mangelnden Normgehalt (z.B. Kategorie 10), durch eine impersonale Rechtfertigung in Form von Letztbegründungen (z.B. Kategorie 9, 14 und 15) und durch einen vagen Wortinhalt und affektiven Reizwert (z.B. Kategorie 6, 14 und 16) gekennzeichnet sind, zumindest für diese Stichprobe von 19 Textproduzenten eine ideologiehafte Tendenz zur kritiklosen Unbekümmertheit als habituellem Persönlichkeitsmerkmal zu festigen.

Die positiven Korrelationen mit der Offenheitsskala werden daher weniger im Zusammenhang mit einer kritischen, sondern eher im Zusammenhang mit einer ‚überkritischen‘ Selbstwahrnehmung gesehen; letztere scheint mit

einem unkritischen Konsensusdenken einherzugehen, das den eigenen Denk- und Handlungsstil auf eine „Interaktionsloyalität“ abstellt (vgl. Degenkolbe 1965) und in den Merkmalswerten der Offenheitsskala möglicherweise im Sinne einer „Tendenz zur Normenkonformität“ (Lösel & Wüstendörfer 1976, 187) zum Ausdruck kommt. Im übrigen unterscheidet sich die Stichprobe der 19 Textproduzenten in ihrem durchschnittlichen Standard-T-Wert auf der Offenheitsskala ($T = 48$) kaum von dem der Eichstichprobe (vgl. Fahrenberg & Selg 1970).

Epistemische Sicherheit und emotionale Stabilität

Zwei Untermengen von jeweils fünf Textkategorien korrelieren mit jeweils drei bis vier FPI-Merkmalsskalen in einer systematischen Weise; Tab. 2 verdeutlicht dieses Systematik, indem sie die relevanten Kategorien und Merkmalskalen in einer geänderten und reduzierten Anordnung zeigt. Eine Reihe von Textkategorien weist zu den FPI-Skalen 4 (Erregbarkeit) und N (Emotionale Labilität) Korrelationskoeffizienten auf, die in ihrer Höhe und negativen Richtung bemerkenswert übereinstimmen (vgl. Tab. 2). Im Hinblick auf die Beziehung zwischen den beiden FPI-Skalen ist diese Übereinstimmung allerdings nicht überraschend, da die N-Skala etliche Items aus der Erregbarkeitskala enthält. Interessant ist jedoch, welche der Textkategorien gerade mit diesen beiden Skalen habitueller Persönlichkeitsmerkmale hoch und negativ korrelieren, und was diese negativen Koeffizienten besagen können.

Bei den Textkategorien handelt es sich vor allem um die Kategorien 11 (,Deutungen als Tatsachen‘), 13 (,Tautologien‘), 16 (,Schlagwörter‘) und 17 (,Pseudo-kriteriale Abgrenzungen‘), über deren Textmerkmale sprachlich faßbare Kognitionen schon aus logischen Gründen vor Widerlegung geschützt sind. In der Beschreibung der betreffenden Textkategorien wurde die Unwiderlegbarkeit von Behauptungen, Aussagen und Meinungen mit einer epistemischen Gewißheit und emotionalen Stabilität der Textproduzenten in Verbindung gebracht, die deren sozialen Spielraum erweitern soll. Für solche Zusammenhangsannahmen stehen etwa die Beliebigkeit, mit der das Alltagswissen umgedeutet wird (z.B. Kategorie 11), oder die geringe kognitive Strukturierungsleistung und die starke emotionale Bindung in bezug auf vermittelte Kommunikationsinhalte (z.B. Kategorie 13 und 16).

Ein Zusammenhang zu emotionaler Stabilität scheint sich in den negativen Korrelationen mit den FPI-Skalen 4 (Erregbarkeit) und N (Neurotizismus/Emotionale Labilität) anzudeuten.

Denn im Testmanual (vgl. Fahrenberg & Selg 1970, 33ff.) werden niedrige Testwerte auf der Erregbarkeitsskala als „große Frustrationstoleranz“ und

TEXTKATEGORIEN	FPI-SKALEN					
	ERREGBARKEIT (4)	GESELLIGKEIT (5)	GELASSENHEIT (6)	EXTRAVERSION (E)	NEUROTIZISMUS (N)	MASKULINITÄT (M)
(3) PRÄDIKATE MIT UNGEBUNDENEN LEERSTELLEN	.04		.46*		-.09	.45*
(11) DEUTUNGEN ALS TATSACHEN	-.46*		.16		-.39	.17
(13) TAUTOLOGIEN	-.47*		.51*		-.56**	.20
(16) SCHLAGWÖRTER	-.41		.17		-.38	.17
(17) PSEUDO-KRITERIALE ABGRENZUNGEN	-.52*		.15	-.45*	-.40	.26
(2) SYNTAKTISCH ERZEUGTE FIKTIONEN		-.46*	-.45*	-.55**		
(6) WORTFIXIERTE WERTUNGEN		-.58**	-.45*	-.65***		
(9) NORMATIVE URTEILE ALS SEINSURTEILE		-.36	-.46*	-.31		
(10) NORMATIVE LEERFORMELN		-.39	-.06	-.47*		
(14) NORMATIV-DESKRIPTIVE DOPPELBEDEUTUNGEN		-.38	-.47*	-.51*		

* = $p < .05$, ** = $p < .01$, *** = $p < .001$

Tab. 2: Ausschnitt der Korrelationsmatrix aus Tabelle 1

„geringe Impulsivität“ interpretiert, und niedrige Testwerte auf der Neurotizismusskala (Emotionale Labilität) zeigen eine „stabile Stimmung“ und „Selbstsicherheit“ an. In dieser Interpretationsrichtung hätte das mit den Textkategorien 11, 13, 16 und 17 postulierte habituelle/dispositionale Persönlichkeitsmerkmal einer emotionalen Stabilität von sozialen Objekten (Textproduzenten) in den niedrigen Testwerten der Skalen 4 und N eine Entsprechung gefunden. Im Gegensatz zu den hier vorliegenden negativen Korrelationen zwischen ideologischen Textmerkmalen und dem Persönlichkeitsmerkmal einer emotionalen Labilität besteht interessanterweise für dasselbe Persönlichkeitsmerkmal eine ebenso hohe, aber positive Beziehung zu dogmatischen Stilmerkmalen (vgl. Günther in diesem Band; Schwibbe 1983).

Zusätzlich zur geringen emotionalen läßt sich auch eine geringe kognitive Irritierbarkeit ausmachen, die in der Beschreibung der Textkategorien und -dimensionen als Streben nach epistemischer Sicherheit (Gewißheit) bezeichnet wurde.

Auf ein erhöhtes Ausmaß an epistemischer Sicherheit verweisen die Testwerte der Skala 6 (Gelassenheit), deren hohe positive Korrelationen mit den Textkategorien 3 (,Prädikate mit ungebundenen Leerstellen'; $r = .46$) und 13 (,Tautologien'; $r = .51$) statistisch gesichert sind (vgl. Tab. 2). Denn hohe Werte auf der Gelassenheitsskala werden als „Selbstvertrauen“ und „Unbeirrbarkeit“ und niedrige Testwerte werden als „Irritierbarkeit“ und „zögernde Besorgtheit“ interpretiert (Fahrenberg & Selg, o.c.). Positive, wenn auch statistisch nicht gesicherte Korrelationen mit der Gelassenheitsskala weisen auch die schon genannten Kategorien 11, 16 und 17 auf (vgl. Tab. 2), und relativ hoch sind auch die positiven Koeffizienten bei den Textkategorien 12 (,Normative Beweisformen') und 18 (,Deiktische Leerformeln'), wie aus Tab. 1 hervorgeht.

Das gemeinsame Kennzeichen dieser mit der Gelassenheitsskala positiv korrelierenden Textkategorien ist das gleiche, das für den negativen Zusammenhang zu Erregbarkeit und Emotionaler Labilität veranschlagt wurde: Die in den Textmerkmalen dieser Kategorien enthaltenen Aussagen sind unwiderlegbar, da sie logisch gesehen keine negativen Wahrheitswerte annehmen können. Wessen sprachlich faßbare Kognitionen auf diese Weise vor ‚kognitiven Falsifikationskrisen‘ (Knebel 1970) geschützt sind, braucht sich auch nicht um die Richtigkeit seiner Aussagen zu sorgen und kann daher – im Sinne der Gelassenheitsskala – mit „unbeirrter“ Gewißheit an ihnen festhalten.

Ein weiteres Kennzeichen von einigen der genannten Textkategorien ist, daß Textproduzenten, wenn sie auf ihre Aussagen kritisch angesprochen werden sollten, stets die Möglichkeit haben, sich auf eine sekundäre Illokution des propositionalen Gehalts ihrer Aussagen zurückzuziehen. Diese Möglichkeit ist ein wichtiges Moment der Konzeptualisierung von Ideologiehaftigkeit (vgl. 2.2.) und kommt insbesondere in der Beschreibung der Textkategorien 3, 11,

12, 17 und 18 zum Ausdruck. Beispielsweise könnte ein Sprecher in der nach Textkategorie 3 („Prädikate mit ungebundenen Leerstellen“) kodierten Äußerung „Die Computerspezialisten machen sich schon lange unentbehrlich“ seine persönliche Mißbilligung oder Genugtuung als primäre Illokution ausdrücken und bei Kritik den sekundären Illokutionsgehalt und damit den Sprechakt einer Repräsentativen betonen. Die sichere Rückzugsmöglichkeit auf einen sekundären Illokutionsgehalt besteht unabhängig von anderen Rechtfertigungsmöglichkeiten; allerdings müßte der Textproduzent in Anspruchnahme solcher anderer Möglichkeiten eventuell auf die epistemische Autorität von Dritten oder auf Letztbegründungen seiner Aussageninhalte verweisen.

Der mit dem Rückzug auf eine sekundäre Illokution verbundene geringe und von anderen (Personen und Inhalten) unabhängig zu leistende kognitive Aufwand trägt vermutlich zu emotionaler Stabilität und epistemischem Selbstvertrauen der sozialen Objekte bei. Er vermag ihnen darüber hinaus auch eine gewisse (Verhaltens-)Stärke zu verleihen, die möglicherweise in den positiven Korrelationen der obigen Textkategorien mit der M-Skala (Maskulinität) zum Vorschein gelangt (vgl. Tab. 1 und 2). In dieser Interpretationsrichtung wäre dann ein ideologisches Sprachverhalten durch eine epistemische und emotionale Stabilität der Textproduzenten gekennzeichnet, die verhaltenssichernd und sozialintegrativ wirkt.

Irritierbarkeit und Konfliktvermeidung

Im Gegensatz zu den eben behandelten Kategorien korrelieren die Textkategorien 2 („Syntaktisch erzeugte Fiktionen“), 6 („Wortfixierte Wertungen“), 9 („Normative Urteile als Seinsurteile“) und 14 („Normativ-deskriptive Doppelbedeutungen“) mit der Gelassenheitsskala signifikant negativ (vgl. Tab. 2). Daher überrascht auch nicht, daß ein gemeinsames Kennzeichen dieser Kategorien quasi die Negation eines der gemeinsamen Merkmale derjenigen Kategorien darstellt, die mit den Gelassenheitswerten positiv korrelieren. So geht aus der Beschreibung der Textkategorien, die in Tab. 2 negative Koeffizienten zur Gelassenheitsskala aufweisen, folgende Auffälligkeit hervor:

Die diesen Kategorien zugeordneten Textmerkmale, bzw. die mit ihnen verbundenen Aussagen und Behauptungen sind schwerlich nach sekundären und primären Illokutionen zu trennen und gestatteten den Textproduzenten im Falle einer an sie herangetragenen Kritik ihrer Äußerungen kaum, sich auf einen sekundären Illokutionsgehalt der geäußerten Propositionen zurückzuziehen. Dies kommt vor allem in den Kategorien zu den normativen Aussagen und Urteilen zum Ausdruck, da diese nur einen einzigen und eindeutigen Illokutionsgehalt haben, der natürlich vom logischen Gehalt (bzw. vom empirischen Spielraum) der Aussagen unabhängig ist.

Nun können gerade normative Aussagen Gehalt zwar nicht im logischen Sinne besitzen, aber sie wurden in der Beschreibung der entsprechenden Textdimen-

sion nur dann als gehaltleer klassifiziert, wenn sie keine eindeutigen Handlungsweisen ausschließen (vgl. 2.3.). Davon unabhängig haben gehaltleer formulierte Aussagen stets einen Illokutionsgehalt, der im Falle normativer/imperativer Aussagen seine Eindeutigkeit aus dem illokutionären Akt der Direktiven bezieht (vgl. 2.2.).

Wenn Textproduzenten ihre mit den Kategorien 2, 6, 9, 10 und 14 verbundenen Behauptungen und Aussagen rechtfertigen müssen, können sie hierzu entweder impersonal auf eine epistemische Autorität oder personal auf eine inhaltliche Begründung verweisen, die ihnen jeweils ihre Aussagen absichern helfen. Nun fallen einem epistemische Autoritäten nicht immer gleich ein, oder ein Rückgriff auf sie – etwa auf Massenmedien – signalisiert dem Textproduzenten eine intellektuelle Blöße, die eher zur personalen Verunsicherung als zur Rechtfertigung seiner Aussagen beiträgt; und inhaltliche Begründungen sind mit einem erhöhten kognitiven Aufwand verbunden. Diese Begleiterscheinungen von rechtfertigenden und von zu rechtfertigenden Aussagen mögen beim Textproduzenten, der die Kritik von Rezipienten gedanklich vorwegnimmt, mit einer gewissen Besorgtheit und Irritierbarkeit um die Richtigkeit und Triftigkeit seiner Behauptungen und Aussagen einhergehen, was sich möglicherweise in niedrigen Testwerten auf der Gelassenheitsskala manifestiert.

Textproduzenten, die habituell in einer zögernden Besorgtheit befangen und leicht irritierbar sind, scheinen den kognitiven Status der Ungewißheit ihrer Äußerungen, Behauptungen und Meinungen durch einen ‚sozialen Rückzug‘ zu kompensieren. Diese Vermutung drängt sich auf, wenn man die überwiegend signifikanten und durchgängig negativen Koeffizienten interpretieren möchte, die den Zusammenhang zwischen den Kategorien 2, 6, 9, 10 und 14 und den FPI-Merkmalsskalen 5 (Geselligkeit) und E (Extraversion) illustrieren (vgl. Tab. 2).

Für die Relation zwischen den beiden FPI-Skalen gilt zunächst einmal der gleiche Sachverhalt wie oben bei den Skalen für Erregbarkeit (4) und Emotionale Labilität (N): Die Extraversionsskala enthält etliche Items aus der Geselligkeitsskala, und niedrige Testwerte bedeuten einerseits „Ungeselligkeit“, aber auch „Ruhe und Zurückhaltung“ sowie „gleichmäßiges und beherrschtes“ Verhalten (Fahrenberg & Selg, o.c.).

Anders als bei den Aussagen, bei denen die intuitive Gewißheit der Textproduzenten von der apriorischen Unwiderlegbarkeit ihrer sprachlich gefaßten Kognitionen aufrechterhalten wird, sind die dahingehend ungeschützten Aussagen noch am ehesten zu sichern, indem sie aus dem Spannungsfeld pluralistischer, einstellungs- und überzeugungsbefrachteter Meinungen und Behauptungen herausgehalten werden. Durch ein solches ‚Heraushalten‘ vermeiden Textproduzenten kognitive Konflikte, aber erlegen sich damit auch

eine gewisse (sprachliche) Zurückhaltung in ihrer Interaktion mit anderen auf. Man könnte es auch paradox formulieren: Sie verschaffen sich einen sozialen Spielraum durch einen sozialen Rückzug, was allerdings hinsichtlich der niedrigeren Testwerte auf den Skalen 5 und E für introvertierte Personen nicht untypisch ist.

In dieser Interpretationsrichtung ist auch plausibel, daß es insbesondere miteinander vertauschte Handlungs- und Geschehensschemata (Kategorie 2), versteckte Wertungen (Kategorie 6) und implizite Handlungsaufforderungen (Kategorie 14) sind, die von introvertierten Textproduzenten enkodiert werden: Gerade bei einem Sprachverhalten, das durch solche Textmerkmale geprägt ist, ist zu erwarten, daß es im Widerstreit pluralistischer Meinungen häufig Kritik und Widerlegungsversuche evoziert, die seine künftige Auftretenshäufigkeit verringern; so lange es dem Widerstreit pluralistischer Meinungen jedoch nicht ausgesetzt wird, besteht subjektiv gesehen auch kein Anlaß, das Sprachverhalten zu ändern.

3.5. *Fazit und Ausblick*

Abschließend möchte ich eine methodologische Relationssetzung versuchen, indem ich zentrale Aussagen dieses Beitrags aufeinander beziehe. Aus den Konzeptexplikationen wurde gefolgert, die Ideologiehafteigkeit kognitiver Strukturen nicht unmittelbar über manifeste Textstrukturen, sondern mittelbar über die latenten Merkmalsindikatoren der Subtexte zu erschließen. Hierdurch wollte ich das Problem des Erklärungsabstands zwischen latenten (ideologiehafte) Kognitionen und manifesten Textstrukturen in den Griff bekommen. In der Absicht, den Erklärungsabstand zu verringern, habe ich solche kommunikations- und sprachpsychologische Rahmenbedingungen gesetzt, aus denen repräsentationale, textuelle und interpersonelle Funktionen des Sprachgebrauchs abzuleiten waren. Auf der Grundlage dieser drei Funktionen gelangte ich dann zu einer sprechakttheoretisch fundierten Konzeptualisierung von Ideologiehafteigkeit. Als deren wichtigste konstitutive Kennzeichen gelten auf kognitiver Grundlage implizite Urteilsakte und deren Umsetzung in ideologiehafte Sprachstrukturen sowie auf verbaler Grundlage die Verkleidung der Urteilsakte/Sprachstrukturen in manifeste Texte oder Äußerungen. Diese Kennzeichen lassen jedoch noch die konkreten Möglichkeiten offen, wie sich ideologiehafte Kognitionen (implizite Urteilsakte) in latenten Merkmalsindikatoren sprachlich manifestieren und wie diese Indikatoren wiederum in manifesten Texten und Äußerungen auszumachen sind. Diese Lücke habe ich über drei Textdimensionen zu schließen versucht.

Sie enthalten die erkenntnistheoretischen Grundlagen sowie die aus diesen Grundlagen abgeleiteten kognitiven und verbalen Operationen, mit denen die impliziten Urteilsakte (ideologiefhafte Kognitionen) in latente Sprachstrukturen umgesetzt werden. Die Operationen und Sprachstrukturen habe ich nach 18 in Texte oder Äußerungen eingebettete Merkmalskategorien gegliedert, die als hypothetische Indikatoren für die ideologiefhafte Tendenz von Texten bzw. der ihnen zugrundeliegenden kognitiven Strukturen gelten. Über die Zuordnung dieser 18 Merkmalskategorien zu fünf Klassen von Textelementen wurde außerdem verdeutlicht, wie die Merkmalskategorien in manifesten Textstrukturen auszumachen sind, und über die inhaltsanalytische Studie konnten sie auch nachgewiesen werden. Durch die Validierungsstudie am Außenkriterium von Persönlichkeitsmerkmalen habe ich m.E. zudem nahelegen können, daß das System der 18 Merkmals- oder Textkategorien sowohl die Konzeptualisierung von Ideologiefhaftigkeit stützt als auch einige Ergebnisse aus der Explikation des Ideologiefkonzepts untermauert.

Insgesamt gesehen scheint die empirische Veranschaulichung von Ideologiefhaftigkeit neben den zufriedenstellenden Gütekennwerten für das Konzept und seine contentanalytische Anwendung zu belegen, was aus den interdisziplinär verschränkten Explikationen des Ideologiefkonzepts hervorgeht; nämlich eine erkenntnistheoretisch vermutete duale Qualität und eine sozialpsychologisch ausgewiesene bipolare Dimensionalität des ideologischen Denkens. Denn nimmt man an, daß die FPI-Skalen für die Ideologiefhaftigkeit kognitiver Strukturen in Texten auch bei dieser kleinen Stichprobe eine Kriteriumsgüte besitzen, so spiegelt die Gelassenheitsskala eine gewisse Bipolarität der Ideologiefhaftigkeit wieder.

Der emotional und epistemisch gefestigte Textproduzent enkodiert mit gelasemem Selbstvertrauen jene Textmerkmale, die ihm seine empirischen Weltbildannahmen und – aufgrund ihrer logischen Unwiderlegbarkeit und/oder sozialen Gültigkeit – die Akzeptanz der Rezipienten sichern helfen. Der introvertierte und sozial eher zurückhaltende Textproduzent enkodiert mit einer gewissen Besorgtheit und Unsicherheit solche Textmerkmale, die aufgrund ihrer semantischen Unbestimmtheit und Wertbezogenheit die Widersprüche von Dritten evozieren.

Im Zusammenhang mit den Merkmalswerten auf der Offenheitsskala könnte man es auch so formulieren: Die beiden Typen von Textproduzenten treten wahrscheinlich situations- und kontextabhängig auf, aber habituell unterscheiden sie sich im Ausmaß ihrer Gewißheit, mit der sie jeweils ein unkritisches Konsensusdenken an den Tag legen. Inwieweit dieses Denken an Intentionen der Textproduzenten gebunden ist, kann bei der vorliegenden Stichprobe nicht entschieden werden.

Daß zwischen gelassenem Selbstvertrauen und Intentionalität Zusammenhänge bestehen, ist ebenso wahrscheinlich wie ein Zusammenhang zwischen allgemeineren Fähigkeiten, etwa im Bereich der (verbalen) Intelligenz, und dem Gewißheitsgrad, mit dem ideologische Textmerkmale enkodiert werden.

Die zwischen dem dogmatischen Stilmerkmal der Gewißheits- und Notwendigkeitsausdrücke und intellektuellen Leistungen ermittelten Beziehungen (vgl. Schwibbe 1984, 113) sprechen für solche Zusammenhänge (und offenbar gegen die Vereinnahmung von Gewißheitsausdrücken als dogmatisches Stilmerkmal von Texten, so lange einige der empirischen Befunde hierzu ungeklärt sind; vgl. Günther in diesem Band).

Um derartige Zusammenhangsannahmen hinreichend explorieren zu können, müßte jedoch die Ideologiekhaftigkeit als Textmerkmal/Kognitionsmerkmal an explikativ ausgewiesenen Persönlichkeitskonstrukten validiert werden. Gegenwärtig wird versucht, bei einer größeren Stichprobe von vergleichbaren Textproduzenten ideologische Textmerkmale und Merkmale intellektueller Leistungen und Fähigkeiten sowie merkmalsbezogene Selbstkonzepte in ein Beziehungsgeflecht zu bringen, mit dem eine Konstruktvalidierung von Ideologiekhaftigkeit angestrebt wird.

Literatur

- Abelson, R.P. 1979: Differences between beliefs and knowledge systems, *Cognitive Science*, 3, 355-366
- Abelson, R.P. & Kanouse, D.E. 1966: Subjective acceptance of verbal generalizations, in: Feldman, S. (ed): *Cognitive consistency: Motivational antecedents and behavioral consequents*. New York, 173-199
- Adelson, J. 1976: The development of ideology in adolescence, in: Dragastin, S.E. & Elder, G.H. (eds): *Adolescence in the life cycle: Psychological change and the social context*. Washington, DC, 63-78
- Aebli, H. 1981: *Denken: das Ordnen des Tuns*, Vol. 2: Denkprozesse. Stuttgart
- Albert, H. 1969²: *Traktat über kritische Vernunft*. Tübingen
- Albert, H. 1971⁷: Wertfreiheit als methodisches Prinzip: Zur Frage der Notwendigkeit einer normativen Sozialwissenschaft, in: Topitsch, E. (ed): *Logik der Sozialwissenschaften*. Köln, 181-210
- Albert, H. 1972: *Konstruktion und Kritik: Aufsätze zur Philosophie des kritischen Rationalismus*. Hamburg
- Albert, H. 1978: *Traktat über rationale Praxis*. Tübingen
- Anderson, R.C. 1978: Schema-directed processes in language comprehension, in: Lesgold, A.M. et al. (eds): *Cognitive psychology and instruction*. New York, 67-82
- Asch, S.E. 1955: On the use of metaphor in the description of persons, in: Werner, H. (ed): *On expressive language*. Worcester, 29-38
- Asendorpf, J. & Wallbott, H.G. 1979: Maße der Beobachterübereinstimmung: Ein systematischer Vergleich, *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 10, 243-252
- Ashford, D.E. 1972: *Ideology and participation*. Beverly Hills
- Audi, R. 1983: The causal structure of indirect justification, *Journal of Philosophy*, 80, 398-415
- Bach, K. & Harnish, R.M. 1979: *Linguistic communication and speech acts*. Cambridge
- Ballmer, Th. & Brennenstuhl, W. 1981: *Speech act classification: A study in the lexical analysis of English speech activity verbs*. New York
- Bartlett, F.C. 1932: *Remembering: A study in experimental and social psychology*. Cambridge
- Berger, C.R. 1979: Beyond initial interaction: Uncertainty, understanding, and the development of interpersonal relationships, in: Giles, H. & St. Clair, R.N. (eds): *Language and social psychology*. Oxford, 122-144
- Berger, C.R. & Bradac, J.J. 1982: *Language and social knowledge: Uncertainty in interpersonal relations*. London
- Berger, P.L. & Kellner, H. 1981: *Sociology reinterpreted: An essay on method and vocation*. Garden City
- Bransford, J.D. & Franks, J.J. 1971: The abstraction of linguistic ideas, *Cognitive Psychology*, 2, 331-350
- Bransford, J.D. & Johnson, M.H. 1972: Contextual prerequisites for understanding: Some investigations of comprehension and recall, *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 11, 717-726

- Bransford, J.D. & Nitsch, K.E. 1978: Coming to understand things we could not previously understand, in: Kavanagh, J.F. & Strange, W. (eds): *Speech and language in the laboratory, school, and clinic*. Cambridge, 267-307
- Brewer, J.D. & Nakamura, G.V. 1984: The nature and functions of schemas, in: Wyer, R.S. & Srull, T.K. (eds): *Handbook of social cognition*, Vol. 1. Hillsdale, 119-160
- Bromley, D.B. 1977: *Personality description in ordinary language*. Chichester
- Brooks, L. 1978: Nonanalytic concept formation and memory for instances, in: Rosch, E. & Lloyd, B.B. (eds): *Cognition and categorization*. Hillsdale, 169-211
- Bühler, K. 1934: *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena
- Bunge, M. 1967: *Scientific research*, Vol. 2: *The search for truth*. New York
- Buss, A.R. 1978: Causes and reasons in attribution theory: A conceptual critique, *Journal of Personality and Social Psychology*, 36, 1311-1321
- Carroll, J.B. 1972: Defining language comprehension: Some speculations, in: Freedle, R.O. & Carroll, J.B. (eds): *Language comprehension and the acquisition of knowledge*. Washington, DC, 1-29
- Chafe, W.L. 1972: Discourse structure and human knowledge, in: Freedle, R.O. & Carroll, J.B. (eds): *Language comprehension and the acquisition of knowledge*. Washington, DC, 41-69
- Chafe, W.L. 1975: Some thoughts on schemata, in: Schank, R. & Nash-Webber, B.L. (eds): *Theoretical issues in natural language processing. An Interdisciplinary Workshop in Computational Linguistics, Psychology, Linguistics, Artificial Intelligence*. Cambridge, 99-101
- Chafe, W.L. 1977: Creativity in verbalization and its implication for the nature of stored knowledge, in: Freedle, R.O. (ed): *Discourse production and comprehension*. Norwood, 41-55
- Chandler, M.J. 1975: Relativism and the problem of epistemological loneliness, *Human Development*, 18, 171-180
- Chomsky, N. 1965: *Aspects of the theory of syntax*. Cambridge
- Clark, H.H. 1977: Inferences in comprehension, in: LaBerge, D. & Samuels, S.J. (eds): *Basic processes in reading: Perception and comprehension*. Hillsdale, 243-263
- Clark, H.H. 1985³: Language use and language users, in: Lindzey, G. & Aronson, E. (eds): *Handbook of social psychology*, Vol. 2. Reading, 179-231
- Clark, H.H. & Carlson, T.B. 1982: Speech acts and hearers' beliefs, in: Smith, N.V. (ed): *Mutual knowledge*. London, 1-36
- Clark, H.H. & Clark, E.V. 1977: *Psychology and language: An introduction to psycholinguistics*. New York
- Clark, H.H. & Lucy, P. 1975: Understanding what is meant from what is said: A study in conversationally conveyed requests, *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 14, 56-72
- Clark, H.H. & Marshall, C.R. 1981: Definite reference and mutual knowledge, in: Joshi, A.K. et al. (eds): *Elements of discourse understanding*. Cambridge, 10-63
- Cohen, J. 1960: A coefficient of agreement for nominal scales, *Educational and Psychological Measurement*, 20, 37-46

- Converse, P.E. 1964: The nature of belief systems in mass publics, in: Apter, D.E. (ed): *Ideology and discontent*. New York, 206-261
- Crocker, J.C. 1977: The social functions of rhetorical forms, in: Sapir, J.D. & Crocker, C. (eds): *The social use of metaphors: Essays on the anthropology of rhetoric*. Philadelphia, 33-66
- de Beaugrande, R. 1980: Text, discourse, and process: Toward a multidisciplinary science of texts. Norwood
- Degenkolbe, G. 1965: Logische Struktur und gesellschaftliche Funktion von Leerformeln, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 27, 327-338
- de Graaf, W. & Maier, R. 1979: Science can be planned, knowledge cannot, in: Callebaut, W. et al. (eds): *Theory of knowledge and science policy*. Ghent, 439-452
- Elster, J. 1978: *Logic and society*. London
- Engelkamp, J. 1974: *Psycholinguistik*. München
- Engelkamp, J. 1976: *Satz und Bedeutung*. Stuttgart
- Ertel, S. 1972: Erkenntnis und Dogmatismus, *Psychologische Rundschau*, 23, 241-269
- Ertel, S. 1977: Where do the subjects of sentences come from?, in: Rosenberg, S. (ed): *Sentence production: Developments in research and theory*. Hillsdale, 141-167
- Eysenck, H.J. 1954: *The psychology of politics*. London
- Fahrenberg, J. & Selg, H. 1970: *Freiburger Persönlichkeitsinventar*. FPI. Göttingen
- Fahrenberg, J., Selg, H. & Hampel, R. 1973²: *Das Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI*. Göttingen
- Fillmore, C. 1968: The case for case, in: Bach, E. & Harms, R.T. (eds): *Universals in linguistic theory*. New York, 1-88
- Freedle, R.O. 1972: Language users as fallible information processors: Implications for measuring and modeling comprehension, in: Freedle, R.O. & Carroll, J.B. (eds): *Language comprehension and the acquisition of knowledge*. Washington, DC, 169-209
- Freedle, R.O. 1975: Dialogue and inquiring systems: The development of a social logic, *Human Development*, 18, 97-118
- Geiger, Th. 1953: *Ideologie und Wahrheit: Eine soziologische Kritik des Denkens*. Stuttgart
- Gerard, A.B. & Mandler, J.M. 1983: Ontological knowledge and sentence anomaly, *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 22, 105-120
- Giles, H. 1979: Sociolinguistics and social psychology: an introductory essay, in: Giles, H. & St.Clair, N. (eds): *Language and social psychology*. Oxford, 1-20
- Gilson, C. & Abelson, R.P. 1965: The subjective use of inductive evidence, *Journal of Personality and Social Psychology*, 2, 301-310
- Goss, A.E. 1961: Acquisition and use of conceptual schemes, in: Cofer, C.N. & Musgrave, B.S. (eds): *Verbal learning and verbal behavior*. New York, 42-69
- Gottschalk, L.A. 1979: *The content analysis of verbal behavior: Further studies*. New York

- Grebe, P. 1973: *Der Große Duden, Vol. 4: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Mannheim
- Grice, H.P. 1975: *Logic and conversation*, in: Cole, P. & Morgan, J.L. (eds): *Syntax and semantics, Vol. 3: Speech acts*. New York, 41-58
- Grimshaw, A.D. 1980: *Selection and labeling of instrumentalities of verbal manipulation, Discourse Processes, 3, 203-229*
- Groeben, N. 1972: *Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie*. Stuttgart
- Groeben, N. & Scheele, B. 1977: *Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts*. Darmstadt
- Groeben, N. & Westmeyer, H. 1975: *Kriterien psychologischer Forschung*. München
- Gumperz, J.J. & Tannen, D. 1979: *Individual and social differences in language use*, in: Fillmore, C.J. et al. (eds): *Individual differences in language ability and language behavior*. New York, 305-325
- Habermas, J. 1970: *Technik und Wissenschaft als Ideologie*. Frankfurt
- Habermas, J. 1971: *Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz*, in: Habermas, J. & Luhmann, N.: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt, 101-141
- Habermas, J. 1982²: *Theorie des kommunikativen Handelns, Vol. 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*. Frankfurt
- Halliday, M.A.K. 1973: *Explorations in the functions of language*. London
- Harvey, J.H. & Tucker, J.A. 1979: *On problems with the cause-reason distinction in attribution theory*, *Journal of Personality and Social Psychology, 37, 1441-1446*
- Hasan, R. 1978: *Text in the systemic-functional model*, in: Dressler, W.U. (ed): *Current trends in textlinguistics*. Berlin, 228-246
- Heider, F. 1958: *The psychology of interpersonal relations*. New York
- Helmer, J. 1971: *Sagen und Meinen: Das Problem der Referenz in der sprachsoziologischen Theorie*, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 15*
- Herkner, W. 1974: *Inhaltsanalyse*, in: van Koolwijk, J. & Wieken-Mayser, M. (eds): *Techniken der empirischen Sozialforschung, Vol. 3: Erhebungsmethoden: Beobachtung und Analyse von Kommunikation*. München, 158-191
- Herrmann, Th. 1982: *Sprechen und Situation. Eine psychologische Konzeption zur situationsspezifischen Sprachproduktion*. Berlin
- Herrmann, Th. & Stäcker, K.H. 1972: *Sprachpsychologische Beiträge zur Sozialpsychologie*, in: Graumann, C.F. (ed): *Handbuch der Psychologie, Vol. 7: Sozialpsychologie, 1. Halbband: Theorien und Methoden*. Göttingen, 398-474
- Hoffman, R.R. & Honeck, R.P. 1980: *A peacock looks at its legs: Cognitive science and figurative language*, in: Honeck, R.P. & Hoffman, R.R. (eds): *Cognition and figurative language*, Hillsdale, 3-24
- Hofmann, W. 1971⁵: *Universität, Ideologie, Gesellschaft: Beiträge zur Wissenschaftssoziologie*. Frankfurt
- Holsti, O.R. 1969: *Content analysis for the social sciences and humanities*. Reading

- Hörmann, H. 1967: *Psychologie der Sprache*. Berlin
- Hörmann, H. 1976: *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik*. Frankfurt
- Hörmann, H. 1983: Über einige Aspekte des Begriffs ‚Verstehen‘, in: Montada, L. et al. (eds): *Kognition und Handeln*. Stuttgart, 13-22
- Inglehart, R. 1977: *The silent revolution: Changing values and political styles among Western publics*. Princeton
- Inglehart, R. 1979: Value priorities and socioeconomic change, in: Barnes, S.H. & Kaase, M. (eds): *Political action: Mass participation in five Western democracies*. Beverly Hills, 305-342
- Inglehart, R. & Klingemann, H.D. 1979: Ideological conceptualization and value priorities, in: Barnes, S.H. & Kaase, M. (eds): *Political action: Mass participation in five Western democracies*. Beverly Hills, 203-213
- Jones, E.E. & Nisbett, R.E. 1972: The actor and the observer: Divergent perceptions of the causes of behavior, in: Jones, E.E. et al. (eds): *Attribution: Perceiving the causes of behavior*. Morristown, 79-94
- Kanouse, D.E. 1972: Verbs as implicit quantifiers, *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 11, 141-147
- Kanouse, D.E. & Abelson, R.P. 1967: Language variables affecting the persuasiveness of simple communications, *Journal of Personality and Social Psychology*, 7, 158-163
- Kelley, H.H. 1973: The process of causal attribution, *American Psychologist*, 28, 107-128
- Klaus, G. 1971: *Sprache der Politik*. Berlin/DDR
- Klingemann, H.D. 1979a: Ideological conceptualization and political action, in: Barnes, S.H. & Kaase, M. (eds): *Political action: Mass participation in five Western democracies*. Beverly Hills, 279-303
- Klingemann, H.D. 1979b: Measuring ideological conceptualizations, in: Barnes, S.H. & Kaase, M. (eds): *Political action: Mass participation in five Western democracies*. Beverly Hills, 215-254
- Knebel, H. 1970: *Ansätze einer soziologischen Metatheorie subjektiver und sozialer Systeme*. Stuttgart
- Kornblith, H. 1983: Justified belief and epistemically responsible action, *The Philosophical Review*, 92, 33-48
- Kraut, R.E. & Higgins, E.T. 1984: Communication and social cognition, in: Wyer, R.S. & Srull, T.K. (eds): *Handbook of social cognition*, Vol. 3. Hillsdale, 87-127
- Kruglanski, A.W. 1975: The endogenous-exogenous partition in attribution theory, *Psychological Review*, 82, 387-406
- Kruglanski, A.W. 1979: Causal explanation, teleological explanation: On radical particularism in attribution theory, *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 1447-1457
- Kruglanski, A.W. & Ajzen, I. 1983: Bias and error in human judgment, *European Journal of Social Psychology*, 13, 1-44
- Lakatos, I. 1970: Falsification and the methodology of scientific research programmes, in: Lakatos, I. & Musgrave, A. (eds): *Criticism and the growth of knowledge*. Cambridge, 91-195
- Lakoff, G. & Johnson, M. 1980: *Metaphors we live by*. Chicago

- Larraine, J. 1979: The concept of ideology. London
- Leondar, B. 1975: Metaphor and infant cognition, *Poetics*, 4, 273-287
- Leontiev, A.A. 1982: Psychologie des sprachlichen Verkehrs. Weinheim
- Lienert, G.A. 1969³: Testaufbau und Testanalyse. Weinheim
- Locke, D. & Pennington, D. 1982: Reasons and other causes: Their role in the attribution process, *Journal of Personality and Social Psychology*, 42, 212-223
- Lösel, F. & Wüstendörfer, W. 1976: Persönlichkeitskorrelate delinquenten Verhaltens oder offizieller Delinquenz?, *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 7, 177-191
- Ludz, P.C. 1977: Ideologieforschung: Eine Rückbesinnung und ein Neubeginn, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 29, 1-31
- Luhmann, N. 1962: Wahrheit und Ideologie, *Der Staat*, 1, 431-448
- Lukács, G. 1971/1923: History and class consciousness: Studies in Marxist dialectics. London
- Lurija, A.R. 1982: Sprache und Bewußtsein. Köln
- Mannheim, K. 1936/1928: Ideology and utopia. New York
- Marcondes de Souza, D. 1983: Action-guiding language, *Journal of Pragmatics*, 7, 49-62
- Mayring, P. 1983: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim
- Merton, R. 1955: A paradigm for the study of the sociology of knowledge, in: Lazarsfeld, P.F. & Rosenberg, M. (eds): The language of social research: A reader in the methodology of social research. New York, 498-510
- Mervis, C.B. & Rosch, E. 1981: Categorization of natural objects, *Annual Review of Psychology*, 32, 89-115
- Miller, G.A. & Johnson-Laird, P.N. 1976: Language and perception. Cambridge
- Miller, M. 1980: Zur Ontogenese moralischer Argumentation, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 38/39, 58-108
- Miller, R.M. 1976: The dubious case for metaphors in educational writing, *Educational Theory*, 26, 174-181
- Minar, D.M. 1961: Ideology and political behavior, *Midwest Journal of Political Science*, 5, 317-331
- Moore, E.M. 1977: Lexical characteristics of adolescent prose: Writer and task effects, *British Journal of Educational Psychology*, 47, 285-295
- Neusüss, A. 1972²: Schwierigkeiten einer Soziologie des utopischen Denkens, in: Neusüss, A. (ed): Utopie: Begriff und Phänomen des Utopischen. Neuwied, 13-119
- Nisbett, R.E. & Ross, L. 1980: Human inference: Strategies and shortcomings of social judgment. Englewood Cliffs
- Norman, D.A., Gentner, D.R. & Stevens, A.L. 1976: Comments on learning schemata and memory presentation, in: Klahr, D. (ed): Cognition and instruction. Hillsdale, 177-196
- Olson, D.R. 1970: Language and thought: Aspects of a cognitive theory of semantics, *Psychological Review*, 77, 257-272
- Peel, E.A. 1971: The nature of adolescent judgment. London

- Perfetti, C.A. 1979: Levels of language and levels of process, in: Cermak, L.S. & Craik, F.I.M. (eds): Levels of processing in human memory. Hillsdale, 159-181
- Petrie, H.G. 1979: Metaphor and learning, in: Ortony, A. (ed): Metaphor and thought. Cambridge, 438-461
- Pollio, H.R., Barlow, J.M., Fine, H.J. & Pollio, M.R. 1977: Psychology and the poetics of growth: Figurative language in psychology, psychotherapy, and education. Hillsdale
- Popper, K.R. 1959: The logic of scientific discovery. London
- Popper, K.R. 1963: Conjectures and refutations. London
- Prim, R. & Tilmann, H. 1973: Grundlagen einer kritisch-rationalen Sozialwissenschaft. Heidelberg
- Quinn, N. 1979: A cognitive anthropologist looks at American marriage. Paper given at the 78th Annual Meeting of the American Anthropological Association, Cincinnati
- Reddy, M. 1979: The conduit metaphor: A case of frame conflict in our language about language, in: Ortony, A. (ed): Metaphor and thought. Cambridge, 284-324
- Reimann, H. 1968: Kommunikations-Systeme: Umrisse einer Soziologie der Vermittlungs- und Mitteilungsprozesse. Tübingen
- Richards, D.A.J. 1971: A theory of reasons for action. Oxford
- Riegel, K.F. 1975a: Semantic basis of language: Language as labor, in: Riegel, K.F. & Rosenwald, G.C. (eds): Structure and transformation: Developmental and historical aspects. New York, 167-192
- Riegel, K.F. 1975b: Adult life crises: Toward a dialectical theory of development, in: Danan, N. & Ginsberg, L.H. (eds): Life-span developmental psychology: Normative life crises. New York, 99-128
- Riegel, K.F. 1977: The dialectics of time, in: Danan, N. & Reese, H.W. (eds): Life-span developmental psychology: Dialectical perspectives on experimental research. New York, 3-45
- Ritsert, J. 1972: Inhaltsanalyse und Ideologiekritik. Ein Versuch über kritische Sozialforschung. Frankfurt
- Rokeach, M. 1968: Beliefs, attitudes, and values: A theory of organization and change. San Francisco
- Rokeach, M. 1973: The nature of human values. New York
- Rosch, E. 1975: Cognitive reference points, *Cognitive Psychology*, 7, 532-547
- Rumelhart, D.E. 1980: Schemata: The building blocks of cognition, in: Spiro, R. et al. (eds): Theoretical issues in reading comprehension. Hillsdale, 33-58
- Rumelhart, D.E. & Norman, D.A. 1978: Accretion, tuning, and restructuring: Three modes of learning, in: Cotton, J.W. & Klatzky, R.L. (eds): Semantic factors in cognition. Hillsdale, 37-53
- Rust, H. 1983: Inhaltsanalyse. Die Praxis der indirekten Interaktionsforschung in Psychologie und Psychotherapie. München
- Sabini, J. & Silver, M. 1983: Dispositional vs. situational interpretation of Milgrams obedience experiments: 'The fundamental attributional error', *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 13, 147-154

- Sampson, E.E. 1981: Cognitive psychology as ideology, *American Psychologist*, 36, 730-743
- Sartori, G. 1969: Politics, ideology, and belief systems, *American Political Science Review*, 63, 398-411
- Schlesinger, J.M. 1977: Production and comprehension of utterances. Hillsdale
- Schmid, M. 1972: Leerformeln und Ideologiekritik. Tübingen
- Schmidt, S.J. 1978: Some problems in communicative text theory, in: Dressler, W.U. (ed): *Current trends in textlinguistics*. Berlin, 47-60
- Schmidt, W. & Harnisch, H. 1972: Kategorien und Methoden einer marxistisch-leninistischen Sprachwirkungsforschung, in: Schmidt, W. (ed): *Sprache und Ideologie*. Halle, 65-110
- Schneewind, K.A. 1982: Persönlichkeitstheorien I: Alltagspsychologische und mechanistische Ansätze. Darmstadt
- Schwibbe, G. 1984: Intelligenz und Sprache. Zur Vorhersagbarkeit des intellektuellen Niveaus mittels kontentanalytischer Indikatoren. Bochum
- Schwibbe, M. 1983: Multivariate Beziehungsanalysen zu Persönlichkeit, Sprache und EEG, *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, 30, 133-152
- Scott, W.A. 1955: Reliability of content analysis: The case of nominal scale coding, *Public Opinion Quarterly*, 19, 321-325
- Scribner, S. 1979: Modes of thinking and ways of speaking: Culture and logic reconsidered, in: Freedle, R.O. (ed): *New directions in discourse processing*. Norwood, 223-243
- Scriven, M. 1958: Definitions, explanations, and theories, in: Scriven, M. & Maxwell, G. (eds): *Minnesota studies in the philosophy of science*, Vol. 2: Concepts, theories, and the mind-body problem. Minneapolis, 99-195
- Searle, J.R. 1969: *Speech acts: An essay in the philosophy of language*. Cambridge
- Searle, J.R. 1975a: A taxonomy of illocutionary acts, in: Gunderson, K. (ed): *Minnesota studies in the philosophy of science*, Vol. 7: Language, mind, and knowledge. Minneapolis, 344-369
- Searle, J.R. 1975b: Indirect speech acts, in: Cole, P. & Morgan, J.L. (eds): *Syntax and semantics*, Vol. 3: Speech acts. New York, 59-82
- Searle, J.R. 1979a: *Expression and meaning: Studies in the theory of speech acts*. Cambridge
- Searle, J.R. 1979b: Metaphor, in: Ortony, A. (ed): *Metaphor and thought*. Cambridge, 92-123
- Seiler, Th. B. 1973: Kognitive Strukturen und kognitive Persönlichkeits-theorien, in: Seiler, Th.B. (ed): *Kognitive Strukturiertheit*. Stuttgart, 9-27
- Shaw, R.E. & Cutting, J.E. 1980: Clues from an ecological theory of event perception, in: Bellugi, U. & Studdert-Kennedy, M. (eds), *Signed and spoken language: Biological constraints and linguistic form*. Weinheim, 57-84
- Shils, E. 1968: Ideology I: The concept and function of ideology, in: Sills, D.L. (ed): *International Encyclopedia of the Social Sciences*, Vol. 7. New York, 66-76
- Sowarka, B. 1981: ‚Ideologicalness‘ in language behavior: The explication

- of a cognitive construct to apply to content-analytical use. Paper given at the 4th Annual Scientific Meeting of the International Society of Political Psychology 1981 in Mannheim, West Germany
- Sperber, H. 1955: Expressive aspects of political language, in: Werner, H. (ed): *On expressive language*. Worcester, 39-45
- Stich, S.P. & Nisbett, R.E. 1980: Justification and the psychology of human reasoning, *Philosophy of Science*, 47, 188-202
- Tannen, D. 1979: What's in a frame? Surface evidence for underlying expectations, in: Freedle, R.O. (ed): *New directions in discourse processing*. Norwood, 137-181
- Taylor, S.E. & Crocker, J. 1981: Schematic basis of social information processing, in: Higgins, E.T. et al. (eds): *Social cognition: The Ontario Symposium on Personality and Social Psychology*, Vol. 1. Hillsdale, 89-134
- Thagard, P. & Nisbett, R.E. 1983: Rationality and charity, *Philosophy of Science*, 50, 250-267
- Tomkins, S.S. 1963: Left and right: A basic dimension of ideology and personality, in: White, R.H. (ed): *The studies of lives*. Chicago, 388-411
- Tomkins, S.S. 1965: Affect and the psychology of knowledge, in: Tomkins, S.S. & Izard, C.E. (eds): *Affects, cognition, and personality*. New York, 72-97
- Tomkins, S.S. 1979: Script theory: Differential magnification of affects, in: Howe, H.E. & Dienstbier, R.A. (eds): *Nebraska Symposium on Motivation*, Vol. 26. Lincoln, 201-236
- Topitsch, E. 1960: Über Leerformeln: Zur Pragmatik des Sprachgebrauchs in Philosophie und politischer Theorie, in: Topitsch, E. (ed): *Probleme der Wissenschaftstheorie*. Wien, 233-264
- Topitsch, E. 1971a³: Begriff und Funktion der Ideologie, in: Topitsch, E.: *Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft*. Neuwied, 15-52
- Topitsch, E. 1971b⁷: Sprachlogische Probleme der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung, in: Topitsch, E. (ed): *Logik der Sozialwissenschaften*. Köln, 17-36
- Topitsch, E. 1971c⁷: Das Verhältnis zwischen Sozial- und Naturwissenschaften: Eine methodologisch-ideologiekritische Untersuchung, in: Topitsch, E. (ed): *Logik der Sozialwissenschaften*. Köln, 57-71
- Toulmin, S. 1958: *The uses of argument*. Cambridge
- Toulmin, S. 1969: Concepts and the explanation of human behavior, in: Mischel, T. (ed): *Human action: Conceptual and empirical issues*. New York, 71-104
- Treisman, A. 1979: The psychological reality of levels of processing, in: Cermak, L.S. & Craik, F.I.M. (eds): *Levels of processing in human memory*. Hillsdale, 301-330
- Tversky, A. 1977: Features of similarity, *Psychological Review*, 84, 327-352
- Tyler, S.W. & Voss, J.F. 1982: Attitude and knowledge effects in prose processing, *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 21, 524-538
- van Dijk, T.A. 1977: Semantic macro-structures and knowledge frames in discourse comprehension, in: Just, M.A. & Carpenter, P.A. (eds): *Cognitive processes in comprehension*. Hillsdale, 3-22

- van Dijk, T.A. 1980: *Macrostructures: An interdisciplinary study of global structures in discourse, interaction, and cognition*. Hillsdale
- van Dijk, T.A. & Kintsch, W. 1983: *Strategies of discourse comprehension*. New York
- von Cranach, M., Kalbermatten, U., Indermühle, K. & Gugler, B. 1980: *Zielgerichtetes Handeln*. Bern
- von Savigny, E. 1969: *Die Philosophie der normalen Sprache. Eine kritische Einführung in die 'ordinary language philosophy'*. Frankfurt
- von Wright, G.H. 1963: *Norm and action*. London
- von Wright, G.H. 1971: *Explanation and understanding*. Ithaca
- Warren, W.H., Nicholas, D.W. & Trabasso, T. 1979: *Event chains and inferences in understanding narratives*, in: Freedle, R.O. (ed): *New directions in discourse processing*. Norwood, 23-52
- Watzlawick, P., Beavin, J.H. & Jackson, D.D. 1967: *Pragmatics of human communication: A study of interactional patterns, pathologies, and paradoxes*. New York
- Winograd, T. 1977: *A framework for understanding discourse*, in: Just, M.A. & Carpenter, P.A. (eds): *Cognitive processes in comprehension*. Hillsdale, 63-88
- Wittgenstein, L. 1969: *Philosophische Grammatik*. Oxford
- Wygotski, L.S. 1964: *Denken und Sprechen*. Berlin

C. Michael Sommer & Peter Vorderer

ALLTAGS-REDE-TEXTE: ASPEKTE VON VERDINGLICHUNG IN (RECHTFERTIGENDEN) HANDLUNGSBESCHREIBUNGEN¹

0. Problemstellung

In der vorliegenden Studie wird versucht, den mittlerweile schon inflationär gebrauchten, nach wie vor aber sehr erklärungsstarken Begriff der *Verdinglichung* über eine interdisziplinäre Vorgehensweise für empirische Textanalysen nutzbar zu machen.

Vom soziologischen Konzept der *Verdinglichung*, insbesondere von seiner als ‚Schizotopie‘ bezeichneten Extremform ausgehend, werden psychologische Mediatorvariablen vorgestellt, um von da aus auf sprachliche Verarbeitungsformen zu schließen. Diese wiederum erlauben die Entwicklung eines inhaltsanalytischen Kategorienschemas, mit dessen Hilfe Textanalysen von rechtfertigenden Handlungsbeschreibungen hinsichtlich ihres Ausmaßes an Verdinglichung möglich sind. Abschließend soll dies anhand von vier Texten beispielhaft gezeigt werden.

1. Das Konzept Verdinglichung

1.1. Begriffsklärung

‚Verdinglichung‘ ist ein Begriff aus dem marxistischen Denken, der, wenn auch oft unter anderem Namen oder mit verschobener Bedeutung, Eingang gefunden hat in die verschiedensten wissenschaftlichen und weltanschaulichen Strömungen. Verständlich und sinnvoll anwendbar erscheint er gleichwohl nur innerhalb des dialektischen Denkens und unter Bezug auf das Begriffsnetz der Marx’schen Entfremdungstheorie (vgl. etwa Berger & Pullberg 1965; LeFebvre 1977; Schaff 1977). Dieses Netz konstituiert sich mittels der folgenden Begriffe:

- *Vergegenständlichung* (als die breiteste Kategorie) bezeichnet jede Form der Verwirklichung von Arbeit. Sie ist eine Erscheinung außerhalb der Geschichte, die für alle möglichen Gesellschaftsformen zutrifft.

- *Entfremdung*, als eine von besonderen gesellschaftlichen Verhältnissen (Waren-gesellschaft) hervorgebrachte Form der Vergegenständlichung und deren Auswirkungen, meint eine spezifische Art der Trennung der beiden Pole einer Relation zwischen Mensch und der von ihm geschaffenen Wirklichkeit.
Den subjektiven Aspekt dieses zunächst objektiven Verhältnisses faßt Schaff (1977) unter Berufung auf Marx mit dem Begriff der Selbstentfremdung, womit das Verhältnis des Menschen zu seinen Mitmenschen, zur Gesellschaft und zu sich selbst gemeint ist, wie es sich darstellt in den subjektiven (wenn auch gesellschaftlich bedingten) Reaktionen des Menschen, d. h. in seinen Einstellungen, Empfindungen und Erlebnissen.
- Die Termini *Warenfetischismus* und *Verdinglichung* sind als Resultate und Teilaspekte entfremdeter Verhältnisse zu begreifen. Für Schaff bezeichnen beide Begriffe „faktisch ein und dasselbe, nur daß die Fetischismustheorie dieses Verhältnis von der Ware, vom Ding her erfaßt, das ihm fremde, menschliche Eigenschaften annimmt und zu einer Art Fetisch wird; die Verdinglichungstheorie hingegen geht an dasselbe Verhältnis vom Aspekt der zwischenmenschlichen Beziehungen heran, die dinglichen Charakter erhalten, verdinglicht werden“ (1977, 126).

Im folgenden soll der Begriff der *Verdinglichung* allerdings – in Anlehnung an die meisten anderen Autoren (Marx eingeschlossen) – in seiner weiteren Fassung verstanden werden, welche das Verhältnis auch von der Wareseite her mit einbezieht.

Nach Lukács (1923) entsteht Verdinglichung in einer Gesellschaft, in der die Warenform zu einer Universalkategorie menschlichen Seins geworden ist, d. h. in der der Tauschwert einer Ware nicht mehr unmittelbar an den Gebrauchswert gebunden ist und über diesen dominiert. In einer solchen Warengesellschaft wird dem Menschen selbst die eigene Tätigkeit zur Ware, die verkauft werden muß. Lukács zeigt am Beispiel der Rationalisierung und Spezialisierung, wie die Zerrissenheit des Objekts – die Einheit des Produkts als Ware fällt nicht mehr mit seiner Einheit als Gebrauchswert zusammen – auch zu einer Zerrissenheit des Subjekts führt. So werden selbst die psychischen Eigenschaften des Individuums von seiner Gesamtpersönlichkeit abgetrennt, erscheinen die menschlichen Eigenschaften und Besonderheiten nur noch als Fehlerquellen. Der Mensch erscheint nicht mehr als eigentlicher Träger des Arbeitsprozesses, sondern wird als mechanisierter Teil in ein mechanisches System eingefügt. Die dabei entstehende Distanzierung der Produzenten von ihren Produkten ist so weit fortgeschritten, daß diesen gar nicht mehr bewußt wird, jene selbst geschaffen zu haben: Die Produkte erscheinen ihnen als selbständige, gleichsam naturwüchsige Dinge. Bei den meisten Produkten, mit denen wir heute zu tun haben, ist es noch schwieriger, ihre Existenz mit einem Produktionsakt zu verbinden. Sie sind produziert von anderen Menschen, in der Regel so, daß man ihnen nicht ansieht, daß sie ‚gemacht‘ sind

(vgl. die ‚prometheische Scham‘ bei Anders 1956), lassen sich fix und fertig weit weg vom Ort ihrer Produktion erwerben oder stehen einem als Maschinen am Arbeitsplatz (bzw. selbst als Arbeitsplatz) gegenüber. Ein solcher Arbeitsplatz zeigt deutlich, daß infolge von Rationalisierung und Atomisierung des Produktionsprozesses die Produkte sich nicht nur verselbständigen, sondern darüberhinaus noch ein ‚geheimnisvolles Eigenleben‘ entwickeln. Das Subjekt-Objekt-Verhältnis kehrt sich um (vgl. Sartre 1967, 165). So wird das Werkzeug bedeutend, der Mensch bedeutet. Ihm fällt ‚die Rolle des Zuschauers in einem Drama‘ zu, „das sich vor seinen Augen fortwährend erneuert und in dem tote Gegenstände die einzigen, wirklichen Elemente darstellen“ (Goldmann 1966, 88).

Zur Präzisierung der für die Verdinglichung typischen Beziehungsstrukturen werden im folgenden die Ansätze von Israel und Ullrich vorgestellt:

1.2. *Der Ansatz von Israel*

Israel (1972) schlägt vor, den Entfremdungsbegriff in den Sozialwissenschaften durch den der Verdinglichung zu ersetzen, da jener zu vieldeutig, zu unpräzise und mit nicht realistischen Wertprämissen beladen sei (o.c., 312ff.).

Er präzisiert die Verdinglichungstheorie mit Hilfe einer machtsoziologischen Klassifizierung der Subjekt-Subjekt-Beziehungen in den Prozessen Produktion, Distribution, Austausch und Konsum, so wie diese in der entwickelten warenproduzierenden Gesellschaft verlaufen. Eine Dimension seines Klassifikationsschemas ist die Lokalisierung der Kontrolle, wobei sich der Kontrollbegriff nur auf Subjekt-Objekt-Relationen bezieht und mittels der folgenden Subdimensionen spezifiziert wird:

- Sichtbarkeit der Personen, Gruppen oder Zentren, die Entscheidungen (über die Verteilung etc. der Ressourcen) treffen, und zwar für diejenigen, über die Macht ausgeübt wird.
- Distanz im Sinne einer hierarchischen Ordnung zwischen denjenigen, die Entscheidungen treffen, und denen, über die Macht ausgeübt wird.
- Erreichbarkeit derer, die Entscheidungen treffen, für die, über die Macht ausgeübt wird.

Diese Beziehungen hängen dabei miteinander zusammen und sind von entscheidender Bedeutung für die Möglichkeiten der Beziehungen zwischen den beteiligten Subjekten, welche Israel mit den folgenden Dimensionen beschreibt:

- a. Art der Beziehungen: Diese wird auf den drei Subdimensionen ‚Unmittelbarkeit‘ (mit den Gegenpolen ‚persönlich‘ vs. ‚unpersönlich‘), ‚Intensität des emotionalen Engagements‘ (mit den Gegenpolen ‚hoch‘ vs. ‚niedrig‘) und ‚Gefühlswert‘ (von ‚positiv‘ über ‚neutral‘ bis ‚negativ‘) bestimmt. Die Kombination dieser Dimensionen (die als Kontinua aufzufassen sind) ergibt – nach Weglassen einiger offensichtlich unsinniger Varianten – die folgenden acht Kategorien:
1. intensive persönliche Beziehung von positivem Engagement;
Beispiel: Liebe
 2. positiv/persönlich/niedriges Engagement;
Beispiel: Freundschaft
 3. negativ/persönlich/hohes Engagement;
Beispiel: Haß
 4. negativ/persönlich/niedriges Engagement;
Beispiel: unfreundliche Beziehung
 5. persönlich/indifferent hinsichtlich Gefühlswert und Engagement;
Beispiel: interpersonelle Arbeitsbeziehungen
 6. unpersönlich/positiv/hohes Engagement;
Beispiel: Fan gegenüber Idol
 7. unpersönlich/negativ/hohes Engagement;
Beispiel: unpersönlicher Haß (Vorurteil)
 8. unpersönlich/indifferent hinsichtlich Gefühlswert und Engagement;
Beispiel: uninteressiert an Personen oder sie als Objekte betrachtend
- b. Differenzierung der Beziehungen: Hier unterscheidet Israel zwischen symmetrischen und asymmetrischen Beziehungen, wobei für die Verdinglichung insbesondere letztere relevant sind. Israel kombiniert das Merkmal ‚asymmetrisch‘ mit den verschiedenen Arten von Beziehungen und nennt – für die letzten vier der oben genannten acht Kategorien folgende Beispiele:
5. militärischer Vorgesetzter zu Untergebenem;
 6. Idol gegenüber Fan;
 7. Weißer gegenüber Farbigen;
 8. der andere wird als Objekt erfahren.
- c. Interdependenz: Diese Dimension kennzeichnet das Verhältnis der beteiligten Personen zueinander. Es kann ‚kooperativ‘ oder ‚konkurrierend‘ sein, wobei beide Ausprägungen sich wiederum mit allen anderen Merkmalen kombinieren lassen.

Zur Beschreibung verdinglichter Beziehungen in der entwickelten Warengesellschaft wendet Israel nun sein Klassifikationsschema auf die Machtverhältnisse im Produktionsprozeß (in dem der Käufer Macht über den Verkäufer hat) und Distributionsprozeß (in dem der Verkäufer Macht über den Käufer hat) an (vgl. Israel 1972, 358).

In der Warengesellschaft verfügt in der Regel C (für ‚capitalist‘, ‚corporation‘ oder ‚central planning and administration agency‘) in beiden Prozessen über die Kontrolle der Ressourcen, während W (für ‚worker‘) im Produktionsbereich als Verkäufer und Distributionsbereich als Käufer (= R für ‚receiver‘) auftritt. Für diese Situation formuliert Israel unter Bezug auf sein Klassifikationsschema folgende Hypothesen:

1. „Je mehr C besitzt oder je größere Verfügungsgewalt er über die notwendigen und hinreichenden Ressourcen hat, um im Produktions- und Distributionsprozeß Macht auszuüben, um so größer wird die Asymmetrie der Machtverhältnisse zwischen C und W und C und R.“ (1972, 359).
2. „Je größer die von C kontrollierte Organisation ist, um so weiter sind die Entscheidungen treffenden Körperschaften von denen entfernt, die von diesen Entscheidungen betroffen sind, nämlich W und R; je entfernter die Entscheidungen treffende Körperschaft ist, um so undurchsichtiger ist ihr Funktionieren.“ (1972, 368) Dieser Mangel an Transparenz führt leicht zu dem Eindruck, von anonymen Mächten beherrscht zu werden.
3. „Je entfernter und je undurchsichtiger die Entscheidungen treffenden Körperschaften für die durch diese Entscheidungen Betroffenen sind, um so undurchlässiger wird der Zugang zu diesen Körperschaften und den von ihnen kontrollierten Ressourcen.“ (l. c.)

Distanz und mangelnde Transparenz erschweren also Veränderungen der bestehenden Machtverhältnisse und führen dazu, daß die Beziehungen zwischen den Entscheidenden und den Betroffenen unpersönlich, emotional indifferent und asymmetrisch werden. Als Folge solcher Beziehungen ‚verwandeln‘ sich Subjekte in Objekte, Menschen in Produktions- und Distributionsfaktoren, womit schon angedeutet wird, daß sich die Verdinglichung nicht nur auf die Betroffenen, sondern gleichfalls auch auf die Entscheidenden auswirkt. Die verdinglichte Existenz in der Konsumgesellschaft kann somit als eine Situation beschrieben werden, in der Objekte Gebrauchswert erlangen, weil sie einen Tauschwert haben. Auch die zwischenmenschlichen Beziehungen werden von diesem Marktdenken bestimmt und somit auf ‚Objektbeziehungen‘ reduziert. Der menschliche Kontakt basiert darauf, daß man andere Personen nach der Höhe ihres Tauschwertes einschätzt. Der Tauschwert einer Person für eine andere ist dabei der Wert, den sie als Erwerber von Konsumgütern besitzt.

1.3. Der Ansatz von Ullrich

Ullrich (1979) übernimmt im wesentlichen Israels Position, betont aber darüber hinaus die Bedeutung komplexer technischer Prozesse, die die Entstehung und Aufrechterhaltung verdinglichter Beziehungen begünstigen können. Für Ullrich ist die Möglichkeit der Distanzierung ein Ergebnis der Vergegenständlichung – zum einen von sich selbst, indem man den geschaffenen Gegenstand aus sich selbst herausstellt und sich so selbst aus der Distanz erleben kann; zum zweiten von anderen Menschen und Objekten, indem man den geschaffenen Gegenstand zwischen sich und andere stellt, womit eine intendierte Wirkung bei „gleichzeitiger Abschirmung möglicher unerwünschter Folgen“ (o.c., 170) erzielt werden kann. Waren in früheren Produktionsgesellschaften die

Zwischenglieder einer in diesem Sinne mediatisierten Herrschaft meist Menschen (bspw. im Rahmen einer Befehlshierarchie), so ist die Mediatisierung später zunehmend durch Technik vergegenständlicht worden (bspw. bei der Kontrolle und Disziplinierung der Arbeiter durch die Maschine). Ein vergegenständlichter Prozeß ist nach Ullrich dann verdinglicht, „wenn die von Menschen erzeugten Abläufe diesen Menschen unter der Form von Dingen erscheinen“ (o.c., 176). D.h.: Unter bestimmten Bedingungen ist die etwa durch einen technischen Prozeß zwischen Menschen geschaffene Distanzierung so weit fortgeschritten, daß die Auswirkungen des von einem Menschen in Gang gesetzten Prozesses außerhalb seines Empfindungs- und Wahrnehmungshorizontes fallen sowie daß umgekehrt die Wahrnehmung eines von diesen Auswirkungen Betroffenen nicht an deren Urheber reicht. Die Quelle der Auswirkungen erscheint dann in den wahrnehmbaren Gegenständen, d.h. die Produkte menschlichen Handelns erscheinen als unabhängig von ihren Produzenten. Damit wird den Produkten die aktive Rolle im Prozeß zugeschrieben, den Menschen die Objektrolle. Auf der Subjekt-Subjekt-Ebene sehen sich die Menschen als Objekte (Produktionsfaktor etc.), ihre Beziehung zueinander ist unpersönlich und emotional indifferent.

1.4. Schizotopie als extreme Variante der Verdinglichung

Als eine „extreme Variante der Verdinglichung auf technischer Basis“ (Ullrich 1979, 185) kann die von Anders (1972) so benannte ‚Schizotopie‘ betrachtet werden. Anders konstatiert für die heutige Phase der industriellen Entwicklung eine Abschaffung der ‚Handlung‘ durch ‚Nur-Arbeiten‘ und durch ‚Auslösen‘, wobei ‚Nur-Arbeiten‘ bedeutet, daß „das Eidos der Arbeit für den Leistenden unsichtbar bleibt, nein, diesen nichts mehr angeht, nein, diesen nichts mehr angehen soll und darf“ (Anders 1972, 101), d.h., daß aufgrund der Entfremdung von der eigenen Tätigkeit der Tauschwertaspekt der Arbeit so sehr im Vordergrund steht, daß das eigentliche Ziel der Handlung aus der Vorstellung und Wahrnehmung des Handelnden herausfällt. ‚Auslösen‘ bezeichnet „dasjenige Arbeiten, in dem sogar das Spezifische der Arbeit: nämlich die Anstrengung und das Anstrengungsgefühl, abgeschafft ist“ (ebda.). Die Konsequenzen einer solchen Arbeitsweise werden besonders deutlich, wenn das Ziel der dabei vollzogenen Handlungen das Schädigen oder sogar Töten anderer Menschen ist: „Kein Knopfdrücker (...) spürt noch, daß er etwas tut; und da Tatort und Leidensort nicht mehr zusammenfallen, da Ursache und Effekt auseinandergerissen sind, sieht niemand, was er tut. — ‚Schizotopie‘ in Analogie zur ‚Schizophrenie‘“ (l.c.). Diese „Aufspaltung des Wir-

kungskreises von Tun und Rückempfindung der Wirkung“ (Ullrich 1979, 188) ermöglicht im Extremfall „ein(en) abstrakte(n) Typ des Mordes, der (...) vom Täter anders erlebt wird als die gewissermaßen Auge in Auge mit dem Opfer begangene Mordtat“, d.h. „die Entfremdung vom Ausführungsort ermöglicht es dem Distanztäter, sich auch innerlich von seiner Verantwortung zu distanzieren“ (Jäger 1967, 291; vgl. auch Duster 1971; Lorenz 1965). Solche Waffen sind somit als vergegenständlichte Prozesse aufzufassen, als Mediatierungen von Herrschaft, die ohne besondere Gegenmaßnahmen den Vorstellungs- respektive Wahrnehmungshorizont des ‚Auslösenden‘ so sehr einschränken, daß dieser gar nicht mehr an die Auswirkungen bei den Betroffenen heranreicht. Daß die distanzierenden vergegenständlichten Prozesse dabei nicht unbedingt im Wortsinn ‚technisch‘ oder ‚materiell‘ sein müssen, zeigen beispielsweise die Tonbandaufzeichnungen der israelischen Verhöre mit Eichmann (von Lang 1982), dessen Distanz zu seinen Opfern durch große räumliche Entfernung und einen enormen bürokratischen Apparat gebildet wurde. Ist infolge der objektiven Distanz schon der unmittelbare Zugang zur Wahrnehmung der ganzen Situation versperrt, so bliebe immerhin noch der indirekte über das vorhandene Wissen und die Vorstellungen über das Zustandekommen und die Auswirkungen der betreffenden Aktionen. Dieses sozusagen kulturelle Ersetzen der durch Distanzierung geschwächten Tötungshemmung durch soziale Normen und Tabus (vgl. Ullrich 1979, 185) findet unter verdinglichten Verhältnissen in der Regel allerdings nicht statt, da die Beteiligten meist den Zustand der Verdinglichung als normal empfinden, d.h. ein verdinglichtes Bewußtsein haben.

Objektiv verdinglichte Bedingungen wie Distanz und Anonymität und verdinglichtes Bewußtsein führen bei Distanztätern zu entsprechenden kognitiven Verzerrungen, zu einer spezifischen Art und Weise, sich aus der Verantwortung zu ziehen. Dafür bieten sich als Möglichkeiten das Entschuldigen wie das Rechtfertigen an. Rechtfertigen hieße, die Handlung zu verantworten, aber deren negative, normenverletzende Konsequenzen zu bestreiten, und zwar mit der Begründung, die Opfer seien schließlich keine Menschen, sondern eben Verdinglichungen (‚Nigger‘, ‚Wanzen‘, ‚Rote‘ ...) oder in der Horizontverengung auf den technischen Ablauf die Existenz der Opfer überhaupt nicht in Betracht zu ziehen. Entschuldigen hieße, die Verantwortung für die begangene Tat und deren Auswirkungen zu leugnen und stattdessen externen Faktoren zuzuschreiben.

Derartige Aspekte der kognitiven Repräsentation sind Gegenstand des folgenden Abschnitts.

2. Psychologische Aspekte der Verdinglichung

2.1. Ausgangsposition

Nach Israel „kann eine Analyse der Verdinglichung nur auf soziologischer und nicht auf psychologischer Ebene durchgeführt werden. Dennoch kann ein psychologisches Problem untersucht werden, nämlich die Art, in der verdinglichte Gesellschaftsprozesse wahrgenommen und erfahren werden“ (1972, 325). Diesem Standpunkt werden wir im wesentlichen folgen, wenn gleich wir im Gegensatz zu Israel dem Menschen eher eine aktive Rolle bei der Konstruktion und Konstitution seiner – auch der verdinglichten – gesellschaftlichen Wirklichkeit zusprechen wollen. Denn „sogar während der Mensch die Welt in verdinglichten Begriffen begreift, fährt er fort, sie zu produzieren. M.a.W., der Mensch ist paradoxerweise fähig, eine Realität zu produzieren, die ihn verneint“ (Berger & Luckmann 1970, 83). Daß diese Konstruktion der gesellschaftlichen Realität u.a. auch eine kognitive ist, läßt sich schließlich selbst aus soziologischen Formulierungen der Verdinglichungstheorie herauslesen, wo diese davon sprechen, daß Verdinglichung eben auch darin besteht, daß etwa die gesellschaftlichen Beziehungen so und so zu sein *scheinen*, was nicht zuletzt ein Wahrnehmungs- und damit eben ein psychologisches Problem ist. Da dieses Scheinen als Konstituente verdinglichter Verhältnisse und nicht erst als Reaktion auf diese expliziert wird, ist davon auszugehen, daß psychische Prozesse eben auch bei der Konstituierung und Aufrechterhaltung und nicht nur bei der Wahrnehmung dieser Verhältnisse eine Rolle spielen.

Eine funktionale Aufeinanderbeziehung der einzelnen Problembereiche auch unter Berücksichtigung des Prozeßcharakters, wie sie nach Scheele „nur innerhalb eines höchst ausdifferenzierten systemtheoretischen Ansatzes auf fundierter wirtschaftswissenschaftlicher Basis zu leisten“ wäre, „der hochkomplexe Feed-Back-Mechanismen für Arbeitsteilung, Privateigentum und Arbeit bereithält“ (Scheele 1974, 6), kann im Rahmen dieser Untersuchung nicht geleistet werden; daher wollen wir uns im folgenden auf die kognitive und sprachliche Repräsentation und Verarbeitung verdinglichter Situationen konzentrieren.

2.2. Verdinglichungsforschung in der empirischen Sozialpsychologie

Während Gabel (1951) und Kupers (1976) das Verdinglichungskonzept ausschließlich auf psychopathologische Phänomene übertragen haben, unterstellt die empirische Sozialpsychologie die Verdinglichungserfahrung als ungebrochenen, direkten Ausdruck verdinglichter Verhältnisse nicht ausschließlich für eine bestimmte Gruppe von Personen, sondern ganz generell. Dieser Zweig der Entfremdungsforschung – Entfremdung kann hierbei mit der subjektiven Erfahrung von Verdinglichung verglichen werden – bezieht sich in aller Regel auf die Arbeit von Seeman (1959), der aus verschiedenen soziologischen Entfremdungskonzepten (Marx, Mills, Merton, Durkheim, Fromm) fünf Dimensionen der Entfremdung abgeleitet hat, die er – gestützt auf Rotters ‚Theorie des sozialen Lernens‘ (vgl. Rotter 1954) – in Termini von Erwartung und Belohnung formuliert. Damit transformiert er den Entfremdungsbegriff von einem soziologischen, d.h. auf soziale Prozesse bezogenen, in einen sozialpsychologischen, d.h. auf die subjektive Erfahrung von Entfremdung bezogenen Begriff. Die fünf Dimensionen dieser so verstandenen Entfremdung sind:

- Machtlosigkeit (powerlessness) als „expectancy or probability held by the individual that his own behavior cannot determine the occurrence of the outcomes or reinforcement, he seeks“ (Seeman 1959, 786).
- Sinnlosigkeit (meaninglessness) als „a low expectancy that satisfactory predictions about future outcomes of behavior can be made“ (l.c.).
- Normenlosigkeit (normlessness) als „high expectancy that socially unapproved behaviors are required to achieve given goals“ (o.c., 788).
- Isoliertheit (isolation) als Zustand von Menschen, „who (...) assign low reward value to goals or beliefs that are typically highly valued in the given society“ (o.c., 789).
1972 nimmt Seeman aus dieser Variante u.E. den Hauptaspekt heraus und macht aus der „value isolation“ eine eigenständige sechste Dimension, die sog. kulturelle Entfremdung (cultural estrangement), womit der ohnehin schon vage Begriff der Isoliertheit vollends vernebelt wird und nun alle möglichen Zustände von existentieller Einsamkeit bis zum Normendissens mit anderen umfaßt.
- Selbstentfremdung (self-estrangement) als „degree of dependance of the given behavior upon anticipated future rewards“ (o.c., 790).

Die Beziehungen zwischen den einzelnen Dimensionen bleiben bei Seeman allerdings unklar. So erscheinen einige Konzepte wie Entfremdung, Anomie oder Verdinglichung (zur Differenzierung vgl. etwa Rosner 1969), die zum Teil auf völlig verschiedenen Abstraktions- und Erklärungsebenen angesiedelt sind, ohne ein theoretisches Fundament zusammengewürfelt (zur Kritik vgl. Scheele 1974). Diese Beliebigkeit und fehlende Unterscheidbarkeit durchzieht

auch die empirischen Bearbeitungen der Seeman'schen Konzeption. So werden nicht selten dieselben Skalen bzw. auch Items als Repräsentanten mal dieser, mal jener Dimension betrachtet. Korrelationsstudien, die auf der Grundlage solcher Schlampereien den Zusammenhang der einzelnen Aspekte statistisch sichern sollen, führen unweigerlich zu Artefakten.

Bei der Konzipierung der meisten Entfremdungsskalen und der entsprechenden Korrelationsarbeiten scheint man lediglich Seemans lerntheoretische Formulierungen gelesen und verwendet zu haben, ohne sie auf die Theorien bzw. die sozialen Prozesse zu beziehen, aus denen sie abgeleitet wurden. Dies führte in der Folge zur Betrachtung der Entfremdung als reine Persönlichkeitsvariable, als quasi selbstverschuldete Fehlanpassung des Individuums. Ein derartig rigoroser psychologischer Reduktionismus kann nur noch als Verdinglichung bei den Verdinglichungstheoretikern selbst verstanden werden.

2.3. Neue Problemstellung: Verdinglichung als repressiv-regressive Lösung individueller Falsifikationskrisen

Die subjektive Entfremdungserfahrung mit Skalen zu erfassen, die eine möglichst explizite Operationalisierung der Seeman'schen Dimensionen darstellten (vgl. bspw. Middleton 1963), schien zunächst durch die Untersuchungsergebnisse von Blauner (1964) gerechtfertigt, die auf relativ eindeutige Zusammenhänge zwischen dem Ausmaß an objektiver Verdinglichung und den entsprechenden Aussagen der Betroffenen in Fragebögen oder Interviews hinwiesen. Demgegenüber machen neuere Untersuchungen deutlich, daß gerade bei den vom Verdinglichungsdruck am stärksten betroffenen Gruppen dieser Zusammenhang so nicht nachzuweisen ist. Es ist vielmehr davon auszugehen, „daß unter dem Prozeßaspekt von Verdinglichung kognitive und emotionale Assimilationsvorgänge stattfinden, die eine derartige ‚ungebrochene‘ Reflexion verdinglichter Bedingungen auf der Subjektseite nicht gestatten“ (Scheele 1974, 15), wie dies etwa in dem Ansatz von Gabel (1951) behauptet wird. Im Gegensatz dazu „rückt für das emanzipatorisch orientierte Verdinglichungskonzept das Problem der kognitiven A-Repräsentation an zentrale Stelle“ (Scheele 1974, 20). Dieses ‚falsche Bewußtsein‘ (Sartre) entwickelt sich aber nicht erst mit der entfremdeten Arbeitssituation, sondern bereits in der primären Sozialisation, was für die unteren sozialen Schichten inzwischen detailliert nachgewiesen werden konnte (vgl. den Überblick bei Vinnai 1973). Derartige Arbeiten konnten zeigen, wie materieller Druck und schichtspezifische Erziehungspraktiken zu einer externalen, persönlicher Identitätsbildung

entgegenstehenden Realitätsorientierung führen. Verdinglichungsbedingte Verhaltensweisen erweisen sich in diesem Rahmen als funktional, da sie die Anpassung an das Familiensystem ermöglichen und das Individuum mit ihrer Hilfe nach dem Prinzip von ‚trial and error‘ negative Sanktionen vermeiden kann. Warum eine solche Adaptation sich allerdings auf längere Sicht als Fehlanpassung an die Realität erweisen muß, läßt sich mit Hilfe von Knebel (1970; 1973) epistemologischem Modell des erkennenden Subjekts erklären:

Knebel unterscheidet auf der Ebene der Objektsprache zwei Formen von Aussagen: Existenzsätze (‚Es gibt zumindest ein ...‘) und Nicht-Existenzsätze (‚Es gibt keine ...‘) als Umformung eines Allsatzes, wobei diese Nicht-Existenzsätze die Falsifikationsmöglichkeit des Allsatzes unmittelbar ausdrücken. Im Gegensatz dazu lassen sich Existenzsätze prinzipiell nicht falsifizieren.

Eine dritte Aussagenart bilden die Metasätze (bspw.: ‚Das kann ich nicht beurteilen‘), die zwar nicht falsifizierbar, wohl aber aufgrund von Denkprozessen aufgehoben werden können. Mengen von Sätzen der drei Kategorien, die miteinander in Zusammenhang stehen, bilden ein System von Sätzen. Derartige Systeme lassen sich hinsichtlich ihrer (auch quantifizierbaren) Falsifizierbarkeit unterscheiden. Je größer die Falsifizierbarkeit eines Systems (konkret: je mehr Nicht-Existenzsätze in ihm enthalten sind), desto eher gelangt es in eine Falsifikationskrise, die dann vorliegt, wenn das System eine Beobachtung macht, die einem Nicht-Existenzsatz des Systems widerspricht. Derartige Falsifikationskrisen gelten als Voraussetzung für eine realitätsangemessene Weiterentwicklung eines Systems. Knebel unterscheidet drei Reaktionsmöglichkeiten für das System, um den Widerspruch in einer solchen Krise zu lösen:

1. Die konservativ-dogmatische Lösung: Die Verlässlichkeit der Beobachtung bestreiten, d.h. Zurückweisung des Existenzsatzes zugunsten des Status Quo des Nicht-Existenzsatzes.
2. Die kritisch-fortschrittliche Lösung: Der Nicht-Existenzsatz wird durch die Beobachtung als falsifiziert angesehen; der falsche Satz wird aus dem System eliminiert, was das Bilden neuer, nicht falsifizierter Sätze erforderlich macht.
3. Die repressiv-regressive Lösung: Das System erklärt sowohl den Nicht-Existenzsatz als auch die ihn falsifizierende Beobachtung für falsch; d.h., das System verdrängt mit der Beobachtung den falsifizierenden Satz, der das Ereignis verbot, womit das System auf die Stufe regrediert, die es vor dem Lernen des Nicht-Existenzsatzes innehatte. Der falsifizierende Nicht-Existenzsatz wird somit nicht zu einem Existenzsatz, sondern zu einem Metasatz.

Systeme, die auf Falsifikationskrisen vorwiegend konservativ-dogmatisch oder repressiv-regressiv reagieren, verlieren zunehmend den Kontakt zur Realität, was auch für sog. Subjektive Systeme gilt, d.h. für Satzsysteme, die Erfahrungen, Einstellungen etc. eines Subjekts repräsentieren. Ein Individuum wird zur Lösung einer Falsifikationskrise voraussichtlich die Variante wählen, die in seinem Sozialisationsprozeß positiv sanktioniert wurde.

Im Gegensatz zur konservativ-dogmatischen Lösung, bei der die Erfahrung zugunsten einer Ideologie verleugnet wird, wird bei der repressiv-regressiven Lösung nicht nur die Erfahrung abgedrängt, sondern zugleich auch die individuelle Theorienbildung verhindert, was dem Individuum sogar die Möglichkeit zur Ideologisierung nimmt. D.h.: Mit dem Metasatz ‚Das kann ich nicht beurteilen‘ gibt der einzelne die Beurteilung und Lösung des Falsifikationsproblems an das sekundäre soziale System und damit an die verdinglichten/verdinglichenden Institutionen zurück. Somit liefert er sich gerade durch seine Beliebigkeit gegenüber Ideologien erst recht den Ideologien der herrschenden Systeme aus, wodurch sich zwangsläufig das Falsifikationsgefälle zwischen subjektivem und gesellschaftlichem System vergrößert.

Es wird deutlich, daß die repressiv-regressive Lösung die für den Verdinglichungsprozeß typische Reaktion darstellt. In ihrer Beschreibung finden sich die wesentlichen Aspekte der Verdinglichung auf Subjekt-Objekt- wie auf Subjekt-Subjekt-Ebene, präzisiert für den kognitiven Bereich. Die Verbindung zu soziologischen, bzw. ökonomischen Variablen stellt Knebel her, indem er die Ausbildung von Präferenzen für eine der drei Lösungen mit gesicherten Erkenntnissen der Sozialisationsforschung verbindet.

Wenn der verdinglichungstypische Mechanismus tatsächlich am besten als repressiv-regressive Lösung beschrieben werden kann, dann sollte die Untersuchung der Verdinglichungserfahrung mit Hilfe eines Instrumentariums erfolgen, bei dessen Konzipierung das Problem der kognitiven A-Repräsentation schon zentral berücksichtigt wird (als positives Beispiel vgl. etwa die Arbeit von Scheele 1974). Die Sprachanalyse scheint hierbei eine besonders geeignete Methode zur Untersuchung der kognitiven A-Repräsentation, da in keinem anderen System die Repräsentation von Welt und die Bezugnahme auf Welt so objektiviert erscheinen wie in der Sprache – und das auf verschiedenen, mehr oder minder expliziten Ebenen, die in der Sprachanalyse unterschieden und aufeinander bezogen werden können. Hierzu ist es erforderlich, den unterstellten repressiv-regressiven Mechanismus mit Ergebnissen aus der psychologischen Forschung zu belegen, wie dies im folgenden versucht werden soll.

2.4. *Psychologische Aspekte der Verdinglichung, präzisiert für eine definierte Situation*

Da Situationen auf einem Abstraktionsniveau liegen, „auf dem es zumindest unwahrscheinlicher als auf den üblichen ist, daß Abstraktionen im Begriffshimmel plötzlich zu sozialen Entitäten werden“ (Falk & Steinert 1973, 20), ermöglichen sie als Analyseeinheit, vorgefundene Regelmäßigkeiten auf Prozesse hin zu untersuchen, die sie immer wieder zustande kommen lassen, und sie auf die Interessen hin zu untersuchen, denen die jeweilige Regelmäßigkeit dient (o.c., 21). Die daraus resultierende „Notwendigkeit, sich in die Situation des betreffenden Akteurs zu versetzen“ (o.c., 28), führt dazu, „soziales Handeln aus den Definitionen, die man der Situation gibt, und den Strategien, nach denen man sie zu bewältigen sucht, zu erklären“ (l.c.). Diesen Vorstellungen entsprechend setzen wir im folgenden die schizotope Situation als Analyseeinheit an, da sich wohl keine andere Analyseeinheit so zwingend aus dem Verdinglichungskonzept ergibt. Das Untersuchungsinteresse gilt dabei einer Person, die im Rahmen einer hierarchisch und stark arbeitsteilig strukturierten Organisation (Bürokratie, Industrie, Militär etc.) zu einer oder mehreren Personen eine asymmetrische, unpersönliche und emotional indifferente Beziehung (sensu Israel) hat, wobei diese Beziehung alle Merkmale der Schizotopie aufweisen soll, d.h., der Agierende bringt eine andere Person zu Schaden, wobei Tatort und Leidensort durch einen komplexen, vergegenständlichten Prozeß getrennt sind. Dabei ist es nützlich, das Schema von Ullrich derart zu erweitern, daß es eine Triade, nämlich die Konfiguration Anweisender – Ausführer – Betroffener umfaßt. Dies ermöglicht einerseits die Betrachtung aus der Perspektive des Distanztäters (Ausführenden), andererseits die Betrachtung des Täters als Opfer (vgl. hierzu Jungk 1961).

Dieses Schema umfaßt drei Gruppen von Personen, nämlich E (Entscheidender, Anweisender), A (Ausführender) und B (Betroffener) sowie die beiden dazwischenliegenden vergegenständlichten Prozesse P₁ (Befehlsapparat, technischer Apparat) und P₂ (bürokratischer, technischer Apparat mit schädlicher Auswirkung auf B).

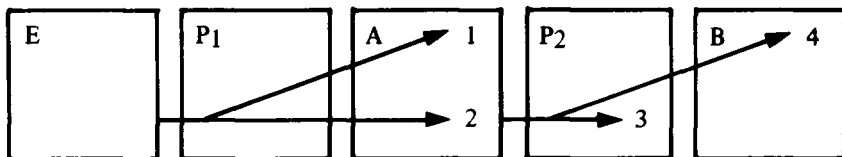


Abb. 1: Die schizotope Situation aus der Perspektive des Distanztäters

Beispiel: A sei der Pilot eines Bombenflugzeuges, B das oder die Opfer eines von A mittels P_2 ausgelösten Bombenabwurfs und E derjenige, der A über P_1 die Anweisung für diesen Abwurf gegeben hat.

In Anlehnung an die Darstellung bei Ullrich (1979, 177f.) wird A die Auswirkung 1 (Aggressionsneigung) des von E initiierten Prozesses P_1 in ihrer Ursache gar nicht wahrnehmen, Auswirkung 2 (Befehl ausführen) hingegen dem verdinglichten Prozeß P_1 (Dienstanweisung) zuschreiben. In der anderen Richtung wird A bei B nur diejenigen Auswirkungen des durch ihn ausgelösten Prozesses P_2 wahrnehmen, die eben diesen verdinglichten Prozeß bestätigen, so etwa Auswirkung 3 (Nachricht, daß die Bomben ‚ordnungsgemäß‘ explodiert sind), nicht aber Auswirkung 4 (konkretes Leiden, Tod). Das heißt: Einige Aspekte sind gar nicht im Wahrnehmungs- und Vorstellungshorizont von A, andere wiederum nur abstrahiert und auf ‚Ding‘relation verkürzt wahrgenommen; das Bewußtsein von A ist verdinglicht. In ihm verwandeln sich Subjekte in Objekte, Subjektbeziehungen in Objektbeziehungen. So wird B zum bloßen Objekt, da er von A nur noch über die Dimension ‚Funktionsbestätigung der technischen Anlage Bombenflugzeug‘ wahrgenommen wird. Ähnliches gilt für die andere Richtung, „wenn A die durch soziale Interaktion zustandekommenen Zielangaben von E nicht mehr wahrnimmt und die Auswirkungen nur noch als sachlich notwendigen Prozeß erkennt“ (Ullrich 1979, 177f.).

Das Obedience-Paradigma als Beispiel

Die sog. base-line-Bedingung des auf Milgram (1963) zurückgehenden Obedience-Paradigmas mit relativ großer Distanz zwischen Täter und Opfer, ohne Modell-Entlegitimation und Selbstentscheidungshinweise, läßt sich als eine gut standardisierte Version der in Anlehnung an Ullrich (1979) aus der Verdinglichungstheorie abgeleiteten schizotopen Konstellation auffassen. Es gibt einen Distanztäter (V_p), einen Betroffenen (Verbündeter des V_I) sowie einen Anweisenden (V_I). Die räumliche Anordnung inklusive der Aggressionsmaschine entspricht P_2 und selbst die Bedingung einer asymmetrischen, unpersönlichen und emotional indifferenter Beziehung zwischen A und B ist durch die Beziehung des Verbündeten des V_I mit der V_p gegeben. Entsprechendes gilt für P_1 , da der V_I in manchen Varianten des Experiments der V_p seine Anweisungen über eine Sprechanlage erteilt. Aber auch, wenn P_1 kein materiell vergegenständlichter Prozeß ist, d.h. bei einer face-to-face-Interaktion von V_I und V_p , kann eine verdinglicht distanzierte Beziehung unterstellt werden, da der V_I mittels seiner Macht (aufgrund der Verdinglichung einer Institution wie ‚der‘ Wissenschaft) einen Prozeß (den Versuchsablauf) in Gang setzt, von dessen Auswirkungen die V_p betroffen ist (zur verdinglichten Einstellung selbst des V_I vgl. – wenn auch dort nicht so bezeichnet – Holzkamp 1972).

Kognitive/motivationale Reaktionen des Distanztäters

Für den Distanztäter ist das Ganze eine ‚moral situation‘ sensu Dienstbier, d. h., eine Situation „that evokes significant guilt or shame when transgression occurs; normally this will mean that a significant transgression of one’s values has occurred or may occur“ (Dienstbier 1978, 182). Diese ‚norm-activation‘ (sensu Schwartz 1976), die bewirkt wird durch den Widerspruch zwischen dem geforderten oder schon ausgeführten Verhalten – das Quälen eines anderen Menschen – negativ zu bewerten bzw. zu tabuisieren, entspricht u.E. einer Falsifikationskrise sensu Knebel. Der Nicht-Existenzsatz: ‚Ich quäle keinen Menschen‘ wird falsifiziert durch den im Operanden gleichlautenden Existenzsatz: ‚Es gibt einen Menschen, den ich quäle‘, was der aktuellen Erfahrung im Experiment entspricht. Die konservativ-dogmatische Lösung der Krise bestünde darin, eben die Erfahrung zugunsten des Nicht-Existenzsatzes zurückzuweisen, d. h. zu verdrängen. Die kritisch-fortschrittliche Lösung würde die Eliminierung des Nicht-Existenzsatzes aus dem Subjektiven System bei gleichzeitigem Ersetzen durch neue, nicht falsifizierte Sätze bedeuten.

Als problematisch erweist sich hier u. E. die Einordnung einer Lösung allein aufgrund der formalen Zuweisung ohne eine inhaltliche Wertsetzung. So könnte in diesem Fall beispielsweise der falsche Satz eliminiert werden, ohne das Quälen einer anderen Person zu beenden (indem sich der Akteur jetzt eben dazu bekennt), was dem Prädikat ‚kritisch-fortschrittlich‘ zumindest einen faden Beigeschmack verleihen würde.

Bei der repressiv-regressiven Lösung, bei der neben der Erfahrung auch der Nicht-Existenzsatz abgedrängt wird, wird die Beurteilung des Konflikts nach außen (in diesem Fall: an die Wissenschaft bzw. an das Max-Planck-Institut) abgegeben. Diese zweifache Zurückweisung wird als Prozeß in den verbalen Äußerungen der Vpn während des Experiments ganz besonders deutlich, die zeigen, daß die Normen zu Beginn des Experiments noch häufig erwähnt werden, dann aber – bei gleichzeitiger Intensivierung der Schockstärke – immer mehr abnehmen (vgl. Milgram 1974, 92f.). Im folgenden soll nun dieser dem verdinglichten Bewußtsein entsprechende Lösungsversuch mit Hilfe psychologischer Theorien erklärt und anhand empirischer Daten belegt werden.

Um zu zeigen, wie Menschen beim Versuch, den unbefriedigenden und widersprüchlichen Erfahrungen der Verdinglichung zu entkommen, paradoxerweise doch gerade deren objektive Struktur bestätigen und verfestigen, sollen so-

wohl das ‚Egotismus-Konzept‘ als auch das ‚Kontrollstreben‘ als miteinander konkurrierende Motive vorgestellt werden.

2.5. *Das Egotismus-Konzept*

Daß Dissonanztheorie (Festinger 1957; im Überblick Frey 1978) und Attributionstheorie (vgl. im Überblick Meyer & Schmalt 1978) einander nicht nur nicht ausschließen, sondern auch funktional aufeinander beziehen lassen, haben Snyder et al. (1976; 1978) mit ihrem ‚egotism‘-Ansatz deutlich machen können. Dieser Ansatz geht davon aus, daß eine bestimmte Form der kognitiven Dissonanz mittels spezifischer Attributionsmuster reduziert werden kann und wird. ‚Egotism‘ wird dabei von den Autoren als „a motivational phenomenon in which attributions about good and bad outcomes serve to protect or enhance one's self-esteem“ (Snyder et al. 1978, 91) verstanden; genauer: „the tendency to take credit for good outcomes and deny blame for bad ones“ (o.c.). Voraussetzung für das Auftreten von Egotismus ist eine Bedrohung des Selbstwertsystems, die wiederum davon abhängt, daß das Ergebnis auf die Person attribuiert (vgl. Cooper 1971: outcome/attribution factor) wird und die Attribution für das Selbstwertsystem relevant (vgl. Aronson 1968: attribution/self-esteem factor) ist. Sind beide notwendigen Bedingungen vorhanden, so steigt das Maß der Bedrohung kumulativ an. Die egotistische Tendenz wirkt über die Veränderung (Stärkung/Schwächung) eines der beiden Faktoren; d.h. beispielsweise: ein negatives Handlungsergebnis nicht der eigenen Person, sondern externen Bedingungen zuzuschreiben (entspricht einer Schwächung des ersten Faktors). Ihr Auftreten hängt darüber hinaus auch von der Einschätzung der Chancen ab, mittels Egotismus zum Erfolg zu kommen, sowie von der Stärke konfligierender Motive (vor allem sog. ‚self-presentational motives‘). Dissonanztheoretisch formuliert: Unter der Voraussetzung, daß eine Person sich selbst mag, führt ein schlechtes Ergebnis dann zu kognitiver Dissonanz, wenn dieses Ergebnis auf das Selbst attribuiert wird und diese Attribution dem Sich-selbst-mögen widerspricht.

Wir wollen hier unterstellen, daß in der schizotopen Situation (bzw. im Milgram-Experiment) sowohl der outcome/attribution Faktor als auch der attribution/self-esteem Faktor gegeben sind. Ersterer liegt nach Wortman (1975) dann vor, wenn das Ergebnis initiiert und vorherzusehen ist, was im Rahmen der Obedience-Versuche erfüllt ist, da die Konsequenzen bei der Instruktion (im Wortsinne) ‚spürbar‘ gemacht wurden und die Initiierung der Versuchsbedingung impliziert ist. Der zweite Faktor betrifft die Relevanz der Attribution für das Selbst. Hier kann sicherlich davon ausgegangen werden, daß das Überschreiten zentraler moralischer Standards zumindest nicht weni-

ger relevant für das Selbst ist als ein Abschneiden in einem Intelligenztest, mittels dessen Snyder et al. den Erfolg/Mißerfolg des öfteren induziert haben. Da es sich um ein negatives Ergebnis handelt, wäre somit von diesem Ansatz her eine externale Attribuierung durch die Akteure zu prognostizieren.

2.6. *Streben nach Kontrolle: Ein konkurrierendes Motiv*

Eine mit Egotismus möglicherweise konfligierende Motivation ist das Streben nach persönlicher Kontrolle. Als psychologischer Begriff ist damit zumeist kognitive Kontrolle über Selbst und Welt als allgemeines und grundlegendes Motiv gemeint (vgl. etwa Kelly 1955; Laucken 1974; Woodworth 1958). Nach Frey et al. sind Menschen „bestrebt, Ereignisse und Zustände in sich selbst und ihrer Umwelt zu kontrollieren, d.h. zu beeinflussen und/oder zu erklären und/oder vorherzusagen (Frey et al. 1976, 7), was Vorhersagbarkeit und Erklärbarkeit der Umwelt voraussetzt. Bei Bedrohung/Verletzung der Kontrolle entsteht eine „Motivation, die Kontrolle wiederherzustellen bzw. den Kontrollverlust zu reduzieren“ (o.c., 8), und zwar in Abhängigkeit von der Attribution der Ursachen des Kontrollverlustes. Internale Attribution führt dabei zu stärkeren Reduktionsversuchen als externale, Attribution auf variable Ursachen zu eher aktiven Reaktionen (Konfrontation), Attribution auf unveränderbare Ursachen zu eher passiven Reaktionen (Vermeidung).

Das Leben unter verdinglichten Verhältnissen ist psychologisch charakterisiert durch ein Gefühl des Kontrollverlusts, der auf externale und relativ unveränderbare Ursachen zurückgeführt wird, was schwächere und eher passive Reduktionsversuche (Vermeidung) erwarten läßt. Allerdings bieten auch sog. verzerrende Attributionen dem einzelnen die Möglichkeit, entgegen den objektiven Verhältnissen das Gefühl der Kontrolle in wichtigen Bereichen aufrechtzuerhalten. Derartige Verzerrungen lassen sich nach Wortman (1976) einteilen in:

1. Irrtümliche Kausalverbindungen zwischen zufälligen Ereignissen.
2. Überschätzung des eigenen Einflusses auf Unkontrollierbares.
3. Unterschätzen des Grades an externaler Kontrollierbarkeit des eigenen Verhaltens.

Während Wolosin (1968) und Bell (1973) zeigen konnten, daß Handelnde im Gegensatz zu Beobachtenden ihre persönliche Kontrolle eher überschätzen und externale Faktoren eher vernachlässigen, gelang Harvey et al. (1975) der Nachweis, daß dieser Zusammenhang nicht für alle Fälle gültig ist, sondern daß sich extrem negativ verhaltende Personen die situationalen Faktoren

überschätzen, um persönliche Schuldgefühle zu vermeiden. Dieser für die schizotope Situation bedeutsame Aspekt zeigt, daß das Streben nach Kontrolle nicht die einzige Motivation zu sein scheint, die Attributionen beeinflußt. In einer solchen Situation konfliktieren vielmehr die Kontrolltendenzen offensichtlich mit dem Egotismusmotiv.

Harris & Harvey (1975) fanden heraus, daß sich Personen weniger Wahlfreiheit zuschrieben, wenn sich herausstellte, daß eine selbstgewählte Aktion negative Konsequenzen für eine andere Person hatte, als wenn das nicht der Fall war, und schlossen aus diesen Ergebnissen, daß die kognitive Dissonanz (entstanden durch die Inkompatibilität von Verhalten und Selbstbild) durch retrospektive Selbstattribution von Wahlfreiheit reduziert wird; und zwar derart, daß man positive Ergebnisse auf sich selbst zurückführt, die Verantwortung für negative hingegen möglichst zurückweist. Diese Formulierung entspricht exakt der Egotismus-Definition von Snyder et al. (1978), die auch das Verhältnis von Egotismus und Kontrollmotivation für die Fälle Erfolg und Mißerfolg diskutieren:

Für den Erfolgsfall prognostizieren beide Konzepte eine verstärkt interne Attribution, denn dies bedeutet sowohl eine Stärkung des Selbstbildes als auch die Möglichkeit der Wiederholbarkeit, was dem Gefühl der Kontrolle entspricht. Übereinstimmung gilt ebenso für den Fall der Attribuierung eines Mißerfolges auf mangelnde Anstrengung, da dieser Mißerfolg nichts über die eigenen Kompetenzen auszusagen gestattet (was den egotistischen Wünschen entspricht) und gleichzeitig impliziert, daß mehr Anstrengung zu mehr Erfolg führe, was das Kontrollbedürfnis befriedigt. Problematischer wird es, wenn ein Mißerfolg dem Zufall oder der Aufgabenschwierigkeit zugeschrieben wird, denn dies heißt nicht nur, sich selbst zu entschuldigen, sondern auch, sich einzugestehen, daß das Ganze außerhalb der eigenen Kontrolle lag.

Nach Snyder et al. (1978) hängt es von den Umständen ab, ob der Wunsch nach Kontrolle oder der nach positivem Selbstbild stärker in den Vordergrund rückt. Bei sehr ernsten Folgen halten sie das Kontrollgefühl für dominant; bei weniger ernsten Folgen negativer Ereignisse sagen beide Ansätze nach Snyder et al. das Gleiche voraus, nämlich Zufallsattribution. Demgegenüber zeigen Studien wie die von Harris & Harvey (1975) und von Harvey et al. (1975), daß in der schizotopen Situation wohl die egotistische Tendenz über das Kontrollbedürfnis dominiert. Dies erscheint auch höchst plausibel, wenn man sich die Situation vergegenwärtigt, deren konstituierende Bedingungen dem Akteur eine externe Attribuierung nahelegen, z.T. geradezu aufzwingen:

Die Beziehungen zwischen den Beteiligten sind asymmetrisch, unpersönlich und emotional indifferent, d.h. Hauptmerkmal auf der Subjekt-Subjekt-Ebe-

ne ist der fehlende zwischenmenschliche Kontakt, der vom Akteur aus gesehen nach beiden Seiten durch die dazwischenliegenden vergegenständlichten Prozesse erschwert bzw. verhindert wird. Dies führt nach Duster (1971) dazu, daß den Opfern der Status von Menschen abgesprochen wird: eine der zentralen „Bedingungen für Massenmord ohne Schuldgefühl“. Nach Ullrich (1979) reicht infolge der Distanz zwischen den Beteiligten der Wahrnehmungshorizont eines Subjekts an die anderen Subjekte gar nicht mehr heran; er verliert sich in den dazwischengeschalteten technischen Prozessen. So bekommt auch der Distanztäter kein direktes Feed-back vom Opfer, werden Ursachen wie Auswirkungen in den technischen Apparat verlegt, was auf der Subjekt-Objekt-Ebene die Übertragung der Verantwortlichkeit an das Objekt bedeutet. Duster (1971) nennt darüber hinaus als Bedingungen, daß Ziele und Begründungen der Organisation prinzipiell als vorrangig gegenüber denen der Individuen gelten, sowie daß dem Individuum Schutz gewährt wird, wenn dieses seinen Willen der Organisation unterwirft. Außerdem muß die Motivation zum Mord über die Verdinglichung auf der Subjekt-Objekt-Ebene hergestellt werden (so ist die Tat etwa ‚im nationalen Interesse‘ oder auch ‚unabdingbar für den Fortschritt der Wissenschaft‘).

Diese Bedingungen finden sich durchweg in der psychologischen Literatur angegeben, wobei sie sich als ausschlaggebend sowohl für die Ausführung einer aggressiven Handlung als auch für die Externalisierung von Verantwortlichkeit gezeigt haben. Was die Schockintensität im Rahmen des Obedience-Paradigmas betrifft, so haben sich vor allem Situationsvariablen als erklärungsstark erwiesen, insbesondere die physische Distanz (Milgram 1965) sowie die Intimität, d.h. der persönliche Kontakt, den beide vor Beginn des Experiments hatten (Larsen et al. 1976) bzw. (bei Distanz) eben gerade nicht hatten.

Für die Selbstattribuierung von Verantwortlichkeit haben sich vor allem das Feedback, das der Täter vom Opfer erhalten kann (Tilker 1970), die Wahlfreiheit (Harris & Harvey 1975) sowie die Machtlosigkeit (Lerner & Simmons 1966) als bedeutsam erwiesen (vgl. auch Harvey et al. 1975).

Die Ergebnisse zeigen, daß sich in der schizotopen Situation das egotistische Bedürfnis nach Dissonanzreduktion wohl stärker auswirkt als die Kontrolltendenz, die von den Institutionen hier keineswegs unterstützt und somit auf andere Bereiche verschoben wird (vgl. Kelley 1971, 22).

2.7. *Weitere kognitive Reaktionen*

Neben der Externalisierung von Verantwortlichkeit, die sich dem repressiv-regressiven Lösungsversuch im Knebel'schen Modell zuordnen läßt, wären noch zwei spezifischere kognitive Verzerrungen zu nennen, die für die schizotope Situation typisch sind. So werden die Leiden der Opfer unterschätzt

(Brock & Buss 1962) und die Opfer selbst herabgesetzt (Davidson 1964; Walster & Prestholdt 1966; Lerner & Matthews 1967; Lerner & Simmons 1966), was sich als Zurückweisung der Erfahrung, d.h. des Existenzsatzes *sensu* Knebel interpretieren läßt. Dies entspräche zunächst der konservativ-dogmatischen Lösung; die Dissonanz wird dabei reduziert, indem die Erfahrung so uminterpretiert wird, daß sie aus dem Geltungsbereich der aktivierten Normen (vgl. Schwartz 1976) herausfällt. Entweder hat überhaupt niemand gelitten oder das Opfer gehört nicht zum Normbereich, weil es nicht als Mensch, sondern als bloße Verdinglichung (als ‚Nigger‘, ‚Roter‘, ‚Kanonenfutter‘ (vgl. oben 1.4.)), aber auch als Versuchsperson) eingestuft wird. Diese Mechanismen lassen sich auch dem repressiv-regressiven Lösungsversuch zuordnen; dann nämlich, wenn zusätzlich noch die aktivierten Normen verdrängt werden.

3. Die sprachliche Rekonstruktion der Schizotopie

3.1. *Plan der Analyse*

Gegenstand des folgenden Abschnitts ist der Akteur als Sprecher, d.h., wie er mittels Sprache die verdinglichte Situation ausdrückt und zu bewältigen (insbesondere zu verantworten) sucht. Dies soll sowohl aus der historisch vorgegebenen ‚langue‘ (als verselbständigte, verdinglichte Institution, die dem Sprecher verdinglichungstypische Erfahrungsschemata und Wahrnehmungsstrukturen vorgeben kann), als auch aus den Bedingungen der schizotopen Situation, über die berichtet wird, abgeleitet werden. Die unter 2. und 3. explizierten Aussagen über verdinglichungsgebundene Kognitionen sollen anschließend auf die Sprechakte eines Distanztäters übertragen werden, wobei ein dialektisches Verhältnis zwischen Denken und Sprechen unterstellt wird; d.h. daß das Sprechen das Denken ausdrückt, diesem zugleich aber auch die Form gibt. Folglich wird analog zur kognitiven auch eine sprachliche A-Repräsentation der verdinglichten Gegebenheiten angenommen, welche jene erst ermöglicht und insgesamt einen nicht minder großen Anteil an der zirkulären Verfestigung verdinglichter Strukturen hat. Zur Erfassung dieser sprachlichen A-Repräsentation wird zunächst der Redekonstellationstyp ‚verantwortendes Sprechen über eine schizotope Situation‘ postuliert, für den schließlich die typische Verteilung sprachlicher Merkmale abzuleiten ist.

Darüberhinaus sollen Möglichkeiten diskutiert werden, die Beziehungen zwischen der Handlungsstruktur einer schizotopen Situation und deren sprachlicher Repräsentation linguistisch zu erfassen. Mit dem Non-Immediacy-Modell von Wiener & Mehrabian soll ein Ansatz vorgestellt werden, dem sich einige Hinweise auf die verdinglichungstypische Besetzung der sprachlichen Oberflächenstruktur entnehmen lassen. Abschließend werden Kategorien zur Erfassung verdinglichungsgebundenen Sprechens abgeleitet sowie Hypothesen für dessen empirische Überprüfung formuliert und getestet.

3.2. *Verdinglichungsgebundenes Sprechen*

Unter verdinglichungsgebundenem Sprechen ist ein Sprechen zu verstehen, das sich sowohl unter Bezug auf das System der Sprache als auch unter Bezug auf die Situation, über die gesprochen wird, auf Verdinglichung zurückführen läßt. Das System der ‚langue‘ läßt sich als soziale Organisation auffassen, als Institution (de Saussure 1915), die – sofern sie als ‚une chose sociale‘ (Durkheim 1966, 46f.) verselbständigt und verdinglicht ist – dem einzelnen als eine Macht gegenübersteht, die „schon immer“ da war und ihm als „guide to social reality“ (Sapir 1929, 207) verdinglichte Interpretationen und Begriffsmuster von sozialer Wirklichkeit vorgeben kann. Die Verselbständigung und Verdinglichung dieser „bedeutsamste(n) menschliche(n) Institution mit dem stärksten Hintergrundcharakter“ (Falk & Steinert 1973, 39) läßt sich analog zu anderen Institutionen erklären (vgl. etwa Rossi-Landi 1973). Über verschiedene Aspekte solcher Verdinglichungen im überindividuellen Sprachsystem gibt es schon einiges (wenn auch nicht unbedingt unter Bezug auf das Verdinglichungskonzept) systematisiertes Material (vgl. z.B. Anders 1972; Danet 1976; Klemperer 1966; Korn 1958; Marcuse 1970; Orwell 1968; Steiner 1973; Sternberger et al. 1970). So spricht bspw. Klemperer von der „Versächlichung“ und „Mechanisierung der Persönlichkeit (...) durch sprachliches Technisieren“ (1966, 164ff.). Orwell konstatiert Nominalismus, „dying metaphors“ (1968, 130), übermäßigen Gebrauch der Passiv-Form, Abstraktheit und bedeutungsleere Wörter ohne eigentliche Referenten. Marcuse analysiert Inhumanität in und durch Sprache, nennt ebenfalls Nominalismus, „Sätze, die sich selbst bestätigen“ (1970, 107), hypnotische Formeln, Geschichtslosigkeit und Immunisierung gegen Widerspruch.

Die meisten dieser Aspekte sollen in die noch zu explizierenden Analysekatogorien (vgl. 5.2.) aufgenommen werden, wobei wir uns bei der Begründung dieser Kategorien nicht wie eher üblich auf einen bestimmten Zustand der

‚langue‘ beziehen wollen, sondern versuchen, solche Analyseeinheiten aus den Bedingungen der konkreten Situation, über die gesprochen wird, abzuleiten. Das heißt: Es wird davon ausgegangen, daß die Bedingungen der schizotopen Situation sowie der kognitiven Verarbeitung eine entsprechende verdinglichungstypische sprachliche Verarbeitung nahelegen. Dabei wird unterstellt, daß die sprachliche (Re-)Konstruktion der schizotopen Situation durch den Distanztäter analog zu deren kognitiver Verarbeitung verläuft, d.h. analog zur kognitiven A-Repräsentation, die als Bewältigungsversuch eskapistischer Prägung mit dazu beiträgt, die verdinglichten Verhältnisse aufrechtzuerhalten und weiter zu verfestigen.

‚Verantwortendes Sprechen über eine schizotope Situation‘ als Redekonstellationstyp und als Textsorte

Sprachliches Verhalten in Abhängigkeit von situativen Bedingungen zu beschreiben, heißt, in linguistischen Termini formuliert, für einen definierten Redekonstellationstyp die Merkmalsausprägungen der dazugehörigen Textsorte abzuleiten, wobei unter Redekonstellation die jeweilige Kombination von Bedingungen verstanden wird, unter denen gesprochen wird (vgl. Steger et al. 1974, 1030).

Als dafür relevant nennen die Autoren Teilnehmerzahl, Sprecherzahl, Zeitreferenz, Situationsverschränkung, Rang der Beteiligten, Grad der Vorbereitetheit, Zahl der Sprecherwechsel, Thema der Kommunikation, Grad der Fixiertheit auf ein Thema, Modalität der Themenbehandlung sowie den Öffentlichkeitsgrad.

Für den hier interessierenden Redekonstellationstyp spielt das Merkmal ‚Thema‘ eine zentrale Rolle, das – entgegen den Bedenken von Steger et al. – problemlos als Merkmal verwendet werden kann, da mit der schizotopen Situation als Gegenstand sowohl das ‚äußere Thema‘ festgelegt als auch die Motivation der Sprecher explizit berücksichtigt wird, was sich gegenüber anderen Merkmalsausprägungen sehr gut abgrenzen läßt (vgl. Steger et al. 1974, 1025).

Thema ist somit die schizotope Situation, Grundmotiviertheit der Sprecher (Distanztäter) das Verantworten (vgl. Danet 1976; Scott & Lyman 1968) ihres normverletzenden Verhaltens in dieser Situation. Die Modalität der Themenbehandlung (von Steger et al. in deskriptiv, assoziativ und argumentativ unterteilt) ist hier von untergeordneter Bedeutung; unser Interesse gilt vor al-

lem den argumentativen Strukturen der Beschreibungen der definierten Situation. Die (nicht notwendige) Fixiertheit des Themas wird ex post durch die systematische Auswahl der Texte vorgenommen. Der Grad der Vorbereitetheit sowie die Zahl der Sprecher sind von niedrigerer Relevanz, da ja schließlich die Kommunikationen des in die schizotope Situation involvierten Akteurs primär interessieren. Die Beteiligung anderer Sprecher spielt nur im Zusammenhang mit der Zahl der Sprecherwechsel eine Rolle. Hier muß die Möglichkeit für eine zusammenhängende Schilderung der definierten Situation für den Sprecher gewährleistet sein. Das Merkmal Öffentlichkeitsgrad bleibt zunächst unberücksichtigt, da die verdinglichungstypischen kognitiven Strategien insbesondere auf intrapsychische Prozesse bezogen wurden. Das Merkmal Zeitreferenz ist durch den Bezug auf ein vergangenes Geschehen eindeutig festgelegt. Nicht genau festgelegt hingegen ist der Rang der Beteiligten; der Distanztäter wird aber als Verantwortender in der Regel einen geringeren Rang als sein Gegenüber haben.

Somit kann ‚verantwortendes Sprechen über eine schizotope Situation‘ als Redekonstellationstyp sensu Steger et al. bezeichnet werden, da die in deren Definition enthaltene Forderung nach einer bestimmten, von anderen abgrenzbaren Kombination von Merkmalsausprägungen erfüllt ist.

Entspricht einer konkreten Redekonstellation als deren Produkt ein konkretes Textexemplar, so ist dem Redekonstellationstyp die Textsorte (als „eine Menge, deren Elemente die durchschnittlichen relativen Anteile der einzelnen sprachlichen Einheiten bilden“ (Steger et al. 1974, 1033)) zugeordnet. Dem liegt die Annahme zugrunde, daß sich Textexemplare aus einem bestimmten Redekonstellationstyp von solchen aus anderen Typen systematisch in der Verteilung bestimmter Merkmale unterscheiden, was durch Häufigkeitsanalysen und entsprechende Signifikanztestes überprüft werden kann. Als solche Merkmale kommen dabei alle denkbaren sprachlichen Einheiten in Betracht. Erweisen sich derartige Unterschiede als signifikant, so kann man von verschiedenen Textsorten sprechen, d.h. im vorliegenden Fall: Wir unterstellen hypothetisch eine von anderen abgrenzbare Textsorte ‚verantwortendes Sprechen über eine schizotope Situation‘.

3.3. Die sprachliche Repräsentation von Handlungsstrukturen

Im folgenden wollen wir der Frage nachgehen, wie ein in eine schizotope Situation involvierter Akteur als Sprecher auf diese Bezug nimmt. Diese Art

der Bezugnahme auf eine definierte „Welt der Gegenstände und Sachverhalte“ (Bühler 1934, 28) ist, wie bereits angedeutet, einerseits eine Manifestation der kognitiven Verarbeitung einer Situation, nimmt andererseits aber auch umgekehrt wieder Einfluß auf das Denken und Handeln.

In der Linguistik faßt man eine solche Bezugnahme mit dem Begriff der Referenz, d.h. dem Verhältnis von syntaktisch-semantischer Oberflächenstruktur eines Textes zur dazugehörigen textexternen Tiefenstruktur. Die Oberflächenstruktur umfaßt dabei die Extension und Intension aller semantischen Einheiten eines Textes sowie deren syntagmatische Verknüpfung. Bei Tiefenstrukturen lassen sich mit Gülich & Raible (1977, 56) textinterne bzw. sprachliche von textexternen oder referentiellen Strukturen unterscheiden. Textinterne Tiefenstrukturen entsprechen den einem Sprecher bzw. dessen Text durch die syntaktischen und semantischen Regeln der sprachlichen Form auferlegten Beschränkungen. Textexterne Tiefenstrukturen stehen dagegen für die Situation, auf die sich ein Text bezieht. Sie sind nach Gülich & Raible (o.c.) das Handlungssubstrat eines Textes. Ein solches Substrat kann nach diesen Autoren zwischen den beiden Polen Weltstruktur und Handlungsstruktur definiert werden, wobei Weltstruktur die Beziehung einiger weniger, relativ umfassender Begriffe meint, die zentral für ganze Gesellschaften, Epochen etc. sind. Dagegen bezieht sich Handlungsstruktur auf konkrete Situationen, d.h. auf die Inhalte und gegenseitigen Beziehungen von Rollen in bestimmten settings, wie bspw. in der unter 2.4. definierten schizotopen Situation. Die Rollen von Anweisendem, Täter und Opfer sowie die zwischen ihnen stattfindenden Handlungen bzw. Handlungsketten sind als spezifische Konstellation eindeutig bestimmt. Ebenso wie die textinterne legt auch die textexterne Tiefenstruktur einem Sprecher für die Oberflächenstruktur seines Textes gewisse Einschränkungen auf, ohne dabei jedoch diese vollständig zu determinieren. So bleibt dem Sprecher noch ein enormer Spielraum, um einen Sachverhalt auf unterschiedliche Weise auszudrücken.

In diesem Sinne soll hier versucht werden, für das Sprechen über eine als Handlungsstruktur aufgefaßte schizotope Situation bestimmte interpretierbare Eigenheiten in der Oberflächenstruktur abzuleiten. Einen guten Rahmen dafür bietet das Tagmem-Modell von Pike (1964), mit dessen Hilfe im folgenden Abschnitt die schizotope Situation so in eine Handlungsstruktur übersetzt wird, daß sich daraus ein Vergleichsmaßstab für mögliche verdinglichungstypische Variationen in der sprachlichen Oberflächenstruktur ableiten läßt.

Das Tagmem-Modell von Pike

Im Rahmen dieses Modells verknüpft Pike (1964) Handlungsstrukturen mit sprachlichen Oberflächenstrukturen über eine für beide Bereiche einheitliche Terminologie. Pikes Modell der Verknüpfung von grammatischer und referentieller Hierarchie (s. u.) scheint u. E. aber auch dann sinnvoll anwendbar, wenn man Sprechen und (den äußeren Aspekt des) Handeln(s) nicht restlos gleichsetzt. Die Grundeinheit, mit der er arbeitet, ist das Tagmem, das aus einer Kombination von Funktion und Form besteht. So gibt es in einem Satz etwa die Funktion (in der Terminologie der Tagmemik: slot class) Subjekt, die bspw. durch die Formklasse (filler class) Nomen ausgefüllt werden kann. Solche Tagmeme gibt es nun auf allen möglichen Textebenen, also auch auf Wort-, Satz- oder Textebene. Auf diese Weise entsteht die sog. grammatische Hierarchie, in der die Tagmeme der verschiedenen Ebenen funktional aufeinander bezogen sind.

Analog zur grammatischen Ebene arbeitet man in der Tagmemik auch mit einer referentiellen Hierarchie; hier bestünde die slot class etwa aus einer bestimmten Handlungsrolle (z.B. Agens), die filler class gäbe dann an, durch wen diese Rolle ausgefüllt wird.

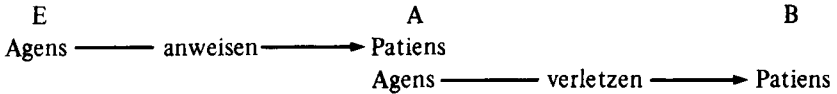
Diese einheitliche Strukturierung von grammatischer und denotativer Ebene bietet einen ausgezeichneten Rahmen zur Untersuchung des Verhältnisses von sprachlicher Oberflächenstruktur und textexterner Tiefenstruktur. Pike selbst schlägt vor, das Verhältnis von Handlungsrollen (etwa Agens, Aktion, Ziel, Ort, Zeit etc.) und grammatischen Rollen (Subjekt, Objekt, Prädikat, Tempus etc.) bspw. auf Satzebene zu analysieren. Mit einer solchen Kategorisierung läßt sich bestimmen, welche Handlungsrollen in einem Text durch welche grammatischen Rollen realisiert werden und welche Bedeutung spezifische Typen der Realisation haben.

Die schizotope Situation als Handlungsstruktur

Die (triadische) schizotope Situation (vgl. 2.4.) läßt sich als spezifische Struktur von Handlungsrollen wie folgt darstellen:

Es gibt einen Aktanten E, der über eine Aktion des Entscheidens bzw. Anweisens auf eine andere Person A (Distanztäter und später Berichterstatter) einwirkt, die wiederum als Agens in Ausführung dieser Anweisung einer letztlich betroffenen Person B physisches oder psychisches Leid zufügt, d.h.: A ist

gegenüber E Patiens, gegenüber B Agens. Die folgende Abbildung soll die Beziehungen der einzelnden Handlungsrollen schematisch veranschaulichen:



Damit diese Struktur der schizotopen Situation entspricht, ist es allerdings notwendig, die Aktion ‚verletzen‘ zu präzisieren:

Die Tat des Distanztäters besteht darin, daß er einen komplexen, verdinglichten Prozeß (P₂ in der Darstellung auf Seite 149), der technischer oder bürokratischer Natur sein kann, in Gang setzt, wodurch er zweierlei bewirkt: Er verletzt oder tötet B und bleibt infolge der Komplexität und der scheinbaren Eigendynamik von P₂ auf Distanz zu seinem Opfer, was ihm das unmittelbare Feed-back über die Konsequenzen seiner Handlung erspart.

Das Gleiche kann (muß aber nicht) auch für die Beziehung E–A gelten, da es für unsere Zwecke genügt, für die Beziehung A–B Schizotopie zu unterstellen, während E ja primär deshalb berücksichtigt wird, um die Situation aus der Perspektive von A zu vervollständigen.

Ein Vergleichsmaßstab für die sprachliche Oberflächenstruktur

Wie bereits betont, hält nun diese Handlungsstruktur die Vielfalt ihrer sprachlichen Realisierungen in Grenzen, wobei dem Sprecher allerdings noch einiger Spielraum zur Variation in der sprachlichen Oberflächenstruktur bleibt. Zur Ableitung verdinglichungstypischer Variationen soll im folgenden ein Vergleichsmaßstab für solche Abweichungen erstellt werden, der die Handlungsstruktur möglichst gut repräsentiert. Dazu werden – entsprechend Pikes Vorschlag – die Handlungsrollen in grammatische Rollen übersetzt. Der Handlungsstruktur am nächsten kommt dabei u.E. ein Grundmuster von zwei mittels syntagmatischer Substitutionen (vgl. Harweg 1968, 123; Titzmann 1977, 106) verknüpften Sätzen, für die A als Bindeglied fungiert: Im ersten Satz ist er Objekt; er erhält Anweisungen durch E, der grammatikalisch die Subjektrolle einnimmt. Die grammatische Rolle des Prädikates müßte mit Verben besetzt sein, die das ‚Anweisen‘ ausdrücken. Im zweiten Satz ist A Subjekt und B Objekt. Die Funktion des Prädikats wäre hier mit solchen Verben auszufüllen, die das ‚Verletzen‘ zum Inhalt haben.

Natürlich sind nicht nur die Prädikate semantisch relativ festgelegt. So ist es gerade beim Problem der Verdinglichung von Bedeutung, daß sowohl Subjekte als auch Objekte Menschen und nicht etwa Sachen oder Abstrakta sind.

Wortverwendung, Tonfall, Mimik etc., übermittelt, was insbesondere für tabuisierte oder negative Erfahrungen, wie Sexualität oder Normenverletzungen, gilt. Als einen derartigen Kanal beschreiben die Autoren den sog. ‚immediacy channel‘, wobei unter ‚immediacy‘ „the different ways in which the degree of directness and intensity of interaction between communicator and his referents can be expressed“ (Wiener & Mehrabian 1968, 4) verstanden werden. Mit ‚referents‘ meinen sie „the object or the event communicated about“ (l.c.). Die „different ways“ werden allerdings nur berücksichtigt, soweit sie aus der „litteral form“, also der schriftlichen Präsentation eines Textes, herauszulesen sind. Andere Kommunikationsebenen wie Intonation, Sprechpausen, nonverbales Verhalten etc. werden somit nicht untersucht. Das, was wir als Tiefenstruktur bezeichnet haben, nennen die Autoren ‚boundary conditions‘, „a rubric which limits, constrains, and specifies to some extent the particular forms and interpretations of communications“ (o.c., 12) und „all the external – contextual as well as grammatical or other implicit communication rules which specify the finite number of possible messages in a situation“ (l.c.). Diese sowohl textinternen als auch -externen Regeln (bei der Kategorienbildung legen die Autoren den Schwerpunkt eindeutig auf textexterne Strukturen) ermöglichen einer Kommunikationsgemeinschaft das Bilden einer gemeinsamen Realität und damit gegenseitiges Verstehen. Zugleich bilden sie aber auch die Basis für Variation innerhalb dieses Konsensus. Wiener & Mehrabians Gegenstand ist nun die Variation der Wörter, die in einer Kommunikation die Referenten bezeichnen, sowie deren psychologische Bedeutung im Zusammenhang mit diesen. Das heißt, sie ziehen aus der Direktheitsanalyse Rückschlüsse auf die Beziehung eines Sprechers zum Objekt seiner Kommunikation, zum Adressaten und zur Kommunikation selbst, wobei für unsere Fragestellung primär die Beziehung zum Gegenstand der Kommunikation, also zur textexternen Tiefenstruktur interessiert. Die Möglichkeit eines solchen Schlusses begründen die Autoren mit der Modellannahme, daß es eine Isomorphie zwischen Erfahrung und Kommunikation gebe, wobei Kommunikation als ‚the external behavioral manifestation of the ‚private‘ experiential configuration‘ aufgefaßt wird. Diese Konfiguration ist nichts anderes als die kognitive Strukturierung einer Situation – in der Terminologie der Autoren: die Organisation einer komplexen Kombination von Stimuli in einer sog. Stimulus-Matrix. Die Annahme einer derartigen, aktiven Strukturierung impliziert, daß eine Situation von verschiedenen Individuen unterschiedlich konstruiert werden kann, abhängig jeweils von deren kulturellem Hintergrund, vorausgegangenen Erfahrungen und aktuellem psychischen Zustand.

Das Konzept, mit dem Wiener & Mehrabian sowie andere Autoren dann praktisch arbeiten, ist allerdings nicht ‚immediacy‘, sondern ‚non-immediacy‘ (vgl. etwa Conville 1975; Mehrabian 1967; Wiener & Mehrabian 1968); es bezieht sich auf jedes Anzeichen von Trennung, Nicht-Identität, Wechsel in der Intensität der Beziehung des Kommunikators zu seiner Kommunikation, deren Gegenstand und Adressaten, das aus der Schriftform ersichtlich ist. Wiener & Mehrabian haben dafür einen Satz von Kategorien entwickelt, mit dem verschiedene Aspekte von Indirektheit und Distanzierung in der Sprache erfaßt werden sollen. Dieser Kategoriensatz unterscheidet drei Hauptkategorien, die sich aus verschiedenen Subkategorien zusammensetzen:

- I. Räumliche und zeitliche Distanzierung
- II. Denotative Unspezifität
- III. Agens-Patiens-Aktions-Beziehung

ad I. Räumliche und zeitliche Distanzierung:

Diese Kategorie soll die räumliche und zeitliche Distanzierung eines Kommunikators gegenüber dem von ihm kommunizierten Ereignis erfassen und besteht aus zwei Subkategorien:

1. Räumliche Distanzierung: Wird signiert, wenn in der Oberflächenstruktur im Widerspruch zur textexternen Tiefenstruktur erscheinen:
 - Demonstrativa wie ‚that‘, ‚those‘ im Gegensatz zu ‚this‘, bzw. ‚these‘. Z.B.: ‚Those people were contriving against me‘.
 - Adverbialphrasen wie ‚I did not know where to begin‘, wobei ‚where‘ auf Distanzierung verweisen soll, was u.E. allerdings wenig einleuchtend erscheint.
 - Andere Terme wie bspw. ‚not here‘.
2. Zeitliche Distanzierung: Wird signiert, wenn die Handlung im Widerspruch zu den ‚boundary conditions‘ zeitlich in die Vergangenheit oder Zukunft versetzt ist, d.h. die Beziehung zwischen Sprecher und kommuniziertem Ereignis nicht gegenwärtig oder andauernd ist. Das soll der Fall sein bei im Widerspruch zur textexternen Tiefenstruktur verwendeten Zeitbestimmungen wie:
 - Verbzeiten
 - Adverbialphrasen, eingeleitet durch ‚when‘, ‚during‘, ‚while‘ etc.
 - temporale Modifikationen wie ‚before‘, ‚after‘ etc.
 U.E. scheinen solche Abweichungen in der zeitlichen Darstellung allerdings eher auf Fehler sprachlicher Art als auf Distanzierung zurückzuführen sein.

Insgesamt können die Kriterien für Kategorie I. als zu beliebig bewertet werden, um damit die Distanzierung eines Sprechers erfassen zu können.

ad II. Denotative Unspezifität:

Diese Kategorie steht für die Ambiguität eines Terms aus der Oberflächenstruktur, d.h. je größer die Zahl der zusätzlich möglichen Referenten einer Beziehung ist, desto größer die Ambiguität und desto geringer die denotative Spezifität dieser Bezeichnung. Diese Kategorie umfaßt die drei Varianten:

1. Teil-Kategorie: Wird signiert, wenn das für einen Referenten verwendete Zeichen sich nur auf einen Teil oder auf ein Charakteristikum des Referenten bezieht. Z.B.: ‚Do you like John? – I like his manners‘.
2. Klasse-Kategorie: Wird signiert, wenn sich das Zeichen auf eine Klasse von Personen oder Objekten bezieht, die die in der Tiefenstruktur gegebene Person bzw. das Objekt einschließt, was auch bei der Verwendung von Personalpronomina der Fall ist. Z.B.: ‚Everybody enjoyed reading‘ statt ‚I enjoyed reading‘.
3. Implizit-Kategorie: Wird signiert, wenn Agens, Patiens oder beide eher implizit als explizit in der Kommunikation enthalten sind. Z.B.: ‚The experimenter gave hints (to me)‘.

Die Kategorie II. dürfte im Gegensatz zu Kategorie I. gut geeignet sein, fehlende Unmittelbarkeit bzw. Distanzierung zu erfassen, denn, daß ein Referent im Widerspruch zur Tiefenstruktur in der Oberflächenstruktur gar nicht oder nur als einer von vielen möglichen anderen erscheint, läßt sich sehr plausibel und ohne größere Schwierigkeiten als eine Form von Indirektheit und damit Distanzierung von diesem Referenten interpretieren. Da sie sich darüber hinaus auch sehr gut mit anderen Aspekten der Verdinglichung – das Verschwinden der Subjekte aus dem Prozeß des sozialen Handelns etwa oder das Wahrnehmen anderer unter nur einem bestimmten Aspekt – in Zusammenhang bringen läßt (s. u.), soll diese Kategorie – wenn auch leicht modifiziert – für die Erfassung verdinglichungstypischen Sprechens übernommen werden.

ad III. Agens-Patiens-Aktionsbeziehung:

Diese Kategorie soll die in der textexternen Tiefenstruktur vorhandene Distanzierung erfassen, d.h. diejenigen Variationen in der Oberflächenstruktur, die auf eine Distanz oder Trennung zwischen Agens und Patiens, Agens und Aktion oder Patiens und Aktion hinweisen. Wiener & Mehrabian nennen dabei als Subkategorien:

1. Einseitigkeit: Wird signiert, wenn die Beziehung zwischen Agens und Patiens als einseitig gerichtet dargestellt werden. Z.B.: ‚X drove me to school‘.

Die angegebenen Kriterien und Beispiele scheinen allerdings für die Signierung und Interpretation nicht besonders hilfreich, denn warum sollte etwa, wie unterstellt, ‚we talked quickly‘ auf mehr Distanz verweisen als ‚we talked to each other‘?

2. Passivität: Wird signiert, wenn Agens, Patiens oder beide im Widerspruch zur Tiefenstruktur als behandelt oder von externen Kräften getrieben beschrieben werden, was mit den folgenden Unterkategorien erfaßt werden soll:

- Agens, Patiens oder beide werden mit ‚to have to‘, ‚to be forced to‘ etc. verbunden.
- Das grammatikalische Passiv wird eingesetzt.
- Wörter wie ‚because‘, die externale Verursachung anzeigen sollen, werden verwendet.

Während die Bedeutung der ersten beiden Subkategorien ohne weiteres evident erscheint, wirkt die letzte Subkategorie u.E. wenig aussagekräftig, denn ein Wort wie ‚because‘ verweist wohl kaum per se auf Externalisierung.

3. Modifizierung: Soll die Distanzierung eines Sprechers zu seiner Kommunikation erfassen und wird signiert, wenn ‚Objektivierung‘

und ‚Relativierung‘ verwendet wird. Objektivierung heißt dabei, daß ein Ereignis als vom Sprecher unabhängig verbalisiert wird, und wird als Distanzierung vom Gegenstand der Kommunikation oder von der Kommunikation selbst interpretiert; Relativierung bedeutet, daß andere Interpretationen als die des Sprechers als möglich impliziert werden. Sie drückt die Unsicherheit des Sprechers aus und wird von den Autoren als Distanzierung vom Adressaten interpretiert, was u.E. wenig zwingend erscheint.

Dennoch scheint diese Kategorie für die Frage der Distanzierung und das Problem der Verdinglichung sehr gut geeignet; sie läßt sich als Hinweis auf die Distanzierung vom kommunizierten Geschehen und von der eigenen Beurteilung interpretieren, was sich sehr gut auf den verdinglichungstypischen repressiv-regressiven Lösungsversuch sensu Knebel beziehen läßt.

4. Intensität-Extensität: Wird signiert, wenn Intensität, Extensität oder Frequenz der Agens-Patiens-Beziehung modifiziert ist. Beispiele wie ‚some‘, ‚few‘ oder ‚Jim and I hardly know each other‘ verweisen auf Argumentationsfiguren wie ‚das war ja nur ...‘, ‚ansonsten habe ich nichts damit zu tun‘ und damit auf Distanzierung vom Geschehen und der eigenen Involviertheit.

Die Aussagekraft dieses Kategoriensystems im Hinblick auf die Distanzierung eines Sprechers gegenüber dem Gegenstand und seiner Kommunikation wurde inzwischen schon mehrfach empirisch bestätigt (vgl. Conville 1975; Feinberg 1971; Mehrabian 1966; 1967a; 1967b). Dennoch scheinen nicht alle aufgeführten Varianten hinsichtlich der Distanzierungserfahrung bedeutsam zu sein; einige dürften auch nicht direkt auf die deutsche Sprache übertragbar sein. Überdies vernachlässigen die Autoren das Problem der Kohärenz von Texten. So können bspw. im Sinne syntagmatischer Substitution (vgl. Harweg 1968, 123; Titzmann 1977, 106) rückverweisende Pronomina, die etwas zuvor schon direkt Bezeichnetes aus Gründen der Sprachökonomie bzw. aus dem Bedürfnis nach Abwechslung zusammenfassend wieder aufnehmen, als indirekt signiert werden, wenngleich das vom Modell her nicht zu begründen ist.

Wir wollen deshalb im folgenden aus dem Kategoriensatz die Kategorien, die wir als relevant für das Problem der schizotopen Verdinglichung erachten, dazu verwenden, die für die schizotope Situation unterstellten Distanzerfahrungen auf die sprachlichen Strategien eines in diese Situation involvierten Sprechers zu übertragen.

4. Verdinglichungsrelevante Analysekategorien

Über den in den letzten Abschnitten entwickelten Bezugsrahmen werden nun aus der Verdinglichungstheorie und den für die schizotope Situation empirisch bestätigten psychologischen Aussagen Kategorien abgeleitet, die verdinglichungstypische Abweichungen von dem unter 3.3. vorgestellten Vergleichsmaßstab für sprachliche Realisierungen einer schizotopen Handlungsstruktur erfassen sollen. Mit Hilfe dieser Kategorien lassen sich dann Hypothesen formulieren, deren empirische Überprüfung die Annahme einer von anderen abgrenzbaren Textsorte ‚verantwortendes Sprechen über eine schizotope Situation‘ rechtfertigen oder verwerfen kann.

Zuvor seien hier nochmals zusammenfassend die wichtigsten Aspekte der schizotopen Situation aufgeführt:

1. Verselbständigung der Produkte (materieller und geistiger Produktion)
2. Erstarrung von Denkprozessen, Institutionen, Handlungsprozessen; ‚Abschaffung der Handlung‘
3. Die Herrschaft solcher ‚Dinge‘ über Menschen, d.h.: Dinge erscheinen als Urheber von Handlungen
4. Die Reduzierung von Menschen auf austauschbare ‚Dinge‘ mit Warencharakter
5. Verlust der Unmittelbarkeit von zwischenmenschlichen Beziehungen
6. Externale Attribuierung von Verantwortlichkeit für die im Rahmen der schizotopen Situation begangenen Normverletzungen durch repressiv-regressiven Lösungsversuch sensu Knebel

4.1. *Bestimmung der zu analysierenden Texteinheiten*

Ein wichtiges Problem ist die Frage der Kommunikationseinheit, auf die man sich bei der Analyse beziehen will. Diese Bezugnahme umfaßt zum einen den Bereich, innerhalb dessen jeweils über das Zutreffen einer Kategorie entschieden wird, zum anderen die sich daraus ergebende Anzahl solcher Einheiten, auf die die absoluten Häufigkeiten der signierten Kategorien bezogen werden. Für die meisten der unter 5.2. aufgeführten Kategorien scheint eine Einheit angemessen, die aus mindestens und nicht mehr als einem grammatikalisch vollständigen Satz besteht, d.h. einem Prädikat, einem Subjekt und etwaigen Ergänzungen. Dieser Bereich ermöglicht noch eine relativ eindeutige Identifizierung der Aktion und der Aktanten, auf die referiert wird. Überdies deckt sich eine solche Einheit mit dem für die schizotope Situation entwickelten Vergleichsmaßstab (vgl. 3.3.). Das Subjekt oder ein anderer notwendiger

Satzteil muß in einer solchen Einheit nicht explizit enthalten sein (darauf bezieht sich ja eine unserer Hypothesen); entscheidend ist vielmehr, daß sich dafür zumindest implizit ein Referent (etwa als logisches Subjekt) identifizieren läßt, wie bspw. in dem Satz: ‚Dann wurde geschossen‘. Entsprechend bildet auch z.B. der Satz: ‚Ich ging in den Laden und kaufte mir einen Sack Elwetritschen‘ zwei Einheiten, nämlich: ‚Ich ging in den Laden‘ und ‚und kaufte mir einen Sack Elwetritschen‘. Gleiches gilt für Nebensätze, die als eigenständige Einheit aufzufassen sind. Einen Grenzfall bilden Infinitivkonstruktionen, die als Ergänzung einer übergeordneten Einheit, aber auch als selbständige Einheit klassifiziert werden können. Entscheidend ist dabei, ob im konjugierten Prädikat und daran angeschlossenen Infinitiv auf verschiedene Aktionen oder Zustände referiert wird oder ob das konjugierte Verbum nur eine Modifikation des im Infinitiv genannten Sachverhalts darstellt.

Wörtliche Zitate werden im Gegensatz zu indirekter Rede, die als eigene sprachliche Darstellung aufzufassen sind, nicht als Einheiten gezählt und auch nicht kategorisiert. Ebenso sollen nicht gezählt werden Äußerungen wie ‚ja‘ oder ‚nein‘ als Antworten auf geschlossene Fragen, da die (zu interpretierende) Besetzung der grammatischen Rollen sich nicht eindeutig bestimmen läßt. Ist eine solche Äußerung direkt mit einer vollständigen Einheit verbunden (z.B.: ‚Nein, das tut man nicht‘), so wird sie dieser zugerechnet und kann interpretiert werden. Als Größe, auf die man die für die einzelnen Kategorien ausgezählten Häufigkeiten bezieht, um sie für Vergleiche mit anderen Texten zu standardisieren, scheint vor allem die Gesamtzahl der in einem Textexemplar enthaltenen Analyseeinheiten angebracht. Das heißt, die relative Häufigkeit, mit der eine Kategorie signiert wird, ergibt sich aus dem Quotienten zwischen der absoluten Anzahl der Signierungen und der Gesamtzahl der in einem Textexemplar enthaltenen Einheiten. Dies ist nicht nur sinnvoll, weil die Kategorien in der Regel schon auf diese Einheiten bezogen sind, sondern auch, weil mit dieser Bezugsgröße im Rahmen des Immediacy-Paradigmas gute Ergebnisse erzielt worden sind (vgl. Wiener & Mehrabian 1968; Conville 1975).

4.2. *Analysekategorien*

Bedeutungstragende Absenz (BA)

Diese Kategorie ist unter verschiedenen Namen wie ‚Minus-Prijom‘ (vgl. Titzmann 1977, 230), ‚bedeutungstragende Nullposition‘ (Lotmann 1972, 83;

Titzmann 1977, 238) im Strukturalismus, aber auch in der rezeptionsorientierten Literaturforschung (vgl. Iser 1970) verwendet worden. Titzmann versteht unter einer solchen Nullposition eine „Relation eines ‚Textes‘ oder einer syntagmatischen Stelle zu einem (textexternen oder textinternen) Modell derart, daß eine Menge von Merkmalen/Termen/Propositionen, die das Modell bezüglich eines bestimmten Terms aufweist, bezüglich desselben Terms oder doch eines Terms derselben Klasse an der Stelle nicht auftreten“ (Titzmann 1977, 238). Obwohl diese Definition recht vage ausfällt, hat sie doch den Vorteil, sich auf einen Standard zu beziehen, der dem von uns definierten Vergleichsmaßstab für die sprachliche Realisierung einer schizotopen Situation entspricht. Wir wollen unter Bezug auf diesen Vergleichsmaßstab von bedeutungstragender Absenz sprechen, wenn eines oder mehrere der im Vergleichsmaßstab enthaltenen Bestimmungsstücke in der sprachlichen Realisierung nicht erscheinen. Die Bedeutung dieser Absenz für das verdinglichungsgebundene Sprechen wird abgeleitet aus der Verselbständigung der Produkte, die als erstarrte Prozesse über die Menschen dominieren, wohingegen diese nicht mehr an den entscheidenden Positionen eingreifen zu können scheinen, d.h. nicht mehr als Urheber sozialen Handelns in Erscheinung treten (womit auch die ‚Abschaffung der Handlung‘ zusammenhängt). In der schizotopen Situation drückt die BA darüberhinaus die Externalisierung der Verantwortlichkeit aus, die sie zugleich funktional unterstützt, indem sie inkompatible Kognitionen erschwert (vgl. Orwell 1968). Wo es keinen Täter gibt und kein Opfer, da gibt es auch keine Tat und somit auch keine Verantwortlichkeit.

Diese deutlichste Form sprachlicher A-Repräsentation macht es überflüssig, etwas zu verteidigen, was nicht zu verteidigen ist; man kann schlicht darüber reden, ohne tatsächlich davon zu sprechen (vgl. Danet 1976, 120f.). Auf diese Weise wird die mit den verletzten Normen inkompatible Erfahrung abgedrängt, und diese Normen werden gar nicht erst salient, d.h. dieser ‚sprachliche Eskapismus‘ ermöglicht es also, dieselben Normverletzungen immer wieder durchzuführen, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Die Absenz des Anweisenden im ersten Satz des Vergleichsmaßstabs läßt sich ebenfalls aus der Verlegung der Urheberschaft in die verdinglichten Prozesse ableiten, dient aber darüberhinaus möglicherweise auch dem durch die defensive (sprachliche) Selbstausschaltung im zweiten Satz des Maßstabs zu kurz gekommenen Bedürfnis nach persönlicher Kontrolle.

Kriterien für die Signierung

Die BA eines Textes über eine schizotope Situation kann grundsätzlich auf zwei Arten bestimmt werden, die einander gegenseitig ergänzen. Die erste bezieht sich direkt auf den Vergleichsmaßstab für die sprachliche Oberflächenstruktur, d.h. die BA von Anweisendem, Ausführendem und Betroffenen kann nur in solchen Einheiten festgestellt werden, die dem Vergleichsmaßstab entsprechend auf die Beziehungen zwischen diesen Beteiligten referieren. Eine solche Einheit wäre bspw.: ‚Dann gab es eine kurze Schießerei‘, wenn der Sprecher selbst geschossen oder eine Anweisung dazu gegeben hätte. Hier wird BA signiert, und zwar dreifach für die Absenz von Anweisendem, Ausführendem und Betroffenen. Entsprechend dem Bezug auf nur solche Einheiten, die direkt zum Vergleichsmaßstab passen, wird die absolute Häufigkeit der in einem Text signierten BAs auf die Anzahl dieser Einheiten relativiert.

Die zweite Möglichkeit hat den Vorteil, daß mit ihr auch die BA der für die schizotope Situation relevanten Aktionen festgestellt werden kann und daß auch die Einheiten berücksichtigt werden, die nicht direkt dem Vergleichsmaßstab entsprechen. Hier zählt man über den ganzen Text hinweg die Benennungen von Anweisendem, Ausführendem, Betroffenen und dazwischenliegenden Aktionen aus und relativiert sie dann auf die Anzahl aller im Text enthaltenen Einheiten. Die so ermittelte BA ist umso größer, je kleiner der auf diese Weise gebildete Quotient ist. Es erscheint sinnvoll, dabei die Selbsterwähnungen des Sprechers nur dann zu signieren, wenn sie sich auf seine Rolle in der schizotopen Situation direkt beziehen, denn naturgemäß wird in einer Sprechsituation des Verantwortens der Sprecher sich selbst – wenn auch eher bei Bezug auf entlastende oder periphere Aspekte – häufiger nennen als andere.

Mangel an denotativer Spezifität (DS)

Diese mit der ersten eng in Zusammenhang stehende Kategorie beinhaltet die Annahme, daß, wenn die sprachliche Realisierung der schizotopen Situation die Bestimmungsstücke des Vergleichsmaßstabs enthält, die Bezeichnung für sie so weit ist, daß die Elemente der Handlungsstruktur jeweils nur einer von mehreren möglichen Referenten sind. Der Terminus ‚denotative Spezifität‘ stammt von Wiener & Mehrabian und wird von den Autoren wie folgt verstanden: ‚The greater the number of possible additional referents (other than the specific object referred to in the communication) denoted

by the particular symbol, the greater is the ambiguity and the less the denotative specificity in the communication“ (Wiener & Mehrabian 1968, 36). Das Gleiche bezeichnet Titzmanns ‚Grad der horizontalen Spezifizierung‘ (Titzmann 1977, 245), Danets ‚equivocation‘ (Danet 1977, 121f.) oder die ‚Unbestimmtheit‘ bei Heringer et al. (1977, 296f.).

Die geringe DS in der uns interessierenden Textsorte bedeutet eine abgeschwächte Form der BA, in der die Subjekte bzw. die konkreten Aktionen aufgrund der mehrdeutigen Benennungen aus der Situation herausgezogen scheinen. Da aber im Gegensatz zur BA beim unspezifischen Sprechen das jeweilige Bestimmungsstück aus dem Vergleichsmaßstab mit einem Signifikanten besetzt ist, erhält man hier semantische Informationen nicht allein aus der Tatsache, daß etwas fehlt, sondern auch aus Extension und Intension des verwendeten Zeichens. Am Beispiel ‚Ziel‘ als Bezeichnung für die Opfer eines Bombenabwurfs wird deutlich, daß geringe DS im Zusammenhang mit Verdinglichung keine x-beliebige Abstraktion oder Reduzierung darstellt, sondern daß eine solche Abstraktion auf der Subjekt-Subjekt-Ebene in der Regel die Reduzierung eines Subjekts zu einem austauschbaren ‚Ding‘ mit dem indifferenten Charakter der Ware beinhaltet. Ebenso verweist die unspezifische Benennung von Aktionen auf deren Beliebigkeit und prinzipielle Austauschbarkeit. Ob man mit Knopfdruck einen Menschen tötet oder einen Fahrstuhl bedient, das Wichtigste daran ist, daß man Geld verdient oder seine Pflicht erfüllt.

Weiter reproduziert das unspezifische Sprechen die in der schizotopen Situation enthaltene Distanzierung, sowohl von der eigenen Tätigkeit und deren Konsequenzen als auch von den anderen Beteiligten und Betroffenen, und dient umgekehrt wiederum der Bestätigung und Aufrechterhaltung dieser Distanzierung. Gleichfalls wird die psychologisch bestätigte Externalisierung durch eine solche Distanzierung erleichtert.

Kriterien für die Signierung

DS wird immer dann signiert, wenn Bezeichnungen verwendet werden, die so weit sind, daß der dazugehörige Referent ohne Kenntnis der textexternen Tiefenstruktur nicht mehr eindeutig identifiziert werden kann. Dies ist bspw. dann der Fall, wenn die von einem Bombenabwurf Betroffenen mit dem Terminus ‚Ziel‘ benannt werden, wenn ein Todesschütze von seiner ‚Arbeit‘ oder seinem ‚Handeln‘ spricht oder ähnliches. Wie bei den anderen Kategorien wird

auch hier lediglich dichotom über Zutreffen oder Nicht-Zutreffen entscheiden. Die absolute Häufigkeit der DS-Signierungen wird auf die Gesamtzahl der in einem Textexemplar enthaltenen Einheiten relativiert. Beispiel: ‚Da kam schon die nächste *Lieferung*‘, womit Menschen bezeichnet wurden, die in die nächste Gaskammer getrieben werden sollten.

Auf Textebene ließe sich die DS mit Hilfe einer Modifizierung der sog. ‚cloze procedure‘ (vgl. Groeben 1972, 186ff.; 1977, 102ff.) bestimmen. Wir schlagen dafür ein Verfahren vor, das sich an die Vorgehensweise einer ihrer Varianten, der sog. ‚progressive cloze procedure‘ (vgl. Groeben 1976) anlehnt: Man entfernt aus einem Text 50% der Inhaltswörter, gibt diese Version mehreren Rezipienten vor, die nun die Frage: ‚Wer spricht hier über welche Situation?‘ beantworten, d.h. die dem Text zugrundeliegende Tiefenstruktur und die Rolle des Sprechers darin erschließen sollen. Nachdem man die erste Lücke der Textvorlage entsprechend geschlossen hat, kann man diesen Rezipienten die gleiche Frage noch einmal stellen usf. bis zur vollständigen Version des Textes. Um zu vermeiden, daß die Rezipienten sich zu sehr auf die von ihnen bei der ersten Befragung genannte Situation einstellen und ihre darauffolgenden Antworten sich allein deshalb nicht ändern, empfiehlt es sich, die zweite, dritte, vierte etc. Beantwortung jeweils von einer anderen Vpn-Gruppe durchführen zu lassen, so daß jede Vpn nur einmal antwortet. Die dabei erhaltenen Antworten werden dann von mit den Kriterien der schizotopen Situation vertrauten Ratern daraufhin eingeschätzt, ob sie der textexternen Tiefenstruktur entsprechen oder nicht. In der Folge ließe sich für jeden Schritt der Vervollständigung eines Textes angeben, wieviel Prozent der Rezipienten die ‚richtige‘ Situation identifizierten. Nimmt man nun den Prozentsatz von fünfzig als Kriterium dafür, daß der Text so konkret ist, daß eine Mehrzahl von Rezipienten die ‚richtige‘ Situation identifiziert, so kann man verschiedene Texte hinsichtlich der zur Erreichung dieses Kriteriums erforderlichen Einsetzungen vergleichen, d.h., ein Text wird denotativ unspezifischer als ein anderer genannt, wenn bei ihm mehr Einsetzungen zur Erlangung des Kriteriums erforderlich sind. Wird bei keinem der Texte das Kriterium erreicht, so sind sie alle als denotativ unspezifisch einzustufen, da mehr als die Hälfte der Rezipienten die beschriebene Situation nicht identifizieren konnte. Die relative Unspezifität der Texte ergibt sich dann aus den Prozentverteilungen bei der vollständigen Version.

Depersonalisierung (D)

Diese Kategorie repräsentiert in der sprachlichen Rekonstruktion das Verschwinden der Subjekte aus dem Prozeß sozialen Handelns, da die Urheber-schaft und damit Verantwortlichkeit in verselbständigte, ihre Produzenten beherrschende ‚Dinge‘ (verdinglichte Institutionen, technische Prozesse, ‚Sachzwänge‘) verlegt wurde. Der Terminus ‚Depersonalisierung‘ wird von Danet (1976) übernommen, die „depersonalization of the vocabulary of decision-making“ als eine der ‚acht Todsünden‘ der Watergate-Sprache nennt: „Watergate people talk as if institutions or organizations, or even real estate, make decisions, not individual people, responsible for their acts“. (o.c., 126). Wir

wollen Depersonalisierung nicht nur auf das Treffen von Entscheidungen, sondern auch auf das Verursachen von anderen Aktionen, wie z.B. das Ausführen aggressiver Akte, beziehen, wobei wir verschiedene Varianten unterscheiden:

Bei der ersten geht es um die Besetzung der grammatischen Subjektrolle in der Oberflächenstruktur, die im Widerspruch zur textexternen Tiefenstruktur mit Bezeichnungen für anonyme, abstrakte ‚Dinge‘ (eben Institutionen, ‚Sachzwänge‘ etc.) aufgefüllt wird. Beispiele: ‚Der Krieg greift nun auch nach Laos über‘, oder: ‚Der Arbeitsmarkt erholt sich‘. Diese Art, die Subjektrolle auszufüllen, ist für beide Sätze des Vergleichsmaßstabes zu erwarten, z.B.: ‚Der Befehl schrieb vor‘ (1. Satz), und: ‚Der nächste Schock machte ihn fast bewußtlos‘ (2. Satz). Trivialerweise bedeutet diese Art der Depersonalisierung zugleich eine Personalisierung, Vermenschlichung der ‚Dinge‘ und entspricht insofern dem Satz der Verdinglichungstheorie, der besagt, daß die Produkte menschlichen Handelns sich nicht nur verselbständigen, sondern (scheinbar) auch Herrschaft über Menschen ausüben. In einer Welt, in der die ‚Dinge‘ agieren, müssen die Menschen – sofern sie überhaupt noch da sind – passiv sein, Hilfsmittel und Objekte ihrer eigenen Produkte. Dies kommt u.a. durch die Verwendung von Hilfsverben wie ‚müssen‘, ‚zu tun haben‘ etc. (vgl. Wiener & Mehrabian 1968, 93) zum Ausdruck. Beispiel: ‚Man mußte halt weitermachen.‘ Eine andere Möglichkeit ist der Gebrauch des grammatikalischen Passivs (vgl. l.c.; Danet 1976, 126). Bei der ersten Variante, dem persönlichen Passiv, wird dabei lediglich die Richtung des Handelns in eine des Leidens umgeformt. Beispiel: Statt ‚Ich erschöß ihn‘ heißt es: ‚Er wurde erschossen‘. Bei der vollständigen Transformation des aktiven Satzes müßte dessen Subjekt als die präpositionale Ergänzung ‚von mir‘ erscheinen, was allerdings beim verdinglichungsgebundenen Sprechen nicht zu erwarten ist, da ein solches ‚von mir‘ ein betontes Hinweisen auf die eigene Verantwortlichkeit bedeuten würde. Beim unpersönlichen Passiv wird neben dem Agens auch der Patiens sprachlich eliminiert. Der passive Satz hat dann entweder ein sog. grammatikalisches Subjekt (‚es‘) oder überhaupt keines. Beispiel: ‚Es wurde geschossen‘, oder: ‚Dann wurde geschossen‘.

Diese Art zu sprechen erschwert also die Wahrnehmung des von einer Handlung Betroffenen, zumal die dabei verwendeten Verben in der Regel intransitiv sind, d. h., daß ihnen kein direktes Objekt folgt und sie somit auch keines erwarten lassen. Für die sprachliche Realisierung des ersten Teils der textexternen Tiefenstruktur ist überdies noch eine andere Variante zu erwarten, die den Versuch darstellt, den durch die Externalisierung von Verantwortung im zweiten Teil entstandenen Verlust an persönlicher Kontrolle durch die sprach-

liche Umkehrung der asymmetrischen Beziehung Anweisender—Ausführender zu kompensieren. Als sprachliche Mittel dafür stehen Verben wie ‚kriegen‘, ‚empfangen‘, ‚erhalten‘ zur Verfügung, die von ihrer grammatischen Form her aktiv, von ihrer Bedeutung hingegen passiv sind. Beispiel: ‚Wir kriegen die Ziele.‘ Das heißt: Der Patiens in der textexternen Tiefenstruktur wird Subjekt; aus dem passiven Erdulden des Patiens wird ein aktives Prädikat, während der eigentliche Agens nicht erscheint. Auf diese Weise schafft sich der die Anweisungen eines anderen ausführende Täter die Möglichkeit, sich aus der unangenehmen (weil mit dem Streben nach persönlicher Kontrolle inkompatiblen) Objektrolle in die des Subjekts zu versetzen, die er ja bei der Beschreibung seiner Aktion aus Selbstschutzgründen (Egotismuskriterium bei negativen Handlungen stärker als Kontrollmotiv) möglichst nicht einnimmt.

Kriterien für die Signierung

Die Kriterien werden für die verschiedenen Subkategorien jeweils getrennt aufgeführt:

- ‚Dinge‘ als Subjekt (D_S): wird signiert, wenn die grammatikalische Subjektrolle nicht von Menschen, sondern von ‚Dingen‘ (Institutionen, ‚Sachzwängen‘ etc.) ausgefüllt wird. Beispiel: ‚Die Bombe forderte 10000 Opfer.‘ Nicht signiert wird hingegen, wenn die Subjektrolle zwar in dieser Weise besetzt ist, das dazugehörige Prädikat aber passiv ist. Beispiel: ‚In diesem Moment wurde die Bombe geworfen.‘ Hier wären zwar BA und D_{pp} (s. u.) zu signieren, aber die Bombe erscheint nicht als eigenständig handelnd oder ähnliches.
D_S wird auch signiert, wenn die Subjektrolle mit dem sog. grammatikalischen Subjekt ‚es‘ besetzt ist und das Prädikat aktiv ist. Beispiel: ‚Es machte kurz ‚bum‘, und die Arbeit war getan.‘
- Externale Verben (D_V): D_V wird signiert bei Verben, die auf externale Verursachung verweisen, wie ‚müssen‘, ‚zu tun haben‘, ‚nicht anders denken können als‘ etc.. Beispiel: ‚Ich hatte meine Pflicht zu erfüllen.‘ Nicht signiert wird hingegen, wenn solche Verben gebraucht werden, um einen gefühlsmäßigen oder physischen inneren Druck zu beschreiben. Beispiel: ‚Ich mußte kotzen.‘ Ebenfalls nicht signiert wird, wenn die Opfer ‚mußten‘. Beispiel: ‚Die Neuankömmlinge mußten sich in Zweierreihen aufstellen.‘ Dieses ‚müssen‘ entspricht ja der textexternen Tiefenstruktur (allerdings wäre hier BA zu signieren).
- Persönliches Passiv (D_{pp}): D_{pp} wird signiert, wenn der Sprecher das persönliche Passiv verwendet. Beispiel: ‚Die Arbeitskräfte wurden erst hinterher aus der Kartei gestrichen.‘

- Unpersönliches Passiv (D_{UP}): D_{UP} wird signiert, wenn das Passiv ohne Subjekt oder mit dem grammatikalischen Subjekt ‚es‘ verwendet wird. Beispiel: ‚Dann wurde geräumt.‘
- Umkehrende Verben (D_{UV}): D_{UV} wird signiert, wenn die Beziehung des Ausführenden zu dem ihn Anweisenden mit Verben beschrieben wird, die grammatikalisch aktiv, von ihrer Bedeutung hingegen passiv sind und den Sprecher zum Subjekt haben. Solche Verben sind: ‚erhalten‘, ‚kriegen‘, ‚bekommen‘, ‚empfangen‘ etc.. Beispiel: ‚Wir kriegen die Befehle.‘
Diese Subkategorie wird nur berücksichtigt, wenn alle zu vergleichenden Texte die Beziehung Anweisender–Ausführender thematisieren.

Das Gesamtmaß der Depersonalisierung wird gebildet aus der Summe der für die einzelnen Subkategorien ermittelten absoluten Häufigkeiten, bezogen auf die Gesamtzahl der in einem Text enthaltenen Einheiten.

Statifizieren (S)

Diese Kategorie soll das (scheinbare) Verschwinden von Entwicklung, Veränderung und Dynamik im sozialen Geschehen repräsentieren. An Stelle dialektischer Veränderung und aktiven Einwirkens tritt ahistorische (vgl. Marcuse 1970, 116ff.) Erstarrung, die Prozesse zu statischen Fakten, zu ‚Dingen‘ ohne Urheber werden läßt. Das dynamische ‚werden‘ oder ‚machen‘ wird zum punktuellen ‚ist‘, womit, um mit Anders (1972, 100f.) zu sprechen, Handlung ‚abgeschafft‘ wird. Übertragen auf die schizotope Situation ist dies gleichbedeutend mit der Externalisierung von Verantwortung. Denn: Wo es kein Tun gibt, da gibt es auch keinen Täter und somit auch keine Verantwortung. Sprachlich wird sich dies wohl am ehesten in den Verben manifestieren, die ja als ‚Tu-Wörter‘ für Aktion und Veränderung stehen. Daher sollen im folgenden für die Funktionsklasse Prädikat einige verdinglichungstypische Abweichungen vom Vergleichsmaßstab abgeleitet werden, die u.E. die Tilgung des Aktionscharakters repräsentieren.

Eine mögliche Strategie ist die Verwendung von (nennen wir sie:) ‚Zustandsverben‘, wie ‚sein‘, ‚dabei sein‘ oder ‚passieren‘ anstelle von Aktionsverben wie ‚machen‘, ‚bestrafen‘ oder auch ‚bombardieren‘. Zustandsverben drücken aus, was Lukács ‚kontemplative Haltung‘ (1923, 179) genannt hat; mit ihrer Verwendung wird im Widerspruch zur textexternen Tiefenstruktur eine Beteiligung des Täters an der Tat geleugnet. Er war sozusagen ‚nur dabei‘. Soziales Geschehen wird zu einem Zustand gemacht, der ‚halt da war‘,

der unabhängig von einem selbst ablief, dem man eben nur kontemplativ ‚beiwohnen konnte‘. Beispiel: ‚Es gab dann einen Schuß.‘

Eine zweite und die wohl bekannteste Strategie des Statifizierens ist die Nominalisierung, d.h., das Verbum wird zu einem Substantiv gemacht, zu einem räumlichen ‚Ding‘. Die ihm eigenen Zeitaspekte werden dabei eliminiert: Aus ‚Schießen‘ wird eine ‚Schießerei‘, die dann einfach ‚stattfand‘, ohne daß irgend jemand etwas hätte dazu tun können. Nicht: ‚Wir haben angegriffen‘, sondern: ‚Es gab einen Angriff‘, so wie es vorher in der Kantine eben einen Pudding gab. Auf die schizotope Situation bezogen, besteht die sprachliche Operation darin, die Bezeichnung für die Aktionen von der Funktionsklasse Prädikat in eine andere zu übertragen.

Eine weitere Variante besteht in einer komplementären Verstärkung der durch die Verwendung des grammatikalischen Passivs erzielten Depersonalisierung. Hierbei werden die noch Dynamik ausdrückenden Hilfsverben der passiven Verbkonstruktion einfach weggelassen: Aus dem schon depersonalisierten ‚Der Befehl wurde ausgeführt‘ wird das militärisch übliche ‚Befehl ausgeführt‘ oder – wie in der Bürokratsensprache – aus ‚Der Auftrag wurde gestern erledigt‘ ein ‚Auftrag erledigt‘, womit der letzte Hinweis auf eine Handlung verlorengeht. Diese Variante soll hier aber lediglich erwähnt werden, da der Sprecher sich bei dieser Art zu sprechen noch in der triadischen Situation selbst befinden muß.

Kriterien für die Signierung

- Zustandsverben (S_{ZV}): S_{ZY} wird signiert, wenn der Sprecher im Zusammenhang mit den zur schizotopen Situation gehörenden Aktionen Verben verwendet, die nicht Aktionen, sondern Zustände bezeichnen. Beispiel: ‚Irgendwie war ich schon dabei.‘
Nicht signiert wird, wenn nicht-soziale Sachverhalte beschrieben werden wie bspw.: ‚Das Wetter war miserabel.‘
Darüber hinaus wird ausgezählt, wieviele der nicht als DS oder D_S signierten Subjekte mit Zustands- bzw. Aktionsverben als Prädikat verbunden sind (Kombination). Der Quotient wird gebildet aus der Anzahl der Zustandsverben und der aller zu den genannten Subjekten zugeordneten Verben. Beispiel wie oben: Weder DS noch D_S signiertes Subjekt (‚ich‘), verbunden mit Zustandsverbum ‚dabei sein‘.
- Nominalisierung (S_N): S_N wird signiert, wenn der Sprecher substantivierete Verben verwendet. Beispiel: ‚Dann ging das Verladen los.‘

Das Maß für Statifizieren wird ermittelt, indem man zunächst den Quotienten aus Zustandsverben und der Gesamtzahl der Einheiten ermittelt und aus diesem und dem für die Kombination erhaltenen das arithmetische Mittel bildet. Dieses Ergebnis wird zu dem Quotienten aus der Zahl der Nominalismen und der Anzahl der Einheiten addiert und das Ergebnis wiederum durch zwei dividiert.

Repressiv-regressive Distanzieren (RR)

Repressiv-regressive Metasätze verweisen auf ein extremes Maß an ‚Selbstausschaltung‘ aus dem Prozeß sowie auf Externalisierung von Verantwortlichkeit, weshalb ihre Verwendung zur Lösung einer Falsifikationskrise auch als verdinglichungstypisch charakterisiert wurde. Entsprechend sind für das verdinglichungsgebundene Sprechen mehr derartige Metasätze zu erwarten als in Texten aus anderen Redekonstellationstypen. Die Distanzierung vom Geschehen und dessen Bewertung kann aber auch subtiler ausgedrückt werden als mit solchen doch recht expliziten Sätzen, was Wiener & Mehrabian bereits mit ihrer Modifikationskategorie (vgl. 3.4.) veranschaulicht haben. Besonders die unter ‚Relativierung‘ gefaßten Beispiele verweisen dabei auf die Distanzierung des Sprechers von seiner eigenen Mitteilung und damit auch auf die relative Beliebigkeit seiner eigenen Darstellung und Bewertung (‚some might think ...‘, ‚perhaps‘, ‚probably‘ etc.).

Wir wollen unter RR neben den explizit repressiv-regressiven Metasätzen alle aus der schriftlichen Form eines Textes ersichtlichen Anzeichen von Abschwächung, Relativierung, Herabsetzung, d.h. alle Anzeichen von Distanzierung von der eigenen Kommunikation und damit der Bewertung des Geschehens in der textexternen Tiefenstruktur, verstehen. Solche Anzeichen können sein:

- die häufige Verwendung von Konjunktiven (Beispiel: ‚Man könnte mein Handeln als automatisch bezeichnen‘),
- häufige Verneinung (Beispiel: ‚Es war nicht so, daß ich nichts mitgekriegt hätte‘),
- häufige Verwendung neutralisierender oder relativierender Konjunktionen wie ‚oder‘, ‚aber‘ etc., d.h. die Verknüpfung von Sätzen oder Satzteilen, die sich gegenseitig abschwächen oder widersprechen (Beispiel: ‚Ich hatte das Gefühl, dabei zu sein, aber gar nicht unmittelbar betroffen zu sein‘),

- häufiger Gebrauch von relativierenden Ergänzungen wie ‚vielleicht‘, ‚muß ja wohl‘ etc. (Beispiel: ‚Ein gewisses Abwägen war schon dabei‘).

Kriterien für die Signierung

- Repressiv-regressive Metasätze (RR_{MS}) wird signiert, wenn mit derartigen Metasätzen (sensu Knebel) die Bewertung explizit vermieden und nach außen abgegeben wird. Beispiel: ‚Das kann ich nicht beurteilen.‘
- Relativierender Konjunktiv (RR_K): RR_K wird signiert, wenn im Zusammenhang mit einer Bewertung der Konjunktiv als relativierende Modifizierung gebraucht wird. Beispiel: ‚Man könnte mich als unmenschlich bezeichnen.‘
Nicht signiert werden Konjunktive, die lediglich die indirekte Rede kennzeichnen. Beispiel: ‚Er sagte mir, ich solle einfach die Augen zumachen.‘ Ebensovienig wird signiert, wenn nicht über die schizotope, sondern über eine hypothetische Situation gesprochen wird. Beispiel: ‚Ich würde das nicht noch einmal tun.‘
- Relativierende Verneinung (RR_V): RR_V wird signiert, wenn anstelle einer ‚positiven‘ Beschreibung eines Vorgangs nur gesagt wird, was nicht war. Beispiel: ‚Es war ja nicht so, daß man nichts mitgekriegt hätte.‘
Nicht signiert wird, wenn die Verneinung nicht erst auf der Metaebene der retrospektiven Beschreibung hinzugefügt wird, sondern sozusagen schon direkt in der beschriebenen Situation enthalten ist. Beispiel: ‚Ich hatte mich mit ihm verabredet, aber er kam nicht.‘
- Relativierende Konjunktionen (RR_{RK}): RR_{RK} wird signiert, wenn Sätze oder Satzteile durch Verknüpfung mit relativierenden Konjunktionen wie ‚aber‘, ‚oder‘ etc. in ihrer Aussage aufgehoben oder abgeschwächt werden. Beispiel: ‚Es war normal oder wenigstens nicht unüblich.‘
- Relativierende Ergänzungen (RR_{RE}): RR_{RE} wird signiert, wenn der Sprecher abschwächende oder relativierende Ergänzungen gebraucht wie ‚vielleicht‘, ‚möglicherweise‘ etc.. Beispiel: ‚Vielleicht hat man das nicht ganz richtig gesehen.‘ Ebenso werden modifizierte Metasätze wie ‚kann sein, daß‘, ‚glaube ich wenigstens‘ etc. als RR_{RE} signiert. Beispiel: ‚Das war, glaube ich, gar nicht anders möglich.‘

Der Gesamtwert für RR wird gebildet, indem man die Anzahl der Signierungen für die einzelnen Subkategorien durch die Gesamtzahl der Texteinheiten dividiert.

Restkategorie (RK)

RK wird immer dann signiert, wenn etwas im Text auf Verdinglichung, bzw. verdinglichungstypische kognitive Verzerrungen hinweist, aber nicht in eine der fünf Kategorien einzuordnen ist. Das können Hinweise auf Externalisierung wie ‚ich habe ganz automatisch gehandelt‘ oder auf eine instrumentelle Einstellung wie ‚man wurde ja gut bezahlt dafür‘ und dergleichen mehr sein. Die Signierung dieser Kategorie sollte im Einzelfall kurz begründet werden.

4.3. Zusammenfassung des Kategoriensystems und Berechnung eines Gesamtwertes für sprachliche A-Repräsentation

Zusammengefaßt ergibt sich damit das folgende Kategoriensystem:

1. Bedeutungstragende Absenz (BA)
2. Mangel an denotativer Spezifität (DS)
3. Depersonalisierung (D)
4. Statifizieren (S)
5. Repressiv-regressives Distanzieren (RR)
6. Restkategorie (RK)

Dieses Kategoriensystem erfüllt auch die üblicherweise an inhaltsanalytische Kategoriensysteme gestellten Forderungen, nämlich die nach theoretischer Abgeleitetheit, Vollständigkeit, wechselseitiger Exklusivität, Unabhängigkeit und Eindeutigkeit (vgl. Merten 1983, 95ff.; Lisch & Kriz 1978, 69ff.).

Der Gesamtwert für sprachliche A-Repräsentation kann nun errechnet werden, indem man die Differenzierung zwischen den einzelnen Kategorien vernachlässigt und die Summe der in einem Text vorgenommenen Signierungen auf die jeweilige Zahl der Analyseeinheiten relativiert. Dazu muß allerdings zunächst die Zahl der BA-Signierungen relativiert werden, denn bei der ersten Berechnungsvariante der BA (die zweite kommt wegen der inversen Beziehung zwischen Signierungshäufigkeit und Interpretation nicht in Frage) kann

die Anzahl der Signierungen ja nur auf die direkt dem Vergleichsmaßstab entsprechenden Analyseeinheiten bezogen werden (vgl. oben). Da alle anderen Kategorien aber – von der im folgenden nicht berücksichtigten cloze-procedure-Variante einmal abgesehen – auf die Zahl aller Analyseeinheiten bezogen sind, muß die Zahl der BA-Signierungen entsprechend korrigiert werden:

$$f(\text{BA})_{\text{korr}} = \frac{f \text{ aller Analyseeinheiten} \times f \text{ der Signierungen}}{f \text{ der dem Vergleichsmaßstab entsprechenden Analyseeinheiten}}$$

Der auf diese Weise ermittelte BA-Wert läßt sich dann mit den einfachen Häufigkeiten der anderen Kategorien vergleichen und zu einem Gesamtwert für sprachliche A-Repräsentation zusammenfassen:

$$\text{Gesamtwert} = \frac{f(\text{BA}_{\text{korr}}) + f(\text{DS}) + f(\text{D}) + f(\text{S}) + f(\text{RR}) + f(\text{RK})}{f \text{ aller Analyseeinheiten}}$$

5. Empirische Überprüfung

Abschließend soll das somit entwickelte inhaltsanalytische Kategoriensystem exemplarisch eingesetzt werden. Eine derartige empirische Anwendung erlaubt die Prüfung der Validität des Kategoriensystems, die – da es in seinen theoretischen Schlüssen auf den Produzenten abzielt – über eine reine Inhaltsvalidität hinauszugehen hat (vgl. die Einleitung von Groeben in diesem Band). Als validiert kann das Kategoriensystem dann gelten, wenn es mit seiner Hilfe gelingt, die Textsorte ‚verantwortendes Sprechen über eine schizotope Situation‘ von anderen Textsorten zu differenzieren. Das heißt: Texte der thematischen Textsorte sollten eine signifikant höhere Anzahl an sprachlichen Merkmalen der aufgeführten Art (also BA, DS, D, S, RR und RK) aufweisen als andere Texte, die der thematischen Textsorte bis auf wenige entscheidende Merkmale gleichen. Als solche Merkmale sind die Rolle des Sprechers in der Situation, auf die referiert wird, der Charakter der ausgeführten Aktion (aggressiv/freundlich) sowie die Beziehung zwischen den Beteiligten (unmittelbar/mittelbar) anzunehmen. Eine besonders geeignete Quelle derartiger Textstichproben dürften die im Rahmen der sog. Obedience-Experimente durchgeführten Interviews mit Versuchspersonen dar-

stellen. Die dabei hergestellte Versuchsanordnung erlaubt es, Texte von Verweigerern (Vpn, die die Schizotopie kognitiv-emotional bzw. handelnd aufgehoben haben) und Nicht-Verweigerern zu unterscheiden und miteinander zu vergleichen. Da uns derartige Interviews allerdings von D. Mantell (der dieses Experiment seinerzeit in der Bundesrepublik durchführte) trotz intensiver Bemühungen unsererseits nicht zur Verfügung gestellt wurden, waren wir gezwungen, auf Texte zurückzugreifen, deren Inhalte sich nicht auf standardisierte Situationen beziehen.

5.1. Untersuchungsansatz: Textauswahl

Wir haben aus diesem Grund vier Texte miteinander verglichen, wobei wir davon ausgehen, daß zwei davon der thematischen Textsorte entsprechen, die beiden anderen sich jedoch hinsichtlich eines entscheidenden Merkmals davon unterscheiden. Als ‚verantwortendes Sprechen über eine schizotope Situation‘ galten die Antworten eines US-amerikanischen Luftwaffen-Captains im Rahmen eines Interviews über seine Tätigkeit im Vietnam-Krieg (Text I., vgl. Anhang) sowie Auszüge aus den Aufzeichnungen des ehemaligen Leiters des Konzentrationslagers Auschwitz R. Höß (Text III., vgl. Anhang). Diesen (die Merkmale der thematischen Textsorte erfüllenden Texten) wurden zum einen die Aussagen eines US-amerikanischen Soldaten über ein ebenfalls im Vietnam-Krieg verübtes Massaker (My Lai) gegenübergestellt (Text II., vgl. Anhang), dessen – den Text von den ersten beiden Texten diskriminierendes – Merkmal darin besteht, daß der erzählende Soldat in unmittelbarem Kontakt zu seinen Opfern stand (womit eine konstitutive Bedingung der schizotopen Situation nicht mehr gegeben ist); zum anderen die Aussagen des früheren Bundeskanzlers Willy Brandt, mit denen dieser bei einer Pressekonferenz im Jahre 1970 den von ihm unterzeichneten Vertrag zwischen der UdSSR und der BRD rechtfertigte (Text IV., vgl. Anhang). Hier liegt das diskriminierende Merkmal im Charakter der ausgeführten Aktion: Während die anderen Texte aggressives Handeln zu rechtfertigen versuchen, wird in diesem Fall ein als freundlich (weil zur Entspannung beitragend) einzustufender Akt verantwortet. Hinsichtlich anderer Textmerkmale sollen sich die Texte möglichst wenig unterscheiden.

Die Texte wurden zwecks Vergleichbarkeit in einer Länge von ca. 40 Analyseeinheiten zwei unabhängigen Kodierern vorgelegt (geringfügige Unterschiede in der Länge der Texte wurden mit der statistischen Auswertung verrechnet und damit ausgeglichen).

Erwartet wurde entsprechend den Hypothesen, daß die beiden der thematischen Textsorte entsprechenden Texte (I. und III.) von beiden Kodierern signifikant mehr Signierungen erhalten als die beiden anderen Texte (II. und IV.), und zwar in jedem möglichen Einzel- als auch im Paarvergleich.

Wegen des Nominaldatenniveaus der vorliegenden Signierungshäufigkeiten wurde die statistische Auswertung mittels eindimensionaler χ^2 -Tests durchgeführt, wobei von der oben angegebenen Gleichung für den Gesamtwert eines Textes nur deren Zähler verwendet wurde; die Relativierung der Signierungshäufigkeit auf die Anzahl der Analyseeinheiten erfolgte über die Berechnung der Erwartungshäufigkeiten.

5.2. Ergebnisse

Die folgende Tabelle zeigt die Verteilung der Signierungen über alle Texte (I – IV) und Kodierer (A und B):

	I	II	III	IV
Kodierer A	57,45	13,65	57,82	28,62
Kodierer B	113,27	34,65	115,56	46,80

Die Berechnung der χ^2 -Werte für den Vergleich zwischen den Texten ergab die folgende Übersicht:

	I. = II.	I. = IV.	III. = IV.	III. = II.	I. & III. = II. & IV.
Kodierer A	30,46***	11,2***	9,19**	27,3***	35,67***
Kodierer B	48,04***	31,14***	27,46***	43,57***	73,75***

* = $p < .01$

** = $p < .005$

*** = $p < .001$

In den Spalten werden dabei die unterschiedlichen Paarvergleiche aufgeführt. So bedeutet bspw. I. = IV. den Vergleich zwischen Text I. und Text IV. Die letzte Spalte zeigt den kombinierten Vergleich, also die beiden ‚schizotopen Texte‘ verglichen mit den beiden anderen Texten.

Es wird deutlich, daß beide Kodierer signifikant mehr sprachliche Merkmale der genannten Art in den Texten der thematischen Textsorte (I. und III.) signierten. Damit dürften die Hypothesen als bestätigt betrachtet werden. Das vorliegende Kategoriensystem ist in der Lage, zwischen Texten zu differenzieren, die der thematischen Textsorte angehören und solchen, die diesen stark ähneln, in bezug auf die für die betreffende Textsorte entscheidenden Merkmale aber unterschiedlich sind.

Dennoch fällt auf, daß Kodierer B bei allen Vergleichen zu insgesamt höheren χ^2 -Werten gelangt als Kodierer A und somit auch zu höheren Signifikanzen. Dies ist darauf zurückzuführen, daß B deutlich mehr Signierungen vornahm als A, womit er die unterschiedlichen Texte stärker diskriminierte. Daraus könnte man auf eine Schwäche des vorliegenden Kategoriensystems schließen, konkreter: auf dessen mangelnde Präzision in der Formulierung der Signierungsvorschriften. In der Tat ergab sich ganz offensichtlich ein Problem dadurch, daß die Häufigkeit, mit der eine Analyseeinheit oder auch nur ein einzelner sprachlicher Ausdruck signiert werden kann, offen ist. Hier wären für künftige Anwendungen Präzisierungen für die Signierungsvorschriften vorzuschlagen, die das Kodierverhalten stärker vereinheitlichen.

Wir haben dennoch und gerade zur Berechnung der Reliabilität des Kategoriensystems die Übereinstimmung zwischen den Kodierern berechnet. Dazu war es notwendig, diese in einem zweiten Durchgang zu bitten, jeweils die Signierung pro Analyseeinheit anzugeben, die ihnen im Hinblick auf die Verdinglichung am symptomatischsten erscheint. Die entsprechenden Hauptkategorien dieser Signierungen wurden mittels der Formel von Scott (zitiert nach Merten 1983) auf Übereinstimmung getestet, wobei sich eine (um die Zufallsübereinstimmung bereinigte) Interkoderreliabilität von .45 ergab. Dieser Koeffizient erschien uns vor dem Hintergrund des soeben Ausgeführten durchaus akzeptabel, vor allem wenn man bedenkt, daß für differenzierte und umfangreiche Kategoriensysteme grundsätzlich niedrigere Zuverlässigkeiten zu erwarten sind (Ritsert 1972; Lisch & Kriz 1978; Merten 1983).

Abschließend kann daher u.E. résumiert werden, daß sich mit Hilfe des vorgestellten Kategoriensystems die Textsorte ‚verantwortendes Sprechen über eine schizotope Situation‘ deutlich von anderen Textsorten differenzieren läßt. Damit wird es möglich, verdinglichungsgebundenes Sprechen mittels Textanalyse zu identifizieren, das heißt, kognitions- bzw. ideologiekritisch zu bewerten.

Anmerkung

- 1 Diese Untersuchung geht auf die Diplomarbeit des Erstautors aus dem Jahre 1980 zurück.

Literatur

- Anders, G. 1956: Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. I. München
 Anders, G. 1972: Endzeit und Zeitende. München
 Aronson, E. 1968: Dissonance theory, in: Abelson, R.P. et al. (eds): Theories of cognitive consistency. Chicago, 5-27
 Bell, L.G. 1973: Influence of need to control on differences in attribution of causality by actors and observers. Unpublished doctoral dissertation. Duke University
 Berger, P. & Luckmann, T. 1970: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M.
 Berger, P. & Pullberg, S. 1965: Verdinglichung und die soziologische Kritik des Bewußtseins, Soziale Welt, 97-112
 Blauner, R. 1964: Alienation and freedom. Chicago
 Brock, T.C. & Buss, A.H. 1962: Dissonance, aggression, and evaluation of pain, Journal of Abnormal Psychology 65, 197-207
 Broszat, M. (ed) 1979: Rudolf Höß: Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen. München
 Bühler, K. 1934: Sprachtheorie. Jena
 Conville, R.L. 1975: Linguistic nonimmediacy and attribution of communication attitudes, Psychological Reports 36, 951-957
 Cooper, J. 1971: Personal responsibility and dissonance: The role of foreseen consequences, Journal of Personality and Social Psychology 18, 3, 354-363
 Danet, B. 1976: Speaking of Watergate: Language and moral accountability, Centrum 4, 2, 105-138
 Davidson, J.R. 1964: Cognitive familiarity and dissonance reduction, in: Festinger, L. (ed): Conflict, decision, and dissonance. Stanford, 45-60
 Dienstbier, R.A. 1978: Attribution, socialisation, and moral decision making, in: Harvey, J.H. et al. (eds.): New directions in attributional research, Vol. 2. Hillsdale, N.J., 181-206
 Durkheim, E. 1922/1966: Education et sociologie. Paris
 Duster, T. 1971: Conditions for guilt-free massacre, in: Sanford, N. et al. (eds): Sanctions for evil. San Francisco, 25-36
 Falk, G. & Steinert, H. 1973: Über den Soziologen als Konstrukteur von Wirklichkeit, das Wesen der sozialen Realität, die Definition sozialer Situationen und die Strategien ihrer Bewältigung, in: Steinert, H. (ed): Symbolische Interaktion. Stuttgart, 13-45
 Feinberg, L.B. 1971: Non-immediacy in verbal communication as an indicator of attitude toward the disabled, Journal of Social Psychology 84, 135-140
 Festinger, L. 1957: A theory of cognitive dissonance. Evanston

- Frey, D. 1978: Die Theorie der kognitiven Dissonanz, in: Frey, D. (ed): *Kognitive Theorien der Sozialpsychologie*. Bern
- Frey, D. et al. 1976: Eine Theorie der kognitiven Kontrolle. Referat gehalten auf dem 30. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Regensburg
- Gabel, J. 1951: *La Réification*, *Esprit* 19, 459-482
- Goldmann, L. 1966: Die Verdinglichung, in: Goldmann, L. (ed): *Dialektische Untersuchungen*. Berlin
- Groeben, N. 1972: *Literaturpsychologie*. Stuttgart
- Groeben, N. 1976: Verstehen, Behalten, Interesse. Übereinstimmende Antworten und kontroverse Fragen zur Beziehung von Textstruktur, Textverständnis und Lerneffekten, *Unterrichtswissenschaft* 2, 128-142
- Groeben, N. 1977: *Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft*. Kronberg
- Gülich, E. & Raible, W. 1977: *Linguistische Textmodelle*. München
- Harris, B. & Harvey, J.H. 1975: Self-attributed choice as a function of the consequences of a decision, *Journal of Personality and Social Psychology* 31, 1013-1019
- Harvey, J.H. et al. 1975: Actor-observer differences in the perceptions of responsibility and freedom, *Journal of Personality and Social Psychology* 32, 22-28
- Harweg, R. 1968: *Pronomina und Textkonstitution*. München
- Heringer, H.J. et al. 1977: *Einführung in die praktische Semantik*. Heidelberg
- Holzkamp, K. 1972: *Kritische Psychologie*. Frankfurt
- Iser, W. 1970: *Die Appellstruktur der Texte*. Konstanz
- Israel, J. 1972: *Der Begriff Entfremdung*. Reinbek
- Jäger, H. 1967: *Verbrechen unter totalitärer Herrschaft*. Freiburg
- Jungk, R. (ed) 1961: *Off limits für das Gewissen. Der Briefwechsel Claude Eatherly/Günther Anders*. Reinbek
- Kelley, H.H. 1971: Attribution in social interaction, in: Jones, E.E. et al. (eds): *Attribution: Perceiving the causes of behavior*. Morristown, N.J., 1-26
- Kelly, G.A. 1955: *The psychology of personal constructs*, Vol. I & II. New York
- Kipphardt, H. 1978: *Bruder Eichmann*, *Kursbuch* 51, 39ff.
- Klemperer, V. 1966: *LTI: Die unbewältigte Sprache*. Aus dem Wörterbuch eines Philologen. Darmstadt
- Knebel, H.-J. 1970: *Ansätze einer soziologischen Metatheorie subjektiver und sozialer Systeme*. Stuttgart
- Knebel, H.-J. 1973: *Metatheoretische Einführung in die Soziologie*. München
- Korn, K. 1958: *Sprache in der verwalteten Welt*. Frankfurt/M.
- Kuppers, T.A. 1976: Schizophrenia and reification, *Socialist Revolution* 6, 3, 105-125
- v. Lang, J. 1982: *Das Eichmann-Protokoll: Tonbandaufzeichnungen der israelischen Verhöre*. Berlin
- Larsen, K.S. et al. 1976: Approval seeking, situational pressures, and the willingness to administer shock to a victim, *Journal of Social Psychology* 99, 1, 87-95

- Laucken, U. 1974: Naive Verhaltenstheorie. Stuttgart
- Lefèbvre, H. 1977: Kritik des Alltagsbewußtseins. Kronberg
- Lerner, M.J. & Matthews, G. 1967: Reactions to suffering of others under conditions of indirect responsibility, *Journal of Personality and Social Psychology* 5, 3, 319-325
- Lerner, M.J. & Simmons, C.H. 1966: Observers reactions to the „innocent victim“: Comparison or rejection?, *Journal of Personality and Social Psychology* 4, 2, 203-210
- Lorenz, K. 1965: Über tierisches und menschliches Verhalten, Bd. II. München
- Lotman, J. 1972: Die Struktur literarischer Texte. München
- Lukács, G. 1923/1970: Geschichte und Klassenbewußtsein. Berlin
- Marcuse, H. 1970: Der eindimensionale Mensch. Berlin
- Mehrabian, A. 1966: Attitudes in relations to the forms of communicator-object relationship in spoken communications, *Journal of Personality* 34, 80-93
- Mehrabian, A. 1967a: Attitudes inferred from non-immediacy of verbal communications, *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 6, 294-295
- Mehrabian, A. 1967b: Attitudes inferred from neutral verbal communication, *Journal of Consulting Psychology* 31, 414-417
- Merten, K. 1983: Inhaltsanalyse. Opladen
- Merton, R.K. 1949: Social theory and social structure. Glencoe, Illinois
- Meyer, W.-U. & Schmalt, H.-D. 1978: Die Attributionstheorie, in: Frey, D. (ed): *Kognitive Theorien der Sozialpsychologie*. Bern, 98-137
- Middleton, R. 1963: Alienation, race, and interaction, *American Sociological Review* 22, 670-677
- Milgram, S. 1963: Behavioral study of obedience, *Journal of Abnormal Social Psychology* 67, 371-378
- Milgram, S. 1965: Some conditions of obedience and disobedience to authority, *Human Relations* 18, 259-276
- Milgram, S. 1974: Das Milgram-Experiment. Reinbek
- Orwell, G. 1968: Politics and the English language, in: Orwell, S. & Angus, I. (eds): *The collected essays, journalism, and letters of George Orwell*. New York, 127-140
- Pike, K.L. 1964: Towards a theory of the structure of human behavior, in: Hymes, D. (ed): *Language in culture and society*. New York, 41-58
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (ed) 1971: *Die Verträge*. Bonn
- Ritsert, J. 1972: Inhaltsanalyse und Ideologiekritik. Frankfurt/M.
- Rosner, M. 1969: Aliénation, fétichisme, anomie, *L'Homme et la Société* 11, 81-108
- Rossi-Landi, F. 1973: Ideologien der sprachlichen Relativität, in: Rossi-Landi, F.: *Dialektik und Entfremdung in der Sprache*. Frankfurt, 125-218
- Rotter, J.B. 1954: *Social learning and clinical psychology*. New York
- Sapir, E. 1929: The status of linguistics as a social science, *Language*, Vol. 5, 207-214
- Sartre, J.-P. 1967: Kritik der dialektischen Vernunft, Bd. I. Reinbek
- Saussure, F. de 1915: *Cours de linguistique générale*. Paris

- Schaff, A. 1977: Entfremdung als soziales Phänomen. Wien
- Scheele, B. 1974: Lesen als Eskapismus. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Psychologisches Institut der Universität Heidelberg
- Schwartz, S. 1976: Normative influence on altruism, in: Berkowitz, L. (ed): *Advances in Experimental Social Psychology*, Vol. 10. New York, 220-280
- Scott, M.B. & Lyman, S.M. 1968: Accounts, *American Sociological Review* 33, 46-62
- Seeman, M. 1959: On the meaning of alienation, *American Sociological Review* 26, 753-758
- Seeman, M. 1972: Alienation and engagement, in: Campbell, A. & Converse, P.E. (eds): *The human meaning of social change*. New York, 467-527
- Snyder, M.L. et al. 1976: Egotism and attribution, *Journal of Personality and Social Psychology* 33, 435-441
- Snyder, M.L. et al. 1978: Attributional egotism, in: Harvey, J.H. et al. (eds): *New directions in attributional research*, Vol. 2. Hillsdale, N.J., 91-117
- Steger, H. et al. 1974: Redekonstruktion und Sprachverhalten, in: Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen (ed): *Lehrgang Sprache*. Weinheim, 1011-1056
- Steiner, G. 1973: Das hohle Wunder, in: Steiner, G. (ed): *Sprache und Schweigen*. Frankfurt/M., 155-178
- Sternberger, D. et al. 1970: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. München
- Tilker, H.A. 1970: Socially responsible behavior as a function of observer responsibility and victim feedback, *Journal of Personality and Social Psychology* 14, 2, 95-100
- Titzmann, W. 1977: *Strukturelle Textanalyse*. München
- Ullrich, D. 1979: *Technik und Herrschaft*. Frankfurt/M.
- Vinnai, G. 1973: *Sozialpsychologie der Arbeiterklasse*. Hamburg
- Walster, E. & Prestholdt, P. 1966: The effect of misjudging another: Overcompensation or dissonance reduction?, *Journal of Experimental Social Psychology* 2, 85-97
- Wiener, M. & Mehrabian, A. 1968: *Language within language: Immediacy, a channel in verbal communication*. New York
- Wolosin, R.J. 1968: *Self- and social perception and the attribution of internal states*. Unpublished doctoral dissertation. University of Michigan
- Woodworth, R.S. 1958: *Dynamics of behavior*. New York
- Wortman, C.B. 1975: Some determinants of perceived control, *Journal of Personality and Social Psychology* 31, 282-294
- Wortman, C.B. 1976: Causal attributions and personal control, in: Harvey, J.H. et al. (eds): *New directions in attributional research*, Vol. 1. Hillsdale, N.J., 23-52

Anhang

Text I.

- F.: Captain Weiss, Sie sind der Kommandant dieser B 52, wie ist Ihr Dienst, wie oft fliegen Sie nach Vietnam?
- 1 Gegenwärtig dreimal wöchentlich und jeden zweiten Sonntag.
- F.: Was ist Ihre militärische Aufgabe?
- 2 Die Bomben ins Ziel zu bringen
- 3 und wieder nach Hause zu kommen, natürlich.
- F.: Wieviel trägt eine B 52?
- 4 Sie wissen, die Maschine wurde für nukleare Waffen entwickelt
- 5 und wir auch,
- 6 wir flogen einige Jahre mit diesen großen Koffern herum.
- 7 Es zeigt sich aber, daß sie auch für konventionelle Aufgaben hervorragend ist.
- 8 Wir bringen 150 Bomben unter,
- 9 das entspricht einer Sprenglast von 45 Tonnen.
- 10 Das macht einen hübschen Bums.
- F.: Was bombardieren Sie? Welche Art von Zielen?
- 11 Wir bombardieren die Ziele,
- 12 die uns angegeben werden, strategische Ziele.
- 13 Wir kriegen die Ziele,
- 14 wir tragen sie in unsere Karten ein,
- 15 und wir tun die Arbeit,
- 16 die unsere Befehle vorschreiben.
- 17 Was das für Ziele im einzelnen sind,
- 18 ich kriege sie nicht zu sehen.
- 19 Wir fliegen so hoch, daß wir sie nicht zu sehen kriegen.
- 20 Wir erfahren über Funk,
- 21 ob unsere Bomben ordnungsgemäß im Zielgebiet explodiert sind.
- 22 Das ist die Aufgabe der Luftspäher,
- 23 und wenn wir die Nachricht kriegen,
- 24 dann sind wir bereits auf dem Rückflug.
- F.: War Ihr letzter Einsatz ein Erfolg?
- 25 Ein sehr großer.
- F.: Kann es sein, daß sich unter Ihren Zielen auch rein zivile befunden haben?
- 26 Das kann theoretisch sein,
- 27 ich weiß nicht, ob man das wirklich trennen kann,
- 28 wir bombardieren große Flächen.
- F.: Würden Sie zivile Ziele beunruhigen?
- 29 Ich weiß nicht, was Sie meinen,
- 30 das wäre nicht meine Sache.
- 31 Ich habe meine Arbeit zu machen.
- 32 Ich bin der Captain dieser B 52.
- 33 Es ist viel Routine.
- F.: Wie lange sind Sie jetzt hier?
- 34 Zehn Monate.

- F.: Sie können also in zwei Monaten zurück?
 – Ja.
 F.: Werden Sie zurückgehen?
 35 Wenn ich befördert werde.
 F.: Warum wollen Sie zurück?
 36: Ich denke, es soll jeder seine Chance haben.
 F.: Hatten Sie bei irgendeinem Ihrer Einsätze moralische Skrupel?
 37 Wir haben immer sehr aufgepaßt, keinen Fehler zu machen.
 38 Wir sind, ich glaube, eine ziemlich gute Crew.

(aus: Kipphardt 1978, 39f.)

Text II.

- F.: Wieviel Mann pro Hubschrauber?
 1 Fünf. Wir landeten bei dem Dorf,
 2 und wir reihten uns auf
 3 und begannen, auf das Dorf loszumarschieren.
 4 Da war ein Mann,
 5 ein Gook in einem Unterschlupf,
 6 er hockte ganz zusammengekauert da drunten,
 7 und der Mann rief,
 8 daß da drüben ein Gook war.
 F.: Wie alt war dieser Mann? Ich meine, war er ein Kämpfer oder ein älterer
 Mann?
 9 Ein älterer Mann.
 10 Und unser Mann rief
 11 und sagte, daß da drüben ein Gook war,
 12 und Sergeant Mitchell brüllte zurück
 13 und sagte, erschieß ihn.
 F.: Sergeant Mitchell hatte das Kommando über euch zwanzig Mann?
 14 Er hatte das Kommando über den ganzen Zug.
 15 Und dann erschoss der Mann ihn.
 16 Dann stießen wir in das Dorf vor,
 17 und wir fingen an, das Dorf zu durchsuchen
 18 und die Leute zusammenzutreiben,
 19 und wir rannten durch die Dorfmitte.
 F.: Wieviele Leute haben Sie zusammengetrieben?
 20 Also, das waren so ungefähr vierzig bis fünfzig,
 21 die wir in der Dorfmitte zusammenbrachten.
 22 Und wir ließen sie dort,
 23 und es war wie eine kleine Insel, dort genau in der Mitte des Dorfes,
 24 würde ich sagen ... und ...
 F.: Was für Leute – Männer, Frauen, Kinder?
 – Männer, Frauen, Kinder.
 F.: Säuglinge?
 25 Säuglinge. Wir drängten sie zusammen.
 26 Wir ließen sie niederhocken,

- 27 und Leutnant Calley kam rüber und sagte:
 – „Sie wissen doch, was sie mit denen zu tun haben, oder?“
 28 Und ich sagte ja.
 29 Ich glaubte, er wollte, daß wir sie nur bewachen sollten.
 30 Und er ging weg
 31 und kam zehn, fünfzehn Minuten (später) wieder zurück und sagte:
 – „Wieso habt ihr sie noch nicht umgelegt?“
 32 Ich sagte ihm, ich glaubte nicht, daß sie wollen, daß wir sie umlegen,
 33 daß sie nur wollen, daß wir sie bewachen.
 34 Er sagte:
 – „Nein. Ich will sie tot sehen.“ Also –
 F.: Sagte er das zu allen von Ihnen, oder zu Ihnen besonders?
 35 Also, ich stand vor ihm.
 36 Aber die anderen drei, vier Männer hörten es,
 37 und er ging vier, fünf Meter zurück
 38 und begann, sie zu erschießen.
 39 Und er befahl mir zu schießen.
 40 Also begann ich zu schießen.
 41 Ich schickte ungefähr vier Magazine voll in die Gruppe rein.

(aus: Milgram 1974, 211ff.)

Text III.

- 1 An vielen Stellen habe ich schon von dem gesprochen,
 2 was ich als meine Hauptaufgabe ansah:
 3 den mit allen Mitteln vorwärtszutreibenden Aufbau aller zum Bereich
 des KL Auschwitz gehörenden Anlagen der SS.
 4 Glaubte ich in einer etwas ruhigeren Periode
 5 das Ende der für Auschwitz vom RFSS befohlenen Maßnahmen und
 Bauaufträge übersehen zu können,
 6 so kamen schon wieder neue Pläne,
 7 es wurde wieder Neues dringendst notwendig.
 8 Dieses ewige Gehetztwerden – durch den RFSS selbst,
 9 durch die kriegsbedingten Schwierigkeiten,
 10 durch die fast täglich neu entstehenden Mißstände in den Lagern,
 11 überhaupt im ganzen Bereich eben durch den nicht abreißen den Häft-
 lingsstrom –
 12 ließ mich nur noch an meine Arbeit denken,
 13 ließ mich nur noch von ihr aus sehen.
 14 Selbst gehetzt durch all die Umstände,
 15 hetzte ich alle mir Unterstellten, ob SS, ob Zivilangestellte, ob beteiligte
 Dienststellen oder Firmen oder ob Häftlinge, weiter.
 16 Es galt für mich nur noch eines:
 17 Vorwärtskommen, vorwärtstreiben, um allgemein bessere Verhältnisse
 zu schaffen,
 18 um die befohlenen Maßnahmen durchführen zu können.
 19 Der RFSS verlangte Pflichterfüllung,

- 20 Einsatz der ganzen Person bis zur Selbstaufgabe.
 21 Jeder in Deutschland hatte sich voll und ganz einzusetzen,
 22 daß wir den Krieg gewinnen konnten.
 23 Nach dem Willen des RFSS waren die KL zur Rüstungsfertigung einge-
 setzt.
 24 Ihr war alles andere unterzuordnen.
 25 *Alle* Rücksichten mußten fallen.
 26 Eindeutig hierüber sprach sein bewußtes Hinwegschreiten über die un-
 haltbar gewordenen allgemeinen Verhältnisse der Lager.
 27 Die Rüstung ging vor,
 28 was im Wege war, mußte fallen.
 29 Ich durfte keine andere, dem entgegenstehende Regung aufkommen
 lassen.
 30 Noch härter, noch kälter, noch mitleidloser mußte ich gegenüber der
 Not der Häftlinge werden.
 31 Ich sah alles noch genau, oft viel zu wirklich,
 32 aber ich durfte mich nicht davon unterkriegen lassen.
 33 Auf diesem Weg Zusammenbrechendes durfte mich nicht aufhalten.
 34 Es mußte gegenstandslos werden gegenüber dem Endziel:
 35 daß wir den Krieg gewinnen müssen.
 36 So sah ich zu jener Zeit meine Aufgabe.
 37 An die Front durfte ich nicht,
 38 ich hatte daher in der Heimat für die Front das Äußerste zu leisten.
 39 Heute sehe ich, daß durch mein Hetzen und Vorwärtstreiben der Krieg
 auch nicht gewonnen werden konnte.
 40 Aber damals glaubte ich fest und überzeugt an unseren Endsieg,
 41 und dafür glaubte ich arbeiten zu müssen.

(aus: Broszat (ed) 1979, 123f.)

Text IV.

1. In Moskau ging es in dieser Woche darum, einen wichtigen Teil unserer
 Regierungserklärung in praktische Politik umzusetzen.
2. Wir haben im Oktober vorigen Jahres gesagt,
 3. daß wir den uns möglichen deutschen Beitrag zur Sicherung des Frie-
 dens leisten wollen.
4. Dies, so erklärten wir, müsse frei von Illusionen geschehen
 5. und dürfe nicht von der Vorstellung ausgehen, als könnten wir zwischen
 West und Ost stehen.
6. Als westlicher Bündnispartner haben wir uns zum konsequenten Ge-
 waltverzicht bekannt
7. und gleichzeitig zu der jeweils möglichen Zusammenarbeit mit den Staa-
 ten im Osten
8. und zum gleichgewichtigen Abbau der Rüstungen.
9. Durch den Vertragsabschluß von vorgestern haben wir nun die Bezie-
 hungen erreicht,
10. wie sie bisher schon zwischen anderen westlichen Ländern und der Sow-
 jetunion bestanden haben.

11 Man könnte im übertragenen Sinne außerdem sagen,
12 daß in Moskau ein Schlußstrich unter den Krieg gesetzt wurde.
13 Und ich hoffe, daß auch der Krieg mit Worten nun zu Ende geht.
14 Dabei gibt es ganz gewiß auch Meinungsverschiedenheiten grundsätzli-
cher Art.
15 Die beiden Gesellschaftssysteme bleiben so verschieden und unver-
gleichbar, wie sie sind.
16 Aber es gehört zu den Leistungen der Sowjetunion uns gegenüber,
die insoweit nur sie allein erbringen konnte,
18 daß sie für alle Streitfragen, welcher Art sie auch sein mögen, Gewalt
oder sogar Androhung von Gewalt ausscheiden.
19 Ohne trügerische Hoffnung kann man feststellen,
20 daß wir den Frieden etwas sicherer gemacht haben
21 und daß ein Stück Entspannung in Europa ins Leben getreten ist.
22 Auch wenn und solange es keinen Friedensvertrag gibt,
23 haben wir damit unser Verhältnis zur Sowjetunion auf eine neue Basis
gestellt.
24 Die Rechte und Verantwortlichkeiten der Vier Mächte für Deutschland
als Ganzes und Berlin bleiben unberührt.
25 Der Vertrag wird niemandem schaden,
26 er kann vielen nutzen.
27 Dies gilt für eine Reihe von Problemen.
28 Lassen Sie mich einige davon nennen:
29 Der Vertrag –
30 davon bin ich überzeugt –
29 wird die Verhandlungen der Vier Mächte für eine befriedigende Rege-
lung in und um Berlin fördern.
31 Was ich vor der Reise in dieser Form als Vermutung gesagt habe,
32 möchte ich heute wiederholen und unterstreichen.
33 Im übrigen ist unser Standpunkt bekannt
34 und in Moskau unmißverständlich vertreten worden.
35 Niemand hat uns zugemutet,
36 worauf wir uns auch nicht eingelassen hätten,
35 unser Verhältnis zum Atlantischen Bündnis oder zur EWG zu verändern.
37 Die führenden Männer der Sowjetunion haben mir gesagt,
38 sie teilten die Auffassung, daß die Verbesserung unserer Beziehungen
nicht zu Lasten anderer erfolgen dürfe.
39 Die Bündnislage bleibt unverändert,
40 wobei wir mit etwas mehr Sicherheit durch Entspannung rechnen dür-
fen.

(aus: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (ed) 1971, 28-30)

FIKTIONALE TEXTE: EVASIV-AFFIRMATIVE TEXTANGEBOTE UND IHRE GRATIFIKATIONSEFFEKTE¹

0. Problemstellung:

Die dichotomisierende Einteilung ästhetischer Produkte in Kitsch versus Kunst oder auch ästhetisch wertvoll versus ästhetisch wertlos wurde immer wieder – und dabei lange unumstritten – für den Bereich literarischer Texte beansprucht. Dort war und ist sie nach wie vor am durchaus üblichen Begriffspaar der ‚hohen‘ versus ‚niederer‘ oder auch ‚Trivial-‘Literatur ablesbar (vgl. beispielsweise Bürger et al. 1982; Schulte-Sasse 1976). Der ‚Trivilliteratur‘ (allg.: -kunst), bzw. ihren Produzenten, werden insbesondere Normen reproduzierende, d.h. die soziale Anpassung ideologisch fördernde, evasiv-affirmative Wirkungsintentionen unterstellt; demgegenüber werden für die Produzenten der ‚hohen‘ oder ‚wahren‘ Literatur (Kunst) vor allem kritisch-emanzipatorische, d.h. die aktive, problemorientierte Auseinandersetzung fördernde, Wirkungsabsichten angenommen. Von diesen angenommenen Produkt- bzw. Produzentenmerkmalen wird dann – meist kurzschlüssig – auch auf Merkmale der Rezeption und Wirkung bei den Lesern² geschlossen, d.h. deren kognitiv-emotionale Prozesse werden analog als entweder passiv-bestätigend oder aktiv-problembewältigend beschrieben (vgl. Groeben & Scheele 1975; Richter & Straßmayer 1978). Damit ist die Gültigkeit dieser Polarisierung nicht nur für das literarische Werk selbst, sondern eben auch für die Produktion, Rezeption und Wirkung entsprechender Texte postuliert.

Diese letztlich auf eine ‚wertmetaphysische Produktästhetik‘ (Schulte-Sasse 1976) zurückgehende Dichotomisierung soll hier heuristisch zur partiellen Beantwortung der Frage genutzt werden, welche literarischen Angebote von welchen Rezipienten zu welcher Art von Bedürfnisbefriedigung eingesetzt werden. Bisherige – zumeist soziologisch ausgerichtete – Forschungen, die immer wieder einen Zusammenhang zwischen sozio-ökonomischer Lage und Rezeptions- (meist Lese-)Verhalten konstatierten (vgl. beispielsweise Gerlach et al. 1976; Meier 1981; Schmidtchen 1974; im Überblick: Groeben & Vorderer 1986) müssen diesbezüglich als nicht ausreichend betrachtet werden, da der Erklärungsabstand zwischen den thematischen

Variablen (sozioökonomische Lage einerseits und Rezeptionsverhalten andererseits) meist zu groß blieb, d.h. nach wie vor unklar ist, welche psychischen Prozesse, Persönlichkeitsvariablen, situativen Komponenten etc. als Mediatoren wirksam werden.

Wir haben deshalb mit der vorliegenden Explorationsstudie versucht, solche Gratifikationserwartungen und -erfahrungen empirisch zu erheben, die sich auf ein evasiv-affirmatives Textangebot beziehen, um diese mit dem entsprechenden Text in Beziehung zu setzen. Dabei sind wir davon ausgegangen, daß der hier mit Hilfe von Inhalts- (gleich content-)analytischen Kategorien als evasiv-affirmativ klassifizierte Text bestimmten Erwartungen seitens der Rezipienten entspricht; diese Annahme haben wir empirisch ebenso überprüft wie die durch die Textrezeption erfahrenen Gratifikationen, die aufgrund der contentanalytischen Textbeschreibung zu erwarten waren.

Damit ergibt sich für eine derartige Inhaltsanalyse inklusive der empirischen Prüfung der aus ihr abgeleiteten Hypothesen folgendes Vorgehen:

1. Beschreibung eines literarischen Textes mittels inhaltsanalytischer Kategorien; hier: Untersuchung der Ideologiehafteigkeit und Trivialität des Textes.
2. Von den inhaltsanalytischen Ergebnissen ausgehende Generierung von Hypothesen über Merkmale außerhalb des Textes: Produzent, Rezipient oder Situation; hier: Hypothesen über Merkmale der Rezipienten.
3. Empirische Überprüfung der Hypothesen; hier:
 - 3.1. Empirische Erhebung der Gratifikationserwartungen und
 - 3.2. Empirische Erhebung der Gratifikationserfahrungen.
4. Diskussion der Ergebnisse im Hinblick auf die Inhaltsanalyse sowie auf die generelle Fragestellung.

1. Inhaltsanalytische Textbeschreibung

1.1. Zur Textauswahl

Als zu analysierender und mit seinen Gratifikationseffekten in Beziehung zu setzender Text haben wir die Erzählung „Mowgli, der Waldgott“ von Rudyard Kipling (in deutscher Fassung: 1947) ausgewählt. Die Entscheidung für diese im Indien der englischen Kolonialherrschaft spielende Geschichte war sowohl formal als auch inhaltlich motiviert: Unter forschungsökonomischen Gesichtspunkten bestand der größte Vorteil dieses Lektürestoffs darin, daß er von den Versuchspersonen einfach zu beschaffen und unter relativ geringem

Zeitaufwand zu lesen war. Inhaltlich schien das Werk aufgrund seiner zeitlichen wie räumlichen Bestimmtheit ein gewisses Maß an ‚Lebensferne‘ zum Alltag der als Versuchspersonen mitarbeitenden Schüler zu gewährleisten, so daß wir davon ausgehen konnten, daß es sich zur Befriedigung eventuell vorhandener Bedürfnisse nach Entspannung, Anregung und Eskapismus eignen würde.

Schließlich war die literaturwissenschaftliche Bewertung des Kipling'schen Werks ein weiteres Argument, sich diesem mit empirischen Methoden zu nähern: Kipling gilt bis heute als einer der umstrittensten Erzähler Englands; seine Rezeption war und ist nach wie vor bestimmt durch eine tiefreichende Fraktionierung seiner Leser in Bewunderer und Kritiker (vgl. Mertner 1983). Diese Bewertungsdiskrepanz ist vor allem auf unterschiedliche Bewertungskriterien zurückzuführen. Während die Befürworter vor allem Kiplings handwerklich-schriftstellerisches Können loben, berufen sich seine Kritiker in erster Linie auf seine koloniale, kritiklose Akzeptanz des englischen Imperialismus, die sich auch in seinem literarischen Schaffen manifestiere. Von dieser ideologiekritischen Position aus wurde Kipling immer wieder wegen des Nationalismus und Militarismus, der Verherrlichung von Brutalität und Gewalt sowie der Verachtung aller Andersdenkenden in seinem Werk scharf kritisiert (vgl. Mertner 1983). Für Hannah Arendt war Kipling der Begründer der „imperialistischen Legende“ und George Orwell nannte ihn einen „Gingol-Imperialist“ (en), nicht ohne im nächsten Atemzug dessen Erzählkompetenz hervorzuheben (vgl. Mertner, o.c., 126 u. 74f.).

Diese „Stolpersteine der Kipling-Rezeption“ (o.c., 109), also das Verhältnis der Kunst zur Politik Kiplings, sollten uns als Ausgangspunkte zur Beschreibung des thematischen Textes dienen, von denen aus wir versuchten, die Ideologienhaftigkeit des Textes mittels inhaltsanalytischer Kategorien zu bestimmen.

1.2. Die Ableitung der inhaltsanalytischen Kategorien

Die Analyse von Literatur unter dem Aspekt ihrer inhaltlichen Ideologienhaftigkeit ging bislang insbesondere von der sogenannten ‚Trivilliteratur‘-Forschung aus. Das vornehmliche Interesse dieser Forschung bestand lange Zeit in der Analyse potentiell ideologischer Texte und richtete sich daher vor allem auf die Beschreibung von als ideologisch identifizierbaren Textmerkmalen. Ausgehend von diesen Textmerkmalen (siehe ausführlicher unten) wurde dann häufig kurzerhand auf die Rezeption und Wirkung der Texte beim Leser geschlossen, d.h., man nahm an, daß ideologische Texte nicht nur ideologisch

rezipiert werden, sondern auch in entsprechender Weise auf den Leser (kurz- und längerfristig) wirken. Letztlich – so die Argumentation – stabilisiere diese – vor allem in der Zementierung bereits vorhandener Stereotypen, Feindbilder etc. bestehende – Wirkung das soziale Gefüge, welches zugleich für die Rezeption solcher Literatur als verantwortlich angesetzt wird, womit der Perpetuierungszirkel der sozialen Ungleichheit geschlossen werde (vgl. ausführlicher: Groeben & Vorderer 1986).

Derartige ideologische Textmerkmale ließen sich nun vornehmlich im Bereich der sogenannten ‚Trivilliteratur‘ identifizieren, weshalb die Merkmale Ideologiefhaftigkeit und ästhetische Primitivität quasi als analytisch zusammengehörig bestimmt wurden (vgl. Schulte-Sasse 1976). Inzwischen ist diese einseitige und vor allem eindimensionale Betrachtungsweise einer differenzierteren gewichen, die versucht, sowohl die Produktion als auch die Rezeption und Wirkung von ‚Trivilliteratur‘ in ihrer sozialen wie historischen Bedingtheit zu sehen (vgl. Best 1985; Bürger et al. 1982; Dahrendorf 1975; Nusser 1976; Wermke 1976).

Hinzu kommt die grundsätzliche Problematisierung werkimmanenter Merkmale zur Bestimmung des ästhetischen Werts literarischer (allg.: künstlerischer) Produkte (vgl. Groeben 1972; 1980), und zwar nicht nur aufgrund der damit implizierten Vernachlässigung sozialer und historischer, sondern auch psychischer, d.h. vor allem kognitiver und emotionaler Bedingtheiten (vgl. etwa die Neubewertung des Spielraum-Faktors durch die experimentelle Ästhetik: Groeben 1980, 38ff.). Das heißt: Eine adäquate Beschreibung und Bewertung literarischer Texte ist letztlich nur möglich, wenn sie (auch) von der konkreten Rezeption (und u.U. Wirkung) bei den Lesern ausgeht. In methodologischer Hinsicht bedeutet dies dann letztlich die Notwendigkeit einer empirischen Erhebung von Rezeptions- und Wirkungsprozessen, wie sie etwa bei Groeben (1972; 1980) oder Schmidt (1980) skizziert wurde.

In der vorliegenden Arbeit jedoch soll zunächst (d.h. in einem ersten Schritt) die ‚klassische‘ Vorgehensweise gewählt werden, indem der thematische Text hinsichtlich inhaltlicher (werkimmanenter) Merkmale beschrieben wird; das bedeutet, daß die Ableitung der inhaltsanalytischen Kategorien zur Textbeschreibung relativ unmittelbar auf die ‚Trivilliteratur‘-Forschung zurückgreift. (Das inhaltsanalytische Vorgehen selbst ist dann freilich schon nicht mehr als ‚klassisch‘ zu bezeichnen, weil es ja gerade die Beschreibung des Textes explizit und intersubjektiv nachprüfbar macht.) Die in diesem Forschungsbereich (hermeneutisch) bestimmten Merkmale zur Beschreibung von ‚Kitsch‘ versus ‚Kunst‘, ‚trivialer‘ versus ‚hoher‘ Literatur etc. dienen hier also

der Ableitung inhaltsanalytischer Kategorien zur Bestimmung der Trivialität bzw. Ideologiehafteigkeit des thematischen Werks. Die anschließende empirische Überprüfung der inhaltsanalytisch gewonnenen Ergebnisse anhand der Erhebung der Gratifikationserwartungen und -erfahrungen der den Text Rezipierenden verläßt dann endgültig das klassische Paradigma literarischer Wertung, indem sie der inhaltsanalytisch werkimmanenten Textbeschreibung eindeutig übergeordnet wird. Sie dient damit insofern als Validitätskriterium für die Inhaltsanalyse, als die Gültigkeit der inhaltsanalytischen Ergebnisse, bzw. der aus diesen abgeleiteten Hypothesen über die Rezipienten, von der davon unabhängigen an den Rezipienten selbst ansetzenden empirischen Überprüfung abhängig gemacht wird. Es werden deshalb zunächst die inhaltsanalytischen Kategorien aus der ‚Trivialliteratur‘-Forschung abgeleitet, um anschließend aus den Ergebnissen ihres Einsatzes am Text Hypothesen über die Rezipienten dieses Texts zu explizieren.

Als paradigmatisch für die im Rahmen der ‚Trivialliteratur‘-Forschung explizierten Kriterien zur Bestimmung von Trivialität respektive Ideologiehafteigkeit bei literarischen Texten setzen wir die von Nusser (1976) in Anlehnung an Grimminger (1972) genannten Text- bzw. Autorstrategien zur ‚Reproduktion‘ von Lesereinstellungen an (vgl. ausführlicher Groeben & Vorderer 1986):

Danach bestehen derartige Strategien

- in der Wahrnehmungserleichterung in Form von Annäherungen an alltägliche Kommunikations- und Interaktionsprozesse (bei gleichzeitiger Distanz zum Alltag der Leser), im Verzicht auf die Darstellung komplexer (sozioökonomischer, kultureller, politischer, psychologischer) Zusammenhänge, im Aufbau omnipotenter Heldenfiguren als Identifikationsangebot etc.,
- in der möglichst umfassenden Bestätigung bestehender Normen und Werturteile der Leser, um damit deren Bedürfnisse nach Entlastung und Entspannung, affirmativer Bestätigung statt kritischer Infragestellung, Unterhaltung statt Lernen gerecht zu werden,
- in der Auslösung emotionaler Leserreaktionen mittels Erzeugung psychischer Spannungen, etwa Angst, die dann entweder durch den Helden oder das Schicksal gelöst werden. Damit gelänge auch die Ablenkung von gesellschaftlichen Problemen.

Damit vergleichbar ist die Auflistung bei Schulte-Sasse (1976), der die wichtigsten, im Bereich der Literarischen Wertung immer wieder explizierten Charakteristika zusammenfaßt, die ‚hohe‘ Literatur nicht (oder nur bedingt) aufweisen darf. Dies sind insbesondere „außerkünstlerische Wirkungsabsich-

ten (Ideologievermittlung, reine Unterhaltung etc.), kumulative Strukturen, distanzloser Selbstgenuß, egozentrischer Subjektivismus der Empfindung, geistige Passivität, Hingabe an Stofflichkeit und Sinnlichkeit, Selbstbestätigung im Klischee, behagliches Verweilen im bestehenden Zustand, Präsentation einer verlogenen Scheinwelt“ (o.c., 39).

Diese Merkmalsliste, die noch durch eine Reihe formaler Charakteristika, wie z.B. lineare Erzählweise, Verwendung eines ‚Affirmativen Realismus‘, einfache Syntax etc. zu ergänzen wäre, läßt sich so oder ähnlich in den verschiedenen Standardwerken und Einzeldarstellungen der ‚Trivilliteratur‘-Forschung durchgängig wiederfinden (vgl. beispielsweise Dahrendorf 1975; Davids 1975; Hollstein 1973; Nusser 1973; Rucktäschel & Zimmermann 1976; Schulte-Sasse 1979; Waldmann 1973).

Wir haben daraus ein dichotomes Kategoriensystem mit den beiden Bedeutungspolen ‚evasiv-affirmativ‘ versus ‚kritisch‘ abgeleitet, womit der potentiellen Ideologierhaftigkeit des Textes (die mit den Variablen des evasiv-affirmativen Bedeutungspols erfaßt werden sollte) die Möglichkeit der kritisch-emanzipatorischen Ausrichtung des Textes gegenübergestellt wurde. Die dahinter stehenden Konstrukte wurden von uns entsprechend (mit Ausnahme des letzten) ebenfalls dichotom bestimmt und sollen die Ergebnisse der ‚Trivilliteratur‘-Forschung komprimiert zusammenfassen:

Konstrukt A: ‚Suche nach Anregung zum (evasiven) Träumen‘ versus ‚Suche nach subjektiver Information über sich selbst, die eigene Umwelt und die eigenen Probleme‘.

Konstrukt B: ‚Suche nach (affirmativer) Bestätigung‘ versus ‚Suche nach objektiver Information und deren kritischer Beurteilung‘.

Konstrukt C: ‚Suche nach Unterhaltung‘ (ohne Gegenpol).

Aus diesen drei Konstrukten haben wir für den spezifischen Text („Mowgli, der Waldgott“) insgesamt neun inhaltsanalytische Kategorien abgeleitet (s.u.). Die dabei explizierten Operationalisierungen dieser Kategorien dienten gleichzeitig als Anweisung für die Kodierer (s. unter 1.4.).

1.3. Das Kategoriensystem

Bedeutungsdimension

Evasiv-affirmativ

Kritisch

Konstrukt A

Suche nach Anregung zum
(evasiven) Träumen

Suche nach (subjektiver) Infor-
mation über sich selbst, die eige-
ne Umwelt und die eigenen Pro-
bleme

Kategorie 1 (A)

Mowgli als Heldenfigur
(Wertvorstellungen des
heroischen Code)

Mowgli als realistische Figur

Operationalisierung

a. Der Held ist omnipotent, ihm glückt alles, er kann alles, er besiegt alle Widerstände und ist stark, ‚schlau‘ und raffiniert. Er ist zwar manchmal brutal, aber das ist immer moralisch gerechtfertigt.

a. Schwächen und Fehler der Hauptfigur werden zugegeben, ihm glückt nicht immer alles. Er begegnet äußeren unbesiegbaren Widerständen. Er ist manchmal ‚schwach‘.

b. Die Hauptfigur hat keine inneren Konflikte; sie ist edel, tapfer, kühn, verschwiegen. Sie besitzt Autorität und Autonomie. Sie ist erfolgreich, aktiv und ‚gut‘.

b. Innerpsychische Konflikte werden angesprochen. Die Hauptfigur begegnet starken inneren Widerständen, sie ist nicht immer autonom und erfolgreich, sie besitzt manchmal keine Autorität.

c. Die Figur hat eine große, übernatürliche Ausstrahlungskraft. Sie ist schön und geheimnisvoll. Illusorische Lebenserwartungen werden stimuliert.

c. Es ist eine realistische Beschreibung eines Menschen. Die Hauptfigur ist nicht immer besonders schön etc. Es werden keine unrealistischen Lebenserwartungen hervorgerufen.

Kategorie 2 (A)

Soziale und psychische Mystifikation

Kritisches Bewußtsein individueller Bedingtheiten und gesellschaftlicher Prozesse

Operationalisierung

a. Gesellschaftliche und innerpsychische Konflikte werden nicht erwähnt (Reduktion der Realität).

a. Gesellschaftliche Konflikte werden erfaßt. Es gibt Hinweise auf innere Krisen und innerlich bewältigte Konflikte. Probleme werden angesprochen und Informationen gegeben.

b. Gesellschaftliche und innerpsychische Konflikte werden durch Personifizierungen (externe Attribuierung) verschleiert.

b. Konflikte werden intern statt extern attribuiert.

Kategorie 3 (A)

Anti-Intellektualismus (gegen rationale Bewältigung)

Welt als rational durchschaubar und beherrschbar geschildert

Operationalisierung

a. Die Ursache von Geschehnissen liegt in übernatürlichen Kräften.

a. Ursache und Wirkung von Geschehnissen werden kritisch geprüft.

b. Die Welt wird als vom Menschen (individuell oder kollektiv) nicht veränderbar beschrieben.

b. Die Welt wird als rational veränderbar beschrieben.

Kategorie 4 (A)

Realitätsferne vom Alltag des Lesers

Realitätsnähe zum Alltag des Lesers

Operationalisierung

a. Der Inhalt weicht sehr vom Alltag des Lesers ab, er hat keinen realen Bezug zu dessen Alltag.

a. Der Inhalt steht in Beziehung zur Realität und zum alltäglichen Leben des Lesers. Er stellt keine ‚Traumwelt‘ dar.

Konstrukt B

Suche nach (affirmativer) Bestätigung

Suche nach objektiver Information und deren kritischer Beurteilung

Kategorie 5 (B)

Unkritische Betrachtung der Kolonialherrschaft; keine Entfaltung der in der imperialistischen Situation liegenden Konflikte, bzw. einseitige Darstellung

Kritische Betrachtung der Kolonialherrschaft

Operationalisierung

a. Es herrscht die Vorstellung des konfliktfreien Zusammenlebens der ‚Kolonialherren‘ mit den ‚Eingeborenen‘, oder zumindest werden Konflikte nicht thematisiert.

a. Konflikte werden geschildert.

b. Die Haltung der Kolonialiserten wird als unterwürfig beschrieben.

b. Eine unabhängige, stolze (vielleicht sogar revoltierende) Haltung der ‚Eingeborenen‘ wird beschrieben.

c. Die Haltung der ‚Kolonialherren‘ wird als patriarchalisch, vielleicht sogar despotisch dargestellt.

c. Die Haltung wird als liberal, wie gegenüber Gleichwertigen, dargestellt.

Kategorie 6 (B)

Reproduktion des Normenhorizontes

Kritische Infragestellung von Normen und Werten

Operationalisierung

a. Vorurteile und Ressentiments werden eher gefördert als bekämpft. Es sind Stereotypen vorhanden.

a. Vorurteile und Ressentiments werden in Frage gestellt. Es sind keine Stereotypen vorhanden.

b. Es liegen der Darstellung Wertvorstellungen des heroischen Codes zugrunde: Disziplin, Hingabe und Opferbereitschaft.

b. Werte wie Gehorsam, Disziplin und Opferbereitschaft werden nicht verselbständigt beschrieben, sondern kritisch nach ihrem jeweiligen Sinn hinterfragt.

c. Es besteht Typisierung und Bipolarität der (Macht-)Positionen: die Herrschaft des Guten und/oder Starken über den Bösen und/oder Schwachen mit unterwürfiger Haltung wird geschildert. Es ist eine eindimensionale Darstellung des Freund-Feind-Verhältnisses. Die Ungleichheit der Menschen wird zugrundegelegt. Die Tüchtigen und Tapferen werden belohnt, der ‚Parasit‘ bestraft. Die Brutalität des Siegers wird gerechtfertigt.

c. Es besteht keine Typisierung und davon abhängige Bipolarität, sondern Machtpositionen aufgrund von Attributen wie ‚stark/schwach‘ oder ‚gut/böse‘ werden in Frage gestellt.

d. Traditionelle Rollenstrukturen werden wiederholt: etwa die passive, unterwürfige Rolle der Frau oder die patriarchalische Rollenstruktur. Die Kultur der weißen Kolonisatoren wird als erhaben dargestellt. Die Kolonialherren besitzen das größere Wissen. Sie sind den ‚Eingeborenen‘ gegenüber herablassend.

d. Traditionelle Rollenstrukturen werden kritisch betrachtet: die Frau wird als aktiv-selbstbestimmt beschrieben. Zugrunde liegt die Vorstellung der Gleichwertigkeit und Selbstbestimmung.

Kategorie 7 (B)

Realitätsferne vom Leben in Indien

Äußere Realitätsnähe zum Leben in Indien

Operationalisierung

a. Die Beschreibung ist märchenhaft, unwahrscheinlich und unrealistisch.

a. Oberflächliche Details in der Beschreibung stimmen: bspw. die Natur.

Kategorie 8 (B)

Erzählstruktur des ‚Affirmativen Realismus‘

Erzählstruktur des ‚Kritischen Realismus‘

Operationalisierung

a. Die Erzählstruktur ist naiv und erzählerlos („der Erzähler weiß alles“). Es ist ein epischer Roman in ‚er‘-Form.

a. Es besteht eine Infragestellung und ein Wechsel der einzelnen Perspektiven.

Konstrukt C: Suche nach Unterhaltung

Kategorie 9 (C): Spannungserzeugung

Operationalisierung

a. Die Spannung wird mit Hilfe des ‚Retardierenden Moments‘, d.h. über die Verzögerung im Handlungsgang, erzeugt, indem andere Lösungen des Konflikts möglich erscheinen.

1.4. Die Signierung des Textes

Nachdem die Auswahleinheit (sampling unit) der Inhaltsanalyse in unserem Fall durch die Auswahl des Textes von Kipling bereits feststand, war nur noch der Umfang der Analyseeinheit (recording unit) als der Textsequenz zu bestimmen, für die eine Signierung nach den genannten Kategorien vorgenommen werden sollte. Der Umfang dieser Analyseeinheit richtet sich in erster Linie nach der sprachlichen Ebene, auf der der gesuchte Inhalt – wie er in den explizierten Kategorien thematisch ist – identifiziert werden kann. Dies ist in unserem Falle zumindest auf Satzebene, besser noch auf der Ebene aggregierter Sätze möglich.

Als Analyseeinheit wählten wir deshalb die sichtbaren Textabschnitte, wobei neben den beiden einzigen ‚natürlichen Abschnitten‘ (auf den Seiten 38 und 46 der Ausgabe von 1971) auch solche Textstellen, die ein Gespräch beschreiben, derart als ein Abschnitt behandelt wurden, daß die Beschreibung nicht verschiedenen Analyseeinheiten zufiel (vgl. zu dieser Vorgehensweise den Textausschnitt in Anhang I).

Damit ergaben sich 108 Analyseeinheiten, die von insgesamt 3 Kodierern auf der Grundlage des explizierten Kategoriensystems signiert wurden, wobei ein Kodierer den Text zweimal – in mehrjährigem Abstand – bearbeitete (vgl. Anmerkung 1). Als Kodiervorschrift dienten, wie bereits erwähnt, die explizierten Operationalisierungen der Kategorien. Folgende Signierungsalternativen standen dabei zur Verfügung:

- ‚vorhanden, trifft zu‘,
- ‚relevant, aber nicht vorhanden‘ und
- ‚nicht relevant‘,

wobei sich die erste und die dritte Signierungsalternative selbst erklären. Mit ‚relevant, aber nicht vorhanden‘ war die Möglichkeit zu bezeichnen, daß die

zu untersuchende Textstelle zwar den in der Kategorie benannten Inhalt aufweist (die Kategorie ist insofern für die Textstelle relevant), daß dieser Inhalt aber nicht derart dargestellt wird, wie es in der Kategorie formuliert ist (nicht vorhanden in der erwarteten Ausrichtung).

Zur Vermeidung sogenannter Reihenfolgeeffekte, d.h. zur Vermeidung von Kodierentscheidungen, die durch die vorausgehenden oder antizipierbaren nachfolgenden Entscheidungen determiniert sind, wurden die Kodierer gebeten, die Kategorien einzeln über den ganzen Text hinweg zu signieren.

Da – wie bereits erwähnt – ein Kodierer den Text über den Zeitraum von mehreren Jahren hinweg zweimal signierte, war es möglich, die Reliabilität der Untersuchung sowohl anhand des Inter- als auch des Intrakodervergleichs zu bestimmen: Beide Übereinstimmungskoeffizienten wurden durch das Maß an Zufallsübereinstimmung bereinigt. Danach ergab sich als Maß für die Übereinstimmung zwischen den drei Kodierern (berechnet nach der Formel von Scott, zit. in Merten 1983, 306) der Koeffizient 0,48. Die Intrakoderübereinstimmung – also die Übereinstimmung eines der Kodierer mit sich selbst über einen Zeitraum von mehreren Jahren hinweg – lag bei 0,89.

1.5. Ergebnisse der Inhaltsanalyse

Entsprechend der ideologiekritischen Literaturinterpretation gingen wir davon aus, daß der Text insbesondere ideologische Inhalte in trivialer Form anbietet und damit Bedürfnisse nach evasivem Träumen (vgl. im Kategoriensystem Konstrukt A, Kategorien 1-4), affirmativer Bestätigung (Konstrukt B, Kategorien 5-8) und nach Unterhaltung (Konstrukt C, Kategorie 9) befriedigt. Das heißt: Wir erwarteten insgesamt für alle Kategorien eine signifikant stärkere Ausprägung seitens des evasiv-affirmativen Bedeutungspols gegenüber dem kritisch-emanzipatorischen.

Die statistische Auswertung erfolgte über eine einfache Häufigkeitsauszählung der Signierungen sowie mit Hilfe von Kontingenzanalysen. Dieses von Osgood entwickelte Verfahren beschreibt das gleichzeitige (kontingente) Auftreten verschiedener Symbole in einem Text und erlaubt dadurch Rückschlüsse auf die kognitive oder affektive Assoziations- bzw. Dissoziationsstruktur des Textproduzenten (vgl. Lisch & Kriz 1978, 175ff.; Merten 1983, 43f.). In unserem Fall diente dieses Verfahren aber lediglich dazu, über die Dissoziation die a priori dichotom bestimmten Bedeutungspole der Kategorien zu validieren und die Trennschärfe der einzelnen Kategorien zu verdeutlichen.

Da der Gesamtumfang der Ergebnisse bei weitem die Darstellungsmöglichkeiten an dieser Stelle übersteigt, soll hier auszugsweise am Beispiel der ersten drei Kategorien ein Eindruck über die Verteilung der Signierungen vermittelt werden:

	Evasiv-affirmative Ausprägung				Kritische Ausprägung			
	A	B ₁	B ₂	C	A	B ₁	B ₂	C
+	58	63	59	62	16	10	14	12
-	16	10	14	12	58	63	59	62
o	34	35	35	34	34	35	35	34
+	71	78	73	64	33	05	10	33
-	33	05	10	33	71	78	73	64
o	04	25	25	11	04	25	25	11
+	55	63	62	54	33	28	29	38
-	33	28	29	38	55	63	62	54
o	20	17	17	16	20	17	17	16

Dabei stehen die Großbuchstaben für die Kodierer (B₁ und B₂ repräsentieren das zweimalige Signieren durch einen Kodierer), '+' für 'relevant, trifft zu', '-' für 'relevant, trifft nicht zu' und 'o' für 'nicht relevant'.

Was hier anhand der Kodierentscheidungen für die ersten drei Kategorien ersichtlich wird, gilt auch für alle weiteren: Die Analyseeinheiten wurden jeweils häufiger der evasiv-affirmativen Bedeutungsdimension zugeordnet, wobei alle Häufigkeitsunterschiede signifikant sind. Dies wird deutlich anhand der Kontingenzkoeffizienten (nach Claus & Ebner 1975), die die Häufigkeitsunterschiede zwischen den Ausprägungen der Bedeutungspole innerhalb einer Kategorie veranschaulichen. Dabei ergaben sich für die einzelnen Kategorien die folgenden Ergebnisse:

Kategorie	Kontingenzkoeffizient
1:	0,82
2:	0,82
3:	0,82
4:	0,71
5:	0,71
6:	0,82
7:	0,71
8:	-

Diese Kontingenzkoeffizienten verdeutlichen zum einen die Trennschärfe der Kategorienalternativen (Bedeutungspole), respektive deren Operationalisierungen, und zum anderen die nur geringfügige Überlappung der verschiedenen Kategorien untereinander.

Damit läßt sich die Hypothese, daß der Text ideologische Inhalte in trivialer Form beinhaltet, soweit bestätigen. Der Text scheint in der Tat den Lesern in erster Linie Angebote zum evasiven Träumen, zur affirmativen Bestätigung und zur Unterhaltung anzubieten.

2. Hypothesengenerierung im Anschluß an die Inhaltsanalyse

Ob und welche theoretischen Schlüsse sich vom Text auf textexterne Faktoren ziehen lassen, war und ist Gegenstand zahlreicher methodologischer Diskussionen über inhaltsanalytische Verfahren (vgl. etwa Merten 1983; Früh 1981; 1983; Groeben & Vorderer 1986 sowie die Einleitung von Groeben in diesem Band). Als besonders relevant hat sich diese Frage wiederum auch für den Bereich der ‚Trivialliteratur‘-Forschung erwiesen (vgl. auch Dahrendorf 1973). In der ideologiekritischen Literaturdidaktik wird nämlich häufig nicht nur die Ideologiehafteigkeit (‚trivial‘-)literarischer Texte behauptet, sondern aufgrund dieser – allenfalls als *Wirkungspotential* beschreibbaren Angebote – eben auch implizit oder explizit auf *Wirkungseffekte* geschlossen. Nicht zuletzt gerade dadurch hat diese Richtung versucht, die besondere Relevanz ihrer Fragestellung zu begründen: indem sie behauptete, daß ‚Trivialliteratur‘ nicht nur ästhetisch minderwertig sei, sondern eben auch ideologisierend wirke (vgl. beispielsweise Bürger 1973). Das stellt aber ganz eindeutig eine Überinterpretation der Inhaltsanalyse dar, weil mit dieser lediglich der Text, nicht aber die Verarbeitung desselben durch den Leser beschrieben werden kann. Die Gleichsetzung von Wirkungspotential und Wirkungsergebnis impliziert nämlich ein Bild vom Leser, der Texte passiv und hilflos aufnimmt, der unabhängig von seiner Lebenslage und aktuellen situativen Komponenten liest, der sich entsprechend auch kaum von anderen Lesern (bezüglich seines Leseverhaltens) unterscheidet und für den es schließlich unerheblich ist, wodurch bzw. über wen er einen Zugang zu einer bestimmten Literatur erhielt, da er sich sowieso nicht mit anderen Personen über das Gelesene verständigen wird (vgl. ausführlicher Groeben & Vorderer 1986, 134f.).

Zentraler erscheint uns hier aber die Frage, wo die Grenze des Schließens zu ziehen ist, d.h. wie weit die von der Inhaltsanalyse ausgehenden und sich auf die Rezipienten beziehenden theoretischen Schlüsse legitim sind. Wir wollen im folgenden zwischen zwei Arten von Schlüssen auf die Rezipienten unterscheiden: und zwar zwischen dem Schluß von der Textbeschreibung auf die *Bedürfnisse* bzw. *Erwartungen* der Rezipienten einerseits und dem Schluß auf die *Wirkungen* bzw. *Erfahrungen* der Rezipienten andererseits.

Der Schluß auf die Bedürfnisse/Erwartungen läßt sich u.E. deshalb rechtfertigen, weil man davon ausgehen kann, daß der Lektüre in der Regel ein konkreter befürfnisorientierter Entscheidungsprozeß für die Auswahl des entsprechenden Textes vorausgeht und somit – soweit diese Entscheidung nicht auf völlig unrealistischen Prämissen beruht, etwa auf einer falschen Voreinschätzung der Lektüre – der Text selbst als Ausdruck eines Rezeptionsbedürfnisses aufgefaßt werden kann (vgl. dazu die empirischen Ergebnisse unter 3.1.).

Der Schluß auf die Wirkung bei den Lesern, d.h. auf die Befriedigung dieses Rezeptionsbedürfnisses, erscheint uns im Gegensatz dazu wesentlich weitreichender zu sein. Denn über den konkreten Rezeptionsprozeß und seine Folgen, d.h. über die kognitiven und emotionalen Prozesse während und infolge der Rezeption lassen sich aufgrund der Kenntnis des Textes keine Aussagen machen. Dies gilt vor allem dann, wenn man gerade nicht von einem passiv-mechanistischen Lesermodell ausgeht, sondern dem Leser eine aktiv-konstruktive Kompetenz zur Generierung von Bedeutung(en) (auch und gerade beim Lesen) unterstellt. Das heißt konkret: Wie und ob überhaupt beispielsweise die Ideologiehaftekeit eines Textes tatsächlich auch ideologisch wirksam wird, oder ob in der Rezeption – auch von ‚Trivilliteratur‘ – nicht doch (oder zumindest auch) utopische Momente des „Frei-Denken(s) von sozialen Wirklichkeits- und Rechtfertigungsdeterminanten hin zur Potentialität konkurrierender Wirklichkeitsentwürfe“ (Groeben 1974, 69) möglich sind, bleibt letztlich eine (rezeptions-)psychologische Frage, die nur dadurch zu beantworten ist, daß man versucht, die während und nach der Rezeption ablaufenden kognitiven und emotionalen Prozesse zu erheben und abzubilden. Die Beantwortung dieser Frage – und darin besteht ihre Relevanz – könnte das gesamte theoretische Gerüst der ‚Trivilliteratur‘-Forschung in Frage stellen (vgl. dazu auch den Beitrag von Vorderer in diesem Band).

Methodologisch bedeutet dies wiederum: Aus Inhaltsanalysen lassen sich zwar Hypothesen über die Leser generieren, diese verbleiben aber ohne empirische Absicherung im Bereich der Spekulation. Dies gilt dezidiert für jeden Schluß vom Text auf die Lektürewirkung beim Leser; es gilt ebenfalls – wenn auch

nicht ganz so radikal – auch für den von uns als weniger weitreichend bezeichneten Schluß vom Text auf die Bedürfnisse der Rezipienten. Obgleich dieser Schluß von den inhaltsanalytischen Daten aus relativ naheliegt, ist er u.E. empirisch schon deshalb abzusichern, weil nicht alle vorhandenen Lesemotive unbedingt äußerlich, d.h. am ausgewählten Text, sichtbar werden. Da davon auszugehen ist, daß der Auswahl eines Textes u.U. noch andere Ursachen zugrundeliegen als nur solche, die sich aus dem Text selbst ergeben – eventuell wurde der Leser zum Kauf angeregt oder auch überredet – können Annahmen über Lese- oder Kaufmotive, die vom Text selbst ausgehen, nur als Hypothesen formuliert werden. Dies bedeutet in der Konsequenz: Beide Schlüsse sind durch empirische Untersuchungen zu validieren, wobei die Überprüfung des Schlusses auf die Bedürfnisse bzw. Erwartungen *vor* und die Überprüfung des Schlusses auf die Wirkungen bzw. Erfahrungen *nach* der Rezeption anzusetzen hat.

3. Empirische Überprüfung der Hypothesen

3.1. Empirische Erhebung der Gratifikationserwartungen

Hinsichtlich der ersten Schlußmöglichkeit (auf die Bedürfnisse bzw. Erwartungen der Leser) ergibt sich die Hypothese, daß die auf den thematischen Text („Mowgli, der Waldgott“) bezogenen Erwartungen der Rezipienten in erster Linie auf die Befriedigung evasiv-affirmativer Bedürfnisse ausgerichtet sind. Um diese Erwartungen und die ihnen zugrundeliegenden Bedürfnisse empirisch erheben zu können, hat Marlange (1977) einen Fragebogen entwickelt, dessen Items sie aus der Durchsicht der im Rahmen der ‚Trivalliteratur‘-Forschung sowie Literaturpsychologie explizierten Lesemotive zusammengestellt hat.

Ausgangspunkt war dabei die von verschiedenen Autoren dichotom unterschiedenen Lesemotive, die als entweder vorwiegend auf Informationsgewinn, Welt- und Selbstbilderweiterung oder aber eher auf Kompensation von Langeweile, Suche nach Entspannung und Entlastung etc. ausgerichtet sind. Richter & Straßmayr (1978) sprechen von (aktivem) Hinlenken versus (passivem) Ablenken von/auf bestimmte(n) Tatsachen (vgl. o.c., 15ff.), Groeben & Scheele von ‚unspezifisch-evasivem‘ versus ‚emanzipativem‘ Lesen (1975, passim).

Diesem soziologischen Zusammenhangsmodell liegt die Annahme zugrunde, Literatur erfülle in unterschiedlichem Maße Entlastungsfunktionen für die

Rezipienten; und zwar derart, daß unter ungünstigen sozio-ökonomischen Bedingungen lebende Personen (zumeist Angehörige der sozialen Unterschicht) stärker auf Literatur als Entlastung bzw. (kognitiv-emotionale) ‚Fluchtmöglichkeit‘ von/aus der Realität angewiesen sind (‚Eskapismus‘), während andere, weniger unter Entlastungsdruck stehende bzw. weniger Entfremdung erlebende Personen (zumeist Angehörige der sozialen Mittel- und Oberschicht) es sich eher leisten können, von Literatur u.U. auch kognitiv verunsichert zu werden (vgl. ausführlicher Groeben & Vorderer 1986; Scheele 1974). Diese damit in Abhängigkeit von sozio-ökonomischen Bedingungen auseinanderfallenden Lesemotive konnten auch empirisch gesichert werden (vgl. etwa Gerlach et al. 1976, 58ff.; Meier 1981; Richter & Straßmayr 1978, 23ff.).

Auf der individuell-psychischen Ebene resultiert daraus dann (idealtypisch klassifiziert) entweder ein ‚evasives‘ oder ein ‚emanzipatives‘ Lesen.

Neben diesen und anderen psychischen Funktionen (wie etwa Bedürfnisse nach Selbstverwirklichung und Selbstbestätigung, vgl. Katz et al. 1973; Waldmann 1973) spielen allerdings auch soziale Faktoren (beispielsweise Lesen als Ersatz für soziale Kontakte, als Anregung zu solchen oder zum Vergleich mit anderen), Lesegewohnheiten, die Lesesituation und vor allem auch die allgemeinen Einstellungen und Vorstellungen der Leser (vgl. Groeben & Scheele 1975) u.a.m. eine Rolle spielen. Marlange (1977) hat versucht, die aus der Durchsicht der Literatur gewonnenen Variablen wie folgt zu ordnen:

1. Psychische Funktionen des Buches

- 1.1. Suche nach emotionaler Befriedigung
 - 1.1.1. Eskapismusfunktion
 - 1.1.2. Vorübergehende Ablenkung und Entspannung
 - 1.1.3. Unterhaltung und Anregung der Phantasie
- 1.2. Suche nach Information, Wissen und Verstehen
 - 1.2.1. Bezug zu Interessen/Aktivitäten
 - 1.2.2. Informationen/Ratschläge
 - 1.2.3. Vorbereitung zum ‚sozialen Aufstieg‘
- 1.3. Bezug zur Identität
 - 1.3.1. Definition und Verstärkung des eigenen Rollenverhaltens
 - 1.3.2. Lieferung eines Interpretationsrahmens für das eigene Leben
 - 1.3.3. Sich selbst kennenlernen
- 1.4. Soziale Faktoren/Funktionen
 - 1.4.1. Ersatz für soziale Kontakte
 - 1.4.2. Vergleich mit anderen
 - 1.4.3. Anregung zu sozialen Kontakten

2. Nicht-psychische Faktoren

- 2.1. Zufallsfaktoren
- 2.2. Lesegewohnheiten

2.3. Unterscheidungen zwischen Medienattributen, Inhalt und sozialem Kontext des Lesens durch den Leser

3. *Allgemeine Einstellungen und Vorstellungen des Lesers*

- 3.1. Allgemeine Normen und Werte
- 3.2. Persönliche Werte des Lesers
- 3.3. Vorstellungen des Lesers über den Autor des Buches
- 3.4. Vorstellungen des Lesers über den Inhalt des Buches
- 3.5. Vorstellungen des Lesers über den Realitätsbezug des Buches
- 3.6. Spontane Eindrücke des Lesers vom Buch
- 3.7. Kritisches Urteil des Lesers

4. *Die Konkretheit der Lesesituation und die Kenntnisse des Lesers*

- 4.1. Die spezifische Lesesituation
- 4.2. Kenntnisse des Lesers über Autor, Inhalt etc.

Jede dieser Variablen wurde unter verschiedenen Aspekten operationalisiert, wobei jede Frage des Fragebogens einen oder mehrere Aspekt(e) einer Variable abdecken sollte. Dies ergab eine Zusammenstellung von 139 Fragen, von denen 96 offen und 43 geschlossen formuliert wurden (vgl. Anhang II).

Zur exemplarischen Darstellung wollen wir eine Variable und deren ‚Umsetzung‘ in Items ausführlicher darstellen:

Variable 1.1.1.: Eskapismusfunktion

- Verschiedene Aspekte:
- a. bei Einsamkeit, Enttäuschung und Unruhe
 - b. bei Unzufriedenheit mit der persönlichen Umwelt
 - c. zum Aufbau einer Traumwelt ohne Grenzen (Wunsch-, Ideal-, Kontrast- und Fluchtwelt)
 - d. um aus der Alltagsrealität zu flüchten
 - e. um persönliche Probleme und Schwierigkeiten zu vergessen
 - f. Vorstellung von der gegenwärtigen Welt als einer feindseligen und unvorhersagbaren
 - g. Interesse an sensationellen und aufregenden Nachrichten
 - h. Interesse an exotischen Inhalten
 - i. bei Konflikt zwischen Selbstbild und Idealbild
 - j. bei niedrigem Selbstwertgefühl
 - k. Tendenz zur Isolation
 - l. zur Maximierung sofortiger Bedürfnisbefriedigung
 - m. zur möglichst umfassenden Reduzierung von intellektueller Anstrengung
 - n. Akzeptanz von dargestellten Stereotypen
 - o. Phantasien finden keinen Ausdruck im Alltagsleben
 - p. bei Schwierigkeiten mit den Eltern
 - q. um ungelebte und unlebbara Erfahrungen zu machen

Diese Aspekte wurden in folgende Fragen (die im Fragebogen selbstverständlich in anderer Reihenfolge auftraten, vgl. Anhang II) umgesetzt (die in Klammern gesetzten Kleinbuchstaben verweisen auf die Aspekte, die damit erhoben werden sollten; ‚D‘ und ‚I‘ stehen für Direkte bzw. Indirekte Frage und ‚O‘ versus ‚G‘ klassifizieren die Antwortdimension als Offen oder Geschlossen):

1. Wie erholsam, meinen Sie, wird dieses Buch sein? (I, D, G)
2. Wie unterhaltsam, meinen Sie, wird dieses Buch sein? (I, D, G)
3. Viele Leute meinen, es sei manchmal schwieriger, ein Buch zu lesen, als mit anderen Menschen zusammen zu sein. Wie weit würden Sie dieser Ansicht zustimmen? (e, f, k, I, G)
4. Wenn Sie allein und ungestört sein wollen, wie gerne würden Sie dann dieses Buch lesen? (k, D, G)
5. Wie anstrengend, meinen Sie, wird das Lesen dieses Buches sein? (I, m, D, E)
6. Vielleicht wird in diesem Buch nur eine Traumwelt dargestellt, was meinen Sie zu dieser Ansicht? (c, h, o, I, O)
7. Wie sehr, meinen Sie, kann dieses Buch Ihr Selbstvertrauen schwächen? (i, j, D, G)
8. Wie viele Erfahrungen können Sie aus diesem Buch verwerten, die Sie in Ihrem täglichen Leben nicht machen können? (o, q, D, G)
9. Sabine hat mit ihren Eltern Schwierigkeiten. Dieses Buch könnte ihr helfen, abzuschalten. Wie weit stimmen Sie dieser Behauptung zu? (a, b, d, e, p, I, G)
10. Wie weit würden Sie den folgenden Begründungen zustimmen: „Ein Streber liest dieses Buch, weil er sich allein und isoliert fühlt.“ (a, k, I, G)
11. „Ein Streber liest dieses Buch, weil er meint, daß er damit einen guten Eindruck macht.“ (j, I, G)
12. „Ein Streber liest dieses Buch, weil er seine persönlichen Probleme und Schwierigkeiten vergessen will.“ (e, i, j, I, G)
13. Wie spannend, meinen Sie, wird diese Geschichte sein? (g, D, G)
14. Wir lesen ja alle mal ‚Groschenhefte‘. Wozu, meinen Sie, sind diese gut? (g, I, O)
15. Wie sehr, meinen Sie, gibt dieses Buch Ihnen ein falsches Bild von der Lebensweise eines anderen Volkes? (n, D, G)

Der Fragebogen wurde der Versuchspersonen-Gruppe vorgelegt, nachdem diese einige Minuten Zeit hatte, eine Voreinstellung gegenüber der Lektüre zu entwickeln, und zwar dadurch, daß jede Versuchsperson ein Textexemplar erhielt, mit der Bitte, sich dieses „einmal anzuschauen“. Der Text wurde anschließend – also noch vor der Bearbeitung des Fragebogens – wieder eingesammelt.

Die Versuchspersonen-Stichprobe bestand aus 63 Schülern (26 weiblich, 37 männlich) im Alter von 14 bis 16 Jahren (Durchschnitt bei 14,7). Alle besuchten die neunte Klasse, 32 von ihnen im Gymnasium und 31 in der Hauptschule. Alle Erhebungen fanden während einer Schulstunde im Klassenzim-

mer statt. Die Bereitschaft und Motivation an der Teilnahme für diese Untersuchung war durchweg sehr hoch.

Ergebnisse des Erwartungsfragebogens

Die geschlossenen Fragen wurden faktorenanalytisch ausgewertet, wobei sich zunächst 27 Faktoren ergaben, die insgesamt 72% der Varianz aufklären. Mit Hilfe des ‚Scree-Tests‘ (nach Cattell) wurde die Anzahl auf 11 Faktoren reduziert, die anschließend orthogonal rotiert wurden:

1. Positive Einstellung und Suche nach emotionaler Anregung (28,8% Varianzaufklärung)
2. Negative Wertung des Buches (8,8%)
3. Suche nach Information (5,2%)
4. Nicht-Leser; Fehlen literarischer Interessen (4,8%)
5. Buch und Autor sind gut bekannt (4,2%)
6. Kritische Einstellung gegenüber Informationen (3,8%)
7. Kritische Einstellung gegenüber Informationen zur eigenen Umwelt und zu eigenen Problemen bei gleichzeitiger Suche nach emotionaler Verstärkung (3,8%)
8. Aufmachung und Titel haben kein Interesse geweckt (3,8%)
9. Kritische Einstellung gegenüber Verstärkung von sozialen Kontakten (3,2%)
10. Suche nach Eskapismus, aber nicht nach Entspannung (2,9%)
11. Positive Wertung des Buches entsprechend allgemeiner Normen (2,7%)

Von diesen Faktoren wollen wir im folgenden die drei mit der höchsten Varianzaufklärung interpretativ vorstellen:

1. „Positive Einstellung und Suche nach emotionaler Anregung“ bedeutet:
 - Die Versuchsperson hat eine emotionale, positive Einstellung zum Buch. Sie interessiert sich für die Lektüre, ist neugierig und nimmt an, daß es ihr Spaß machen wird, das Buch zu lesen.
 - Gleichzeitig wird das Buch von der Versuchsperson positiv bewertet. Sie erhofft sich davon eine Anregung ihrer Phantasie sowie Anregungen zum Träumen und zum Spielen.
 - Die Versuchsperson erwartet, daß das Buch unterhaltsam sein wird.
 - Sie würde das Buch lesen, um sich aus der momentanen Umwelt zurückzuziehen, um „allein und ungestört sein zu können“ sowie, um sich abzulenken.
 - Die Versuchsperson würde das Buch nicht lesen, um Entspannung zu suchen.
2. „Negative Wertung des Buches“ bedeutet:
 - Für die Versuchsperson ist dieses Buch eher am Kiosk als in einer Buchhandlung erhältlich. ‚Schöne‘ Sprache ist für sie nicht von Bedeutung.

- Sie hat eine allgemein negative emotionale Einstellung zu diesem Heft und würde es nur lesen, wenn sie traurig wäre.
- Die Versuchsperson liest grundsätzlich nicht gerne.
- Ihrer Meinung nach vermittelt das Buch wahrscheinlich ein realistisches Bild von Indien; die Wirklichkeit könnte ihrer Meinung nach so aussehen, wie im Buch geschildert.

3. „Suche nach Information“ bedeutet:

- Die Versuchsperson ist neugierig und wünscht sich Informationen über fremde Länder.
- Gleichzeitig erhofft sie sich Informationen über die eigene Umwelt. Sie möchte auch sich selbst kennenlernen, Anregungen zum Nachdenken und Diskutieren bekommen und sich mit ihrer peer-group darüber unterhalten können.
- Bezüglich der Schilderung Indiens hat die Versuchsperson eine relativ unkritische Einstellung: Sie meint, „Leute aus Indien erkennen sich in diesem Buch selbst wieder.“

Die Beantwortung der offenen Fragen – auf deren Darstellung wir hier aus Platzgründen verzichten müssen – unterstreicht die Ergebnisse der Faktorenanalyse: Die aus der Inhaltsanalyse gewonnene Beschreibung des Textes findet in den Erwartungen der Rezipienten vor der Lektüre keine eindeutige Entsprechung. Das heißt: Obgleich der Text evasiv-affirmative Rezeptionsangebote zu machen scheint (s.o. 1.5.), ist die Erwartungshaltung der Rezipienten wesentlich komplexer. Neben – im weitesten Sinne – eskapistischen Tendenzen sind gleichzeitig auch Motive nach Anregung und Information sowie negative Voreinstellungen vorhanden. Die dichotomistische Einteilung in Motive nach Unterhaltung (Eskapismus) versus Information (Weiterbildung) kann damit sicherlich nicht bestätigt werden, da diese von der ideologiekritischen ‚Trivilliteratur‘-Forschung als gegensätzlich und für unterschiedliche Lesergruppen angenommenen Motive eben gerade nicht auf verschiedenen Polen lokalisiert sind, sondern gleichzeitig von denselben Versuchspersonen genannt wurden. Es ist deshalb vielmehr von einem komplexen Zusammenspiel unterschiedlicher Motive und Einstellungen auszugehen, die von den Lesern ganz offensichtlich auch gleichzeitig aktualisiert werden können.

Damit ist der Fall eingetreten, daß eine an den Rezipienten ansetzende empirische Untersuchung den inhaltlichen Schluß von den objektiven Textmerkmalen auf die Bedürfnisse und Motive bei den Rezipienten falsifiziert hat. Über die dafür verantwortlichen Gründe kann im nachhinein nur spekuliert werden: So wäre es denkbar, daß die Versuchspersonen ‚sozial erwünschte‘ Antworten gaben, d.h. solche, von denen sie annahmen, sie würden von der Untersucherin erwartet; dies wäre denkbar, weil sie der Versuchsleiterin u.U. dafür ‚einen Gefallen‘ tun wollten, weil diese ihnen Abwechslung in den

Schulalltag brachte. Es mag aber auch an den vermutlich spezifischen Einstellungen und Erwartungen von Schülern gegenüber in der Schule zu rezipierender Literatur liegen, d.h. es wäre denkbar, daß der Text vor allem als zusätzlich belastende ‚Schullektüre‘ wahrgenommen wurde. Vielleicht spielte aber auch die äußere Aufmachung des Buches (Reclam-Band) eine entscheidende Rolle, die auf Jugendliche sicherlich wenig vielversprechend wirken dürfte – zumal, wenn es um die Befriedigung evasiv-affirmativer Bedürfnisse geht.

Festzuhalten ist, daß die ursprüngliche Hypothese über die Rezeptionserwartungen resp. -bedürfnisse nach Auswertung dieses Fragebogens nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Damit wird gleichzeitig auch die Notwendigkeit derartiger Validierungsschritte deutlich, ohne die inhaltsanalytische Schlüsse nur Vermutungen bzw. – wie im vorliegenden Fall – Artefakt bleiben.

3.2. Empirische Erhebung der Gratifikationserfahrungen

Während unter Abschnitt 3.1. der Rückschluß von der intersubjektiven Textbeschreibung (qua Inhaltsanalyse) auf die Befürfnisse und Motive der Rezipienten thematisch war, geht es im vorliegenden Abschnitt um den von uns als weiterreichend beschriebenen Schluß auf die Wirkung des Textes bei den Rezipienten. So läßt sich etwa im vorliegenden Fall entsprechend den Ergebnissen der Inhaltsanalyse vermuten, daß der dabei als ‚trivial‘ eingestufte Text vor allem solche Wirkungen bei den Lesern verursacht, wie dies von der ideologiekritischen ‚Trivilliteratur‘-Forschung immer wieder behauptet wurde (vgl. beispielsweise Waldmann 1973; Nusser 1976). Das heißt: Wir postulieren als Hypothese, daß sich das Wirkungspotential des Textes als Wirkungseffekt realisiert. Diese Hypothese wurde aufgrund der Kenntnis der inhaltsanalytischen Ergebnisse, nicht aber aufgrund der Ergebnisse des Fragebogens zu den Gratifikationserwartungen, formuliert. Doch selbst unter der Voraussetzung, daß die Erwartungen der Rezipienten nicht den inhaltsanalytisch erhobenen Textmerkmalen entsprechen (wie ja hier der Fall), läßt sich durchaus an der Vermutung festhalten, daß sich das Wirkungspotential des Textes in der Verarbeitung des Lesers durchsetzen kann. Es wäre z. B. denkbar, daß der Text die entsprechenden Gratifikationsbedürfnisse und -erwartungen erst während des Lesens evoziert und diese somit vor der Rezeption noch gar nicht abbildbar sind. Selbstverständlich wäre eine solche Argumentationskette dann auch schrittweise empirisch zu überprüfen.

Uns ging es hier allerdings primär um die empirische Sicherung der Textwirkung aufgrund des aus der Inhaltsanalyse abgeleiteten Textpotentials. Ein derartiger empirischer Nachweis hat – wie bereits begründet (s.o) – wiederum an den Rezipienten selbst anzusetzen. In Anlehnung an die Erhebung der Gratifikationserwartungen bot sich im vorliegenden Fall eine nach der Textrezeption durchzuführende Erhebung der Gratifikationserfahrungen an. Marlange (1977) hat zu diesem Zweck einen weiteren Fragebogen (F2) entworfen, der so weit wie möglich parallel zur Erhebung der Gratifikationserwartungen (F1) aufgebaut ist. 33 der Fragen aus dem F1 wurden leicht modifiziert im F2 wiederverwendet.

Beispiel: Frage 17 auf dem F1: „Wie unterhaltsam, meinen Sie, wird dieses Buch sein?“

Frage 14 aus dem F2: „Wie unterhaltsam war dieses Buch für Sie?“ (vgl. Anhang II)

Während sich die Fragen des F1 also auf Einschätzungen, Antizipationen, Erwartungen etc. bezogen, waren die des F2 vor dem Hintergrund der mit dem Text bereits gemachten Rezeptions- bzw. Gratifikationserfahrungen zu beantworten. Damit verbunden ist auch eine starke inhaltlich-theoretische Anlehnung an den F1, d.h. es wurde versucht, alle unter Abschnitt 3.1. explizierten Variablen auch mit dem F2 zu erheben. Hinzu kam lediglich noch eine Frage, die die von den Lesern selbst eingeschätzte Wirkung des Textes thematisierte. Damit ergaben sich 62 Fragen, von denen 46 geschlossene und 16 offene Antwortkategorien aufwiesen (vgl. Anhang II).

Der Zeitraum zwischen der Bearbeitung von F1 und F2 war so gesetzt, daß die Versuchspersonen ausreichend Zeit hatten, den Text zu lesen. Dennoch wurde er von 9 Versuchspersonen (8 Hauptschülern und 1 Gymnasiast) nicht gelesen und zwei (Hauptschüler) waren bei der Erhebung nicht anwesend, so daß sich die Versuchspersonen-Anzahl auf 52 reduzierte.

Ergebnisse des Erfahrungsfragebogens

Die Auswertung erfolgte analog dem Vorgehen beim F1 mittels einer Faktorenanalyse, wobei sich zunächst 12 Faktoren ergaben. Von diesen wurden wiederum mittels des ‚Scree-Tests‘ drei Faktoren eliminiert, so daß die folgenden 9 Faktoren übrig blieben:

1. Negative Wertung und kritische Einstellung
2. Positive Wertung; emotional und auch als ‚objektive‘ Information

3. Anregung der Phantasie und der sozialen Kontakte
4. Anregung zu sozialem Kontakt und sozialen Aktivitäten
5. Anregung zum Nachdenken
6. Unkritische Suche nach Information über Selbst und Welt
7. Unkritische Suche nach Ablenkung und Entspannung
8. Positive Wertung und eskapistische Tendenzen
9. Kritische Wertung: Anstrengend

Auch hier wollen wir aus Platzgründen nur die ersten drei Faktoren interpretativ vorstellen:

1. „Negative Wertung und Kritische Einstellung“ bedeutet:
 - Die Leser haben die Geschichte weitgehend gelesen, aber sie bewerten sie negativ, weil sie langweilig und die Sprache zu kompliziert sei.
 - Die Rezipienten meinen, von der Geschichte nicht längerfristig beeinflusst worden zu sein, denn die Geschichte böte weder ‚subjektive‘ noch ‚objektive‘ Informationen. Sie helfe auch nicht, Probleme zu lösen, sich im Leben zu rechtzufinden oder Nachrichten aus den ‚Entwicklungsländern‘ besser zu verstehen.
2. „Positive Wertung: emotional und auch als ‚objektive‘ Information“ bedeutet:
 - Die Leser haben eine emotional positive Einstellung zum Text. Er hat ihre Erwartungen erfüllt, weil er unterhaltsam und nicht langweilig gewesen sei und Spaß gemacht habe.
 - Zwar wird der objektive Informationsgehalt des Textes relativ positiv eingeschätzt, aber er kann den Rezipienten nicht helfen, sich selbst besser kennenzulernen oder das Verständnis für fremde Länder zu verbessern.
 - Die Rezipienten haben sich beim Lesen nicht mit der Hauptfigur ‚Mowgli‘ identifiziert und möchten auch nicht so sein wie dieser.
3. „Anregung der Phantasie und des Kontaktes“ bedeutet:
 - Das Buch bot den Lesern Anregung zum Träumen sowie neue Vorstellungen. ‚Mowgli‘ diene als Identifikationsfigur.
 - Der Text bot Anregungen zum Diskutieren und zur Kontaktaufnahme.
 - Die Rezipienten gehen davon aus, daß ihr Verständnis für fremde Länder durch den Text verbessert wurde; In der könnten sich in der Beschreibung wohl wiederfinden. Überdies könne man sich mit Hilfe des Buches selbst besser kennenlernen.
 - Der Text wird positiv bewertet, er sollte in der Schule gelesen und diskutiert werden; das Lesen hat Freude bereitet.

Schon diese exemplarische Darstellung einiger Ergebnisse macht deutlich, was auch durch die Auswertung der offenen Fragen bestätigt wurde: Die evasiv-affirmativen Komponenten des Textes waren für die Rezeption nicht allein bestimmend, die Befriedigung eskapistischer Bedürfnisse war nicht vorrangig.

Dies mag seine Ursache unter anderem in der Sprache des Textes gehabt haben, die vermutlich wesentlich weniger eskapismusbefriedigend wirkte als der

Textinhalt. Es war ja gerade diese Divergenz zwischen sprachlicher Form und Inhalt, die zu den genannten, völlig unterschiedlichen literaturkritischen Bewertungen des Kipling'schen Werks geführt hat. Die Kritik bezog sich ausschließlich auf die Inhalte, während sich das Lob vor allem auf die sprachliche Ausformulierung derselben bezog. Diese ganz offensichtlich wenig eskapismusbefriedigende Sprache wurde von uns aber im Rahmen der Inhaltsanalyse nur am Rande miteinbezogen.

Andere mögliche Gründe für das Zustandekommen der Ergebnisse könnten wiederum im schulischen Kontext der Untersuchung oder in sozial erwünschten Antworttendenzen der Rezipienten gesucht werden. Beispiele für die ‚Doppelsprachigkeit‘, d.h. für ein Auseinanderfallen von offizieller (schulischer) und privater Ebene der Rezeption bei Schülern, liefert unter anderem die Untersuchung von Eggert et al. (1974).

Hinzu kommt schließlich noch die von den Versuchspersonen selbst kritisierte, relativ schwierige Syntax des Textes sowie die äußere Aufmachung des Reclambandchens, die kaum als Einladung zum Träumen verstanden werden kann.

Insgesamt können die Ergebnisse des F2 aber gerade vor dem Hintergrund derer des F1 nicht verwundern, sondern erscheinen durchaus plausibel: So wie das Motivsystem der Rezipienten schon vor der Rezeption ganz offensichtlich wesentlich komplexer war, als dies durch ein singuläres Motiv wie ‚Eskapismus‘ gefaßt werden könnte, so waren auch die Erfahrungen der Rezipienten mit dem Text vielschichtiger und differenzierter als dies von der ‚Trivilliteratur‘-Forschung gerne behauptet wird. In jedem Fall zeigen die Ergebnisse deutlich, daß sich das vorhandene Wirkungspotential (des Textes) nicht als Wirkungseffekt realisieren konnte, bzw. daß etwaige Wirkungsintentionen durch die Rezeptionsweisen der Leser ‚gebrochen‘ wurden.

Damit führt auch der zweite Validierungsversuch dieser Untersuchung zu einer Falsifikation der Hypothese über die Rezipienten. Wie schon im Falle des Rückschlusses auf die Bedürfnisse der Leser ist auch der Schluß auf die Wirkung in der von uns formulierten Weise im vorliegenden Fall nicht aufrechtzuerhalten.

4. Zusammenfassung und Diskussion

Ziel der vorliegenden Untersuchung war die inhaltsanalytische Beschreibung eines literarischen Textes, sowie die Validierung dieser Beschreibung anhand empirischer Untersuchungen von Klassifikationserwartungen und -erfahrungen der Rezipienten und damit der methodologische Nachweis der Notwendigkeit derartiger Untersuchungen.

Als Auswahlinheit wurde der in der ideologiekritischen Literaturkritik umstrittene Text „Mowgli, der Waldgott“ von R. Kipling bestimmt. Die Beschreibung erfolgte anhand eines aus der ‚Trivilliteratur‘-Forschung und Literaturpsychologie abgeleiteten inhaltsanalytischen Kategoriensystems, das aus heuristischen Gründen von der dichotomen Einteilung ästhetischer Produkte in ‚hohe‘ versus ‚triviale‘ bzw. ‚ideologische‘ Kunst ausging. Dabei wurde der thematische Text als eindeutig ideologisch-trivial eingestuft, d.h. es wurde inhaltsanalytisch festgestellt, daß der Text insbesondere Angebote zum evasiven Träumen (Konstrukt A, Kategorien 1-4), zur affirmativen Bestätigung (Konstrukt B, Kategorie 5-8) und zur Unterhaltung (Konstrukt C, Kategorie 9) bietet.

Ausgehend von dieser inhaltsanalytischen Beschreibung wurden als die u.E. weitreichendsten, aber noch legitimen Rückschlüsse auf die Rezipienten die folgenden formuliert: Bezüglich der Bedürfnisse und Interessen der Rezipienten leiteten wir die These ab, daß sich diese entsprechend der inhaltsanalytischen Ergebnisse vor allem auf die Befriedigung von Bedürfnissen nach evasivem Träumen, affirmativer Bestätigung und Unterhaltung richten würden. Dieser Hypothese lag die Annahme zugrunde, daß die Lektüre eines Textes in der Regel auf einen bewußten Auswahlprozeß zurückgeht, so daß die Lektüreauswahl letztlich als Manifestation von Interessen und Bedürfnissen gesehen werden kann. Diese Hypothese konnte allerdings mittels des dafür eigens entwickelten Fragebogens zur Erhebung von Gratifikationserwartungen (als Manifestationen der Interessen und Bedürfnisse) nicht bestätigt werden. Die faktorenanalytische Auswertung ergab keine eindeutigen Hinweise auf die genannten Motivationssyndrome. Was die Interpretation dieser Ergebnisse betrifft, so muß allerdings einschränkend eingeräumt werden, daß sich die Situation des bewußten Auswahlprozesses einer Lektüre untersuchungstechnisch natürlich nur bedingt herstellen ließ. Dennoch kann der von der Inhaltsanalyse ausgehende Rückschluß auf die Bedürfnisse und Interessen der Rezipienten als falsifiziert gelten.

Der zweite – noch weiterreichende – Schluß thematisierte den Einfluß des Textes auf die Erfahrungen der Rezipienten. Wiederum ausgehend von der inhaltsa-

nalytischen Beschreibung schlossen wir, daß sich die festgestellten Wirkungspotentiale des Textes auch auf die Gratifikationserfahrungen der Rezipienten auswirkten, d.h. daß deren Rezeptionserfahrungen insbesondere in Richtung auf eine Realisierung der beschriebenen Wirkungspotentiale gingen. Zur Überprüfung der Hypothese wurde der schon zur Untersuchung der Gratifikationserwartungen eingesetzte Fragebogen modifiziert wiederverwendet. Auch hier ergab die faktorenanalytische Auswertung keine eindeutige Hypothesenbestätigung: Die vermuteten Gratifikationserfahrungen spielen zwar durchaus eine Rolle, treten aber nicht – wie von der ideologiekritischen ‚Trivilliteratur‘-Forschung behauptet – singular auf, sondern es zeigt sich wie auch schon bei den Gratifikationserwartungen ein komplexes und differenziertes Zusammenspiel unterschiedlicher Erfahrungen.

Auf methodologischer Ebene wird damit zumindest zweierlei deutlich: zum einen, welche Schlüsse von inhaltsanalytischen Textbeschreibungen auf die Rezipienten dieser Texte zu ziehen sind, und zum anderen, wo die Grenze eben dieser Schlüsse liegt, bzw. inwiefern es notwendig ist, diese Schlüsse empirisch zu überprüfen.

Inhaltlich bedeutet dies vor allem eine Problematisierung solcher Arbeiten, die aufgrund inhaltsanalytischer Textbeschreibungen (manchmal sogar lediglich aufgrund hermeneutischer Beschreibungen) implizit oder explizit, jedenfalls aber kurzschlüssig, auf die Wirkung bei den Rezipienten schließen und damit werkimmanent als ‚trivial‘ bestimmte Texte als ideologisch wirkende kennzeichnen. Ein derartiges Vorgehen ist u.E. schon deshalb zu kritisieren, weil dabei der (Literatur-)Wissenschaftler seine Rezeption als die allein gültige, wenn nicht gar als die allein mögliche unterstellt und damit über die gegebenen und möglichen Rezeptionsalternativen (durch verschiedene Personen, in verschiedenen Situationen, bei verschiedenen Bedürfnissen etc.) hinwegsieht. Allzuwenig ist bislang in diesem Bereich erforscht worden, als daß die Frage schon zureichend beantwortet werden könnte, wie Rezeptionsprozesse ablaufen, was sie bestimmt und in welchen situativen oder lebenshistorischen Kontexten welche aktualisiert werden. Diesen Fragenkomplex besser auszuleuchten wird Aufgabe einer empirisch arbeitenden Literaturwissenschaft und -psychologie sein. Der Einsatz der Inhaltsanalyse als intersubjektives Verfahren scheint dafür eine Voraussetzung zu sein; sie überzuinterpretieren würde dabei weder dem literarischen Text noch unserem Wissen über diesen gerecht werden.

Anmerkungen

- 1 Dieser Aufsatz geht auf die Diplomarbeit der Erstautorin aus dem Jahre 1977 zurück. Wir haben versucht, die damals erhobenen empirischen Daten und Zusammenhänge zu rekonstruieren, so gut dies nach dem langen Zeitraum noch möglich war. Für entsprechende Unvollständigkeiten in der Explikation des methodischen Vorgehens bitten wir die Leser um Nachsicht.
- 2 Wir schließen uns hier nolens volens der sprachlichen Konvention an, auch Leserinnen (bzw. Rezipientinnen) unter dem Terminus ‚Leser‘ (bzw. ‚Rezipient‘) zu fassen, da der einzig sonst mögliche Terminus ‚Lesende‘ (bzw. ‚Rezipierende‘) partiell unterschiedliche Konnotationen aufweist.

Literatur

- Best, O.F. 1985: Der weinende Leser. Kitsch als Tröstung, Droge und teuflische Verführung. Frankfurt
- Bürger, C. 1973: Textanalyse als Ideologiekritik. Frankfurt
- Bürger, C. et al. (eds) 1982: Zur Dichotomisierung hoher und niederer Literatur. Frankfurt
- Clauss, G. & Ebner, H. 1975: Grundlagen der Statistik. Frankfurt
- Dahrendorf, M. 1973: Literarische Wirkung und Literaturdidaktik, in: Baumgärtner, A.C. (ed): Lesen – ein Handbuch. Hamburg, 313-352
- Dahrendorf, M. 1975: Literaturdidaktik im Umbruch. Düsseldorf
- Davids, J.-U. 1975: Das Wildwest-Romanheft in der Bundesrepublik. Tübingen
- Eggert, H. et al. 1974: Literaturrezeption von Schülern als Problem der Literaturdidaktik, in: Dehn, W. (ed): Ästhetische Erfahrung und literarisches Lernen, Frankfurt, 267-298
- Früh, W. 1981: Inhaltsanalyse. München
- Früh, W. 1983: Inhaltsanalyse und Validität, Siegener Periodikum für Internationale Empirische Literaturwissenschaft (SPIEL) 2,2, 315-350
- Gerlach, D. et al. 1976: Lesen und soziale Herkunft. Weinheim
- Grimminger, R. 1972: Kaum aufklärerender Konsum. Strategien des „Spiegel“ in der gegenwärtigen Massenkommunikation, in: Rucktäschel, A. (ed): Sprache und Gesellschaft. München, 5-68
- Groeben, N. 1972: Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie. Stuttgart
- Groeben, N. 1974: Wissenspsychologische Dimensionen der Rezeptionsforschung, Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 15, 61-79
- Groeben, N. 1980: Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft. Tübingen
- Groeben, N. & Scheele, B. 1975: Zur Psychologie des Nicht-Lesens, in: Göpfert, H.G. et al. (eds): Lesen und Leben. Frankfurt, 82-114

- Groeben, N. & Vorderer, P. 1986: Empirische Literaturpsychologie, in: Langner, R. (ed): *Psychologie der Literatur*. Weinheim, 105-143
- Hollstein, W. 1973: *Der deutsche Illustriertenroman der Gegenwart*. München
- Katz, E. et al. 1973: On the Use of the Mass Media for Important Things, *American Sociological Review* 38, 164-181
- Kipling, R. 1947: *Mowgli, der Waldgott*. Stuttgart
- Lisch, R. & Kriz, J. 1978: *Grundlagen und Modelle der Inhaltsanalyse*. Reinbek
- Marlange, K. 1977: *Gratifikationserwartungen und -erfahrungen durch Jugendbuchlektüre (am Textbeispiel der Geschichte ‚Mowgli, der Waldgott‘ von Rudyard Kipling)*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Psychologisches Institut der Universität Heidelberg
- Meier, B. 1981: *Leseverhalten unter soziokulturellem Aspekt*, *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, Frankfurter Ausgabe, 27 (Teil A) und 53 (Teil B), W1327-W1586
- Merten, K. 1983: *Inhaltsanalyse*. Opladen
- Mertner, E. 1983: *Rudyard Kipling und seine Kritiker*. Darmstadt
- Nusser, P. 1973: *Romane für die Unterschicht*. Stuttgart
- Nusser, P. 1976: Zur Rezeption von Heftromanen, in: Rucktäschel, A. & Zimmermann, H.D. (eds): *Trivilliteratur*. München, 61-79
- Richter, W. & Straßmayr, E. 1978: *Leserforschung und Schülerlektüre*, in: Hömberg, W. (ed): *Leserforschung und Schülerlektüre*. Wien, 6-47
- Rucktäschel, A. & Zimmermann, H.D. (eds): *Trivilliteratur*. München
- Scheele, B. 1974: *Lesen als Eskapismus. Schichtspezifische Sozialisation und Lektüerverhalten*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Psychologisches Institut der Universität Heidelberg
- Schmidt, S.J. 1980: *Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft*. Braunschweig
- Schmidtchen, G. 1974: *Lesekultur in Deutschland*, *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* 39, 705-896
- Schulte-Sasse, J. 1976: *Literarische Wertung*. Stuttgart
- Schulte-Sasse, J. (ed) 1979: *Literarischer Kitsch*. Tübingen
- Wermke, J. 1976 (ed): *Comics und Religion*. München
- Waldmann, G. 1973: *Theorie und Didaktik der Trivilliteratur*. München

A n h a n g I

Textausschnitt (S. 8ff.) mit Festlegung der Analyseeinheiten (7-12):

- „„Zur nächsten Hütte mag er gewechselt sein“, sprach ein anderer. 7
 „Liegt nur vier Koß weit von hier – Walla, wer ist das?“
 Gisborne wandte sich um: ein Mann schritt im ausgetrockneten Flußbett
 heran – nackt war er bis auf ein schmales Lententuch, gekrönt mit
 einem Kranze hängender weißer Blüten der Zaurranke. Geräuschlos glitt 8
 er über den Kies des Flußlaufs; Gisborne sogar, der gewöhnt war an die
 leisefüßigen Forstleute, fuhr beim Nahen des Fremdlings zusammen.
 „Der Tiger, der schlug“, hob er zu sprechen an ohne jeglichen Gruß,
 „wechselte vor kurzem zur Tränke und schläft jetzt unter einer Klippe
 hinter dem Hügel dort.“ Klar, glockenrein klang seine Stimme, ganz 9
 anders als das übliche näselnde Winseln der Eingeborenen, und als er das
 Antlitz erhob, von der Sonne umstrahlt, hätte er ein Engel sein können,
 der sich in den Wäldern verirrt. Die Klage der Witwe über der Leiche
 verstummte, mit runden Augen starrte sie verwundert auf den fremden
 Mann und kehrte zurück zu ihrer Klagepflicht mit verdoppelter Stärke. ◀
 „Soll ich dem Sahib zeigen?“ fragte er schlicht.
 „Wenn du so sicher bist“, begann Gisborne.
 „Sicher wahrlich – vor einer Stunde erst eräugte ich ihn – den Hund. 10
 Menschenfleisch frißt er vor seiner Zeit. Noch steckt ihm ein Dutzend
 gesunder Zähne in seinem bösen Kopf.“
 Die Männer, die nach den Fußspuren suchten, verzogen sich lautlos, denn
 keiner verspürte Lust, Gisborne zu folgen nach dem Lagerplatze des 11
 Tigers – und der junge Fremdling lachte leise vor sich hin.
 „Komm, Sahib“, rief er, machte kehrt auf den Hacken und bewegte sich
 federnden Ganges vor seinem Begleiter her.
 „Nicht so schnell. Ich kann nicht Schritt mit dir halten“, stöhnte der
 weiße Mann. „Verziehe ein wenig. Neu ist mir dein Gesicht.“
 „Wohl möglich. Kurze Zeit erst streife und lebe ich in diesem Forst.“
 „Von welchem Dorf bist du?“
 „Dorflos bin ich. Von dort her kam ich.“ Den Arm reckte er nordwärts.
 „Ein Zigeuner?“
 „Nein Sahib. Ohne Kaste bin ich, ein Mann ohne Vater.“ 12
 „Wie nennen dich die Menschen?“
 „Mowgli ist mein Name; und wie heißt der Sahib?“
 „Der Wächter der Rukh bin ich – Gisborne heiße ich.“
 „Wie? Zählt man Bäume und Grashalme hier?“
 „Gewiß; damit fahrendes Volk wie deinesgleichen sie nicht in Brand
 steckt.“
 „Ich! Um keinen Preis würde ich den Dschungel verletzen. Meine Heimat
 ist er.“
 Er schaute Gisborne mit unwiderstehlichem Lächeln an und hob warnend
 die Hand.“ ◀

A n h a n g II

Ausschnitte aus den beiden Fragebögen F1 und F2 (jeweils die ersten 20 Fragen)

F1:

1. Wie finden Sie die Aufmachung dieses Heftes?
Sehr gut/gut/weiß nicht/nicht gut/gar nicht gut
Woran meinen Sie, liegt das?
2. Wie gut kennen Sie den Autor der Geschichte?
Sehr gut/relativ gut/etwas/kaum/gar nicht
3. Können Sie sich daran erinnern, etwas über den Autor bereits gehört zu haben?
4. Was interessiert Sie an diesem Buch am meisten?
5. Wie unwichtig finden Sie Aufmachung dieses Buches?
Sehr unwichtig/unwichtig/weiß nicht/wichtig/sehr wichtig
6. Was erwarten Sie von diesem Buch?
7. Wieviel haben Sie schon über dieses Buch gehört?
Viel/etwas/kaum/gar nicht
Was, zum Beispiel?
8. Welche allgemeine Einstellung haben Sie zu diesem Buch?
Sehr negativ/negativ/neutral/positiv/sehr positiv
9. Nach welchen Kriterien würden Sie ein Buch beurteilen?
10. Wie sehr hat der Titel Ihr Interesse an diesem Buch geweckt?
Sehr/ziemlich/weiß nicht/kaum/gar nicht
Können Sie vielleicht versuchen, das zu begründen?
11. Wie stark hat die gesamte Aufmachung Ihr Interesse an diesem Buch geweckt?
Sehr stark/relativ stark/weiß nicht/kaum/gar nicht
Können Sie vielleicht versuchen, das zu begründen?
12. Wie stark hat der Inhalt, den Sie nach dem Durchblättern erwarteten, Ihr Interesse an diesem Buch geweckt?
Sehr stark/relativ stark/weiß nicht/kaum/gar nicht
Können Sie vielleicht versuchen, das zu begründen?
13. Wo würden Sie sich auf der folgenden Skala einordnen?
Ich lese nur für die Schule/Ich lese hauptsächlich für die Schule/Sowohl als auch/Ich lese hauptsächlich für mich/Ich lese nur für mich
14. Wieviel Spaß würde es Ihnen machen, dieses Buch zu lesen?
Überhaupt keinen Spaß/keinen Spaß/weiß nicht/ziemlich viel Spaß/sehr viel Spaß
Wenn es Ihnen Spaß machen würde, warum?
Wenn es Ihnen keinen Spaß machen würde, warum nicht?
15. Wie erholsam, meinen Sie, wird dieses Buch sein?
Gar nicht erholsam/kaum erholsam/weiß nicht/relativ erholsam/sehr erholsam
16. „Dieses Buch würde ich nicht lesen, wenn ich nervös und abgespannt bin.“ Wie weit stimmen Sie dieser Behauptung zu?
Sehr/ziemlich/keine Meinung/kaum/gar nicht
17. Wie unterhaltsam, meinen Sie, wird dieses Buch sein?
Gar nicht/kaum/weiß nicht/ziemlich/sehr
18. Wieviel Neugier empfinden Sie, wenn Sie dieses Buch in die Hand nehmen?

19. Sehr viel/relativ viel/weiß nicht/kaum/gar keine
 19. Wieviel Ablehnung empfinden Sie, wenn Sie dieses Buch in die Hand nehmen?

Sehr viel/relativ viel/weiß nicht/kaum/gar keine
 20. Wieviel Lust zum Lesen bekommen Sie, wenn Sie dieses Buch in die Hand nehmen?
 Gar keine/kaum/weiß nicht/relativ viel/sehr viel

F2:

1. Welche allgemeine Einstellung haben Sie zu dieser Geschichte?
 Sehr positiv/positiv/neutral/negativ/sehr negativ
2. Wie weit etwa haben Sie gelesen?
 ein Viertel/zwei Viertel/drei Viertel/alles
3. Wenn Sie die Geschichte nicht zu Ende gelesen haben, inwieweit lag es daran, daß sie Ihnen zu langweilig war?
 Sehr/etwas/weiß nicht/kaum/gar nicht
4. Wie sehr lag es daran, daß Sie keine Zeit hatten?
 Gar nicht/kaum/weiß nicht/etwas/sehr
5. Wie sehr lag es daran, daß die Sprache zu kompliziert war?
 Gar nicht/kaum/weiß nicht/etwas/sehr
6. Wenn Sie die Geschichte nicht zu Ende gelesen haben, woran mag es noch gelegen haben?
7. Hat das Buch Ihre Erwartungen erfüllt?
 Ja/in etwa/weiß nicht/kaum/gar nicht
 Wenn nicht, was war anders?
8. Was hat Sie an diesem Buch am meisten interessiert?
9. Wie viele neue Anregungen hat Ihnen das Heft zum Träumen gegeben?
 Sehr viele, relativ viele/weiß nicht/kaum welche/gar keine
10. Wie viele neue Anregungen hat das Heft Ihnen zum Diskutieren gegeben?
 Sehr viele/relativ viele/weiß nicht/kaum welche/gar keine
11. Wie viele neue Anregungen hat es Ihnen zum Spielen gegeben?
 Gar keine/kaum welche/weiß nicht/relativ viele/sehr viele
12. Wie viele neue Anregungen hat das Heft Ihnen zum Nachdenken gegeben?
 Gar keine/kaum welche/weiß nicht/relativ viele/sehr viele
13. Wozu hat das Heft Ihnen eventuell noch Anregungen gegeben?
14. Wie unterhaltsam war dieses Buch für Sie?
 Gar nicht/kaum/weiß nicht/etwas/sehr
15. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich dieses Buch verschenke.“ Wie weit stimmen Sie dieser Meinung zu?
 Sehr/etwas/weiß nicht/kaum/gar nicht
16. Wenn Sie dieser Behauptung nicht zustimmen, wem würden Sie das Buch schenken wollen?
17. Wie sehr würden Sie sich ärgern, selbst dieses Buch als Geschenk zu bekommen?
 Gar nicht/kaum/weiß nicht/ziemlich/sehr
18. Wie erholsam war das Lesen des Buches?
 Sehr/ziemlich/weiß nicht/kaum/gar nicht
19. Wo würden Sie sich auf der folgenden Skala einordnen?
 Ich erwarte, daß das Buch mich über sehr lange Zeit beeinflussen wird/
 Ich erwarte, daß das Buch mich einige Zeit beeinflussen wird/Ich weiß es nicht/Ich glaube, daß ich das Buch relativ schnell vergessen werde/Ich glaube, daß ich das Buch sehr schnell vergessen werde
20. Wie langweilig war die Geschichte?
 Gar nicht/kaum/weiß nicht/ziemlich/sehr

PERSPEKTIVEN FÜR EINE IDEOLOGIEKRITISCHE KONZEPTION VON WISSENSPSYCHOLOGIE

0. Problemstellung:

Als gemeinsamer Ausgangs- und Bezugspunkt der in diesem Band zusammengestellten Arbeiten von Günther, Sowarka, Sommer & Vorderer sowie Mar-
lange & Vorderer dienen die drei Begriffe *Text-* bzw. *Inhaltsanalyse*, *Ideologiekritik* und *Kognition* bzw. *Wissen*. In jedem dieser Beiträge wurden inhalts-
analytische Methoden zur ideologiekritischen Beschreibung spezifischer (in
irgendeiner Form ideologischer) Kognitionen oder Wissensinhalte eingesetzt
bzw. vorgestellt.

Zum Abschluß dieses Bandes sollen deshalb noch einmal diese drei Begriffe
(und die damit gemeinten Konzepte) aufgegriffen werden, um sie auch für
eine ideologiekritische Ausrichtung der *Wissenspsychologie* nutzbar zu ma-
chen.

Dafür lassen sich m. E. drei Aspekte aus den genannten Konzepten ableiten,
die ich als konstitutiv für eine derartige Wissenspsychologie ansetze: 1. Den
sich aus dem Untersuchungsgegenstand von Textanalysen ergebenden *Inhalts-*
aspekt, d.h. die Frage nach dem Gegenstand einer derartigen Wissenspsycho-
logie. 2. Die in Zusammenhang mit diesem Gegenstand (Wissen, Kognitionen)
stehende Frage nach dessen Bedingtheit und Folgen, d.h. dem *Genese-* und
Wirkungsaspekt. Und schließlich 3. den aus der Intention von Ideologiekritik
resultierenden *Bewertungsaspekt*, d.h. die Möglichkeit präskriptiver Aussagen
über derartige Kognitionen oder Wissensinhalte. Eine in dieser Art an den
Aspekten Inhalt, Genese und Wirkung sowie Bewertung orientierte Wissens-
psychologie will ich im folgenden kontrastiv der derzeit aktuellen Konzeption
von Wissenspsychologie gegenüberstellen, die ich als formalistisch, funktiona-
listisch und deskriptivistisch kritisieren werde.

Die Argumentation setzt dabei zunächst an einer Skizzierung aktueller wis-
senspsychologischer Forschungsschwerpunkte an (1.), die dem thesenhaften
Charakter des vorliegenden Beitrags entsprechend relativ grob ausfallen muß.
Dabei werden insbesondere die fehlenden Konzeptualisierungen externer
(antezedenter und sukzedenter) Faktoren von Wissen angesprochen. In dieser
Hinsicht kann m.E. die *Wissenssoziologie* bedingt eine Vorbildfunktion
erfüllen, weshalb (unter 2.) deren zentrale Konzepte (wiederum nur sehr

grob) umrissen werden. Im Anschluß daran werden die Grenzen dieser Vorbildfunktion (unter 3.) expliziert, in deren Folge ich eine ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie skizzieren will. Die von mir konstatierte Überlegenheit der vorgeschlagenen Wissenspsychologie wird abschließend (unter 4.) anhand des Anwendungsbeispiels ‚Rezeption und Wirkung literarischer Texte‘ demonstriert, womit gleichzeitig die Einsatzmöglichkeiten von Text- bzw. Inhaltsanalysen in dieser Domäne verdeutlicht werden.

1. Zum aktuellen Stand der Wissenspsychologie

1.1. *Darstellung*

Ausgehend von den jüngeren Veröffentlichungen im Bereich der sich gerade erst entwickelnden Wissenspsychologie (beispielsweise Aebli 1981; Anderson 1983; Kluwe & Spada 1981; Mandl & Spada 1984; 1986; Norman 1981; Tergan 1986) läßt sich diese Disziplin derzeit als Wissenschaft über den Erwerb, die Repräsentation, den Abruf, die Anwendung und die Veränderung von Wissen beim Menschen beschreiben. Neben der (bislang wohl dominierenden) Frage, wie Wissen überhaupt kognitiv abgebildet wird, geht es also in erster Linie darum, wie der einzelne ein bestimmtes Wissen erwirbt, wie er dieses Wissen in der Folge speichern, aktivieren, abrufen und schließlich auch wieder verändern kann.

Die in dieser Richtung arbeitenden Wissenspsychologen verstehen sich selbst in der Tradition der klassischen deutschsprachigen Gedächtnis-, Denk- und Problemlösepsychologie (beispielsweise Ebbinghaus 1885; Selz 1913; Köhler 1929; Duncker 1935; Wertheimer 1945). Diese hat in jüngerer Zeit, d.h. vor allem durch die Kritik am Behaviorismus und die immer weitere Verbreitung des Computers als Forschungsinstrument, in der Forschung zur Künstlichen Intelligenz ihre bislang modernste Variante gefunden. Insbesondere die in den letzten ca. 15 Jahren publizierten Arbeiten, die sich von der Verarbeitung sinnfreien Materials als Untersuchungsobjekt zur Analyse komplexer, realitätsnäherer Wissensseinheiten hinentwickelt haben und die – unter Berücksichtigung auch motivationaler Faktoren – unterschiedliche Modelle der Wissensrepräsentation explizieren konnten (beispielsweise Anderson & Bower 1973; Norman & Rumelhart 1975), gelten als wegweisend für die angezielte Forschungsentwicklung auch in der Bundesrepublik.

Dabei spielte vor allem auch die Entwicklung von relativ statischen Modellen der Wissensrepräsentation zur Modellierung aktiver und dynamischer Wissensstrukturen eine besondere Rolle, wodurch heute mögliche Wissensadaptationen und -umstrukturierungen konstitutiv in die theoretischen Modellierungen miteinbezogen werden können (vgl. Mandl & Spada 1984).

So lassen sich gegenwärtig mit Tergan (1986) drei Grundtypen von Wissensrepräsentationstypen ausmachen: Dies sind zum einen sogenannte Semantische Raummodelle, die insbesondere an der Abbildung semantischer Bedeutungen deklarativen Wissens orientiert sind und deren prominenteste Theorien die Netzwerk- und Schematheorien sowie der Psychometrische Ansatz darstellen. Zum zweiten handelt es sich um sogenannte Produktionssysteme, die stärker das prozedurale Wissen akzentuieren, welches sie in ‚Bedingungs-Aktions-Einheiten‘ abzubilden suchen. Und es sind schließlich 3. die sogenannten Analogen Repräsentationssysteme, nach denen die Wissensspeicherung analog den Merkmalen der repräsentierten Objekte (Gegenstände, Sachverhalte etc.) in Form etwa mentaler Modelle erfolgt.

Die Bedeutung, die diesen Repräsentationsmodellen zukommt, gründet sich in erster Linie auf der basalen Annahme, daß jedes gedächtnismäßig repräsentierte Wissen auch strukturiertes Wissen ist (‚Wissen hat Struktur‘) und damit die entsprechende Repräsentationsform eine entscheidende Bedingung für die Informationsverarbeitung darstellt.

Neben diesen Modellen der Wissensrepräsentation bemüht sich die gegenwärtige Wissenspsychologie darüber hinaus aber auch um ‚Wissen im Prozeß‘, d.h. vor allem um Prozesse des Erwerbs (vgl. beispielsweise Anderson et al. 1981), der Anwendung (vgl. beispielsweise Dörner 1976) und Veränderung von Wissen (vgl. beispielsweise Anderson 1983).

Mit dieser Aufgabenorientierung einher geht eine enge interdisziplinäre Verschränkung vor allem mit der Informatik, und zwar sowohl auf theoretischer, methodischer sowie anwendungsbezogener Ebene:

Theoretisch manifestiert sich diese insbesondere in der Annahme vom Menschen als einem ‚informationsverarbeitenden System‘, d.h. einem Subjektmodell, das in Analogie zum Gegenstand der Informatik – also zu sogenannten ‚leistungsfähigen Systemen‘ – konzipiert wurde. Wie weit diese Analogie auch in der sprachlichen Ausformulierung des Subjektmodells reicht, verdeutlicht die Darstellung bei Hoppe-Graff: „Informationen (...) stellen den ‚Input‘ für das ‚kognitive System‘ dar, der eingespeichert (encodiert) wird. (...) Typischerweise sind Informationen nicht folgenlos für das Verhalten und Handeln des Menschen, sie haben ‚output‘-Konsequenzen“ (1984, 15). Damit wird

deutlich, daß Personen nicht in erster Linie unter dem Aspekt ihrer Reflexivität oder Intentionalität betrachtet werden (wie etwa in handlungstheoretischen Ansätzen, vgl. beispielsweise Werbik 1978; Groeben 1986), sondern vielmehr hinsichtlich ihrer Kompetenz zur Transformation von Input- in Outputdaten, die analog zur Leistungsfähigkeit des Computers gedacht wird.

Auf methodischer Ebene bedeutet diese Interdisziplinarität die Anwendung und Nutzbarmachung computerunterstützter Simulationsmodelle zur Abbildung von Wissensprozessen, welche allerdings zum größten Teil erst noch zu entwickeln sind. „Dem jeweiligen Computerprogramm ist dabei zu entnehmen, welche Informationen als Wissensbasis und welche als Prozeduren (...) anzusehen sind (...). Der Erfolg einer Simulation gibt Hinweise auf die psychologische Bedeutsamkeit der Modellannahmen“ (Tergan 1986, 5).

Zur Erhebung dieser prozeduralen Anteile erscheinen den Wissenspsychologen vor allem „experimentelle On-line-Situationen“ vielversprechend, „in denen Prozesse der Informationsaufnahme, des Wissenserwerbs und der Wissensanwendung relativ frei ablaufen können, da die Personen Zugriff auf eine Informationsbasis haben und/oder ein Simulationssystem durch Manipulation von Parametern verändern (...)“ (Mandl & Spada 1984, 35).

Bei der Frage potentieller Anwendungsfelder schließlich lassen sich die einzelnen disziplinspezifischen Anteile dieser so zusammengewachsenen ‚Cognitive Science‘ kaum mehr differenzieren: die ‚optimale Mensch-Computer-Interaktion‘ im Sinne einer „effizienten und sinnvollen Wissensvermittlung“ (Mandl & Spada 1984, 3) steht dabei im Mittelpunkt, wobei „vor allem die gesellschaftliche Relevanz der Aufgaben und Themen“ (o.c., 37) die genannte interdisziplinäre Zusammenarbeit mit der Informatik „geboten erscheinen“ (l.c.) läßt.

Als Aufgabenbereiche dieser Wissenspsychologie können somit neben der Frage nach dem oder den adäquaten, d.h. ‚validen‘ Modell(en) der Wissensrepräsentation vor allem die Grundlagenforschung zu Fragen des Wissenserwerbs, des Wissensabrufs und der Wissensveränderung, die Entwicklung der genannten Computer-Simulationsmodelle sowie neuartiger Datenerhebungs- und -auswertungsverfahren und die Eröffnung zusätzlicher Anwendungsfelder im Bereich der Wissensvermittlung mit Hilfe künstlicher Systeme identifiziert werden (vgl. Mandl & Spada 1984, 38ff.).

1.2. Kritik an der aktuellen Wissenspsychologie

In dieser Konzeption von Wissenspsychologie werden m.E. schon auf theoretischer Ebene mehrere zentrale Reduktionismen deutlich, die sich zunächst vom eingangs formulierten *Inhaltsaspekt* aus angehen lassen. Mit dem Inhaltsaspekt ist ja zunächst einmal nur die Gegenstandskonzeption, d.h. die Modellvorstellung von Wissen im Rahmen der gegenwärtigen Wissenspsychologie, gemeint. Und diese – beispielsweise bei Mandl & Spada (1984) erkennbare – Vorstellung erscheint mir bereits vor dem Hintergrund eines alltagspsychologischen Vorverständnisses über Wissen als zumindest unzulässig verkürzt auf das, was man vielleicht als ‚mikropsychologische Perspektive‘ bezeichnen könnte. Und zwar insofern, als sich die derzeitige Wissenspsychologie vorwiegend auf Prozesse innerhalb der Kognitionsstruktur des ‚Systems Mensch‘ bezieht und damit Fragen nach der Funktion, dem Ziel, allgemein der Einbettung von Wissen in und für menschliche Intentionen und Handlungen weitgehend außer Acht läßt. Wissen interessiert nicht als Teil eines (zumindest zum Teil) bewußt handlungsfähigen Subjekts, das damit unter Umständen seine soziale und/oder psychische Situation stabilisieren oder verändern will (und kann), sondern Wissen erscheint als ein ‚Ding an sich‘, losgelöst vom Subjekt und seinen Zielen. Diese Orientierung wird m.E. schon daran sichtbar, daß als Forschungsgegenstand zumeist nicht ein bereits ‚vorhandenes‘ Wissen beobachtet wird, sondern daß die zu untersuchenden Wissensinhalte erst künstlich geschaffen werden müssen (vgl. beispielsweise bei Spada et al. 1983). Damit wird der subjektiv relevante funktionale Zusammenhang, in dem Wissen (für den Wissenden) steht, ignoriert.

Derartige – ihren Gegenstand aus seinen für den Menschen bedeutsamen Zusammenhängen nehmende – Beschreibungen respektive Denkhaltungen wurden vor allem in der marxistischen Theoriegeschichte als ‚Verdinglichung‘ bzw. ‚verdinglichtes Bewußtsein‘ oder ‚verdinglichtes Denken‘ beschrieben (vgl. Lukács 1968; siehe auch den Beitrag von Sommer & Vorderer in diesem Band). Ich würde diese Konzeption insofern als *formalistisch* bezeichnen wollen, als es ihr nicht um ein spezifisches *Wissen für* jemanden geht, sondern lediglich rein formal um *Wissen an sich*. Das heißt: Die Rolle, die dieses Wissen für menschliche Reflexionen und/oder Intentionen spielt, bleibt insofern unberücksichtigt, als die unterschiedlichen Repräsentationsmodelle von Wissen unabhängig von den Wissensinhalten und unabhängig von deren Bedeutung für das ‚wissende Alltags-Subjekt‘ modelliert werden (vgl. Tergan 1986).

Diese vom Wissensinhalt unabhängig konzeptualisierte Vorstellung von Wissen hat u.a. auch Searle (z.B. 1987) kritisiert, der damit gleichzeitig aufzeigen konnte, daß die vermeintliche Analogie von menschlicher und elektronischer Informationsverarbeitung (s.u.) letztlich nur dadurch denkbar ist, daß Syntaktik und Semantik fälschlicherweise gleichgesetzt werden:

„Es gehört mehr dazu, einen Geist zu haben, als formale oder syntaktische Prozesse zu durchlaufen. Unsere Geisteszustände haben kraft Definition verschiedene Inhalte. Wenn ich an Kansas City denke oder wenn ich wünsche, es wäre noch ein kaltes Bier für mich da, oder wenn ich mir überlege, ob der Zinssatz gesenkt wird, dann hat mein Geisteszustand jedesmal zusätzlich zu seinen formalen Eigenschaften (welche auch immer das sein mögen), auch noch einen geistigen Gehalt. Das heißt: Selbst wenn meine Gedanken in mir als Symbolketten auftreten, so muß der Gedanke mehr sein als bloß eine abstrakte Folge, denn eine Folge kann aus eigener Kraft keine Bedeutung haben. Wenn meine Gedanken *von etwas handeln*, dann müssen die Folgen eine *Bedeutung* haben, dank derer die Gedanken von diesen Dingen handeln. In einem Wort: Der Geist hat mehr als nur eine Syntax, er hat eine Semantik“ (o.c., 30).

Damit eng verknüpft ist ein zweiter Ansatzpunkt der Kritik, der sich auf den von mir eingangs so genannten *Genese-* und *Wirkungsaspekt* bezieht. Gemeint ist die Modellvorstellung, innerhalb der das Wissen (als Gegenstand) aus dem ‚Geflecht‘ externer antezedenter und sukzedenter Beziehungen herausgenommen, d.h. künstlich isoliert wird. So werden beispielsweise bei der Frage nach den Bedingungen des Wissenserwerbs lediglich ‚wissensimmanente‘ Faktoren thematisch, also etwa „Vorerfahrungen und Hypothesen“ (Mandl & Spada 1984, 25); und dies, obwohl vor allem aus der Wissenssoziologie die Bedingtheit menschlichen Wissens von Faktoren außerhalb des menschlichen Bewußtseins bekannt ist (vgl. unten 2.) und die Wirkungen von Wissen (etwa auf das Verhalten bzw. Handeln) vor allem in den kognitiven Theorien der Sozialpsychologie seit geraumer Zeit einen breiten Raum einnehmen (vgl. im Überblick Wyer & Srull 1984).

Das heißt: Die gegenwärtige Wissenspsychologie ist auch in diesem Sinne als *formalistisch* zu bezeichnen, als sie sich um die Repräsentation eines vermeintlich ‚isolierten‘ Wissens bemüht, indem sie Genese und Wirkung, externe antezedente und sukzedente Bedingungen, außer Acht läßt und damit ihre Gegenstandskonzeption zwangsläufig verkürzt.

Neben diesen somit in verschiedener Hinsicht manifesten formalistischen Modellvorstellungen muß aber m.E. auch ein *funktionalistischer* Reduktionismus angesprochen werden: Dieser Reduktionismus-Vorwurf ergibt sich – und zielt damit über die Wissenspsychologie im engeren Sinne hinaus auf neuere Kon-

zepte der Informationsverarbeitung im allgemeinen – aus dem dabei implizierten Modell vom Menschen als einem informationsverarbeitenden System. Dabei ist zunächst einmal festzustellen, daß sich die derzeitige Wissenspsychologie – soweit erkennbar – nicht etwa auf neuere Entwicklungen im Bereich der Systemtheorie (wie beispielsweise die Konzeptualisierung sogenannter ‚autopoietischer Systeme‘) bezieht, sondern daß sie sich eher auf die Konzeption von ‚Input-Output-Systemen‘ stützt, also auf traditionelle, die Computer-Metapher favorisierende Vorstellungen. Während nun aber die angesprochenen neueren Entwicklungen innerhalb der Systemtheorie zu fruchtbaren Theorieentwürfen auch im Bereich der Sozialwissenschaften führen (vgl. beispielsweise Luhmann 1984; Maturana 1987; Schmidt 1987), bringen Adaptationen traditioneller ‚Input-Output-Modelle‘ in der Psychologie m.E. Implikationen mit sich, die die Gefahr eines funktionalistischen Menschenbildes heraufbeschwören. Es geht mir dabei um das Problem der Auflösung des Subjektbegriffs zugunsten eines bereits obsoleten Systembegriffs mit allen zwangsläufig daraus resultierenden Problemen, wie sie von Pfister (1987) treffend formuliert worden sind:

„(...) das zentrale Problem von Systemtheorien in der Psychologie“ besteht darin, „daß jede subjektive Entscheidung (...), jede persönliche Gesinnung, jedes Bekenntnis, jede zu verantwortende Tat als unpersönlicher Systemeffekt aufgefaßt werden kann, und daß sich persönliche Eigenart nur als selbstregulative Selektivität oder als systemtypische Herkunftstransformation niederschlägt. In einem solchen vielschichtigen systemischen Bedingungsgefüge bleibt kein Platz mehr für die Verantwortung und Freiheit, und das Subjekt hat sich als solches in biologischen, psychologischen und sozialen Systemzusammenhängen aufgelöst.“ (Pfister 1987, 224)

Bezogen auf die Ebene von systemtheoretisch rekonstruierten Wissensprozessen stellt sich entsprechend vor allem das sogenannte ‚Homunculus-Problem‘:

„Modelle der Informationsverarbeitung (...) formulieren die Wirksamkeit von Operationen, die so planvoll und zielgerichtet ablaufen, daß man nicht umhin kann, die Entscheidungen über Wahl und Abfolge der einzelnen Operationen, ihre Auslösung, Durchführung und Beendigung oder Wiederaufnahme einer Instanz zuzusprechen, die sich durch Intelligenz und Willen auszeichnet und innerhalb des Modells genau die Vorgänge steuert, die das Modell als ganzes beim normalen Sprachbenutzer erklären will. Die Vorstellung von einem hoch technisierten Schaltpult drängt sich auf, hinter dem nicht selten ein ‚Homunculus‘ zu sitzen scheint, der das alles koordiniert; wozu aber sind dann diese Schaltpulte notwendig, wenn es doch nicht ohne eine menschenähnliche Intelligenz, die man eigentlich erklären möchte, geht?“ (Aust 1983, 33)

Aber auch wenn man die durch das (klassisch) systemtheoretische Sprachspiel auftretenden Probleme für nicht so gravierend hält, ergibt sich doch zumindest die Notwendigkeit einer klaren begrifflichen Trennung von system- und handlungstheoretischen Aussagen. In dieser Absicht hat auch Herrmann (1982) auf die sprachliche Kontamination heterogener Modellvorstellungen hingewiesen und damit die Vermischung handlungs- und systemtheoretischer Sprachspiele kritisiert. Will man aber diese ‚System-Akteur-Kontamination‘ vermeiden, so ist es notwendig, sich zugunsten *eines* Modells zu entscheiden, wobei es m.E. auch darauf ankommt, diese Entscheidung sowohl in der theoretischen Konzeption wie auch in der sprachlichen Ausformulierung konsequent durchzuhalten.

Dabei erscheint es mir wenig vielversprechend, den gesamten Gegenstandsbereich der Psychologie gleichsam in das ‚Intentionale‘ und das ‚Widerfahrende‘ aufzuteilen und die beiden konkurrierenden Sprachspiele dann jeweils Gegenstands-Teilmengen der Psychologie zuzuordnen (wie das von Herrmann (1986) skizziert wird). Vielmehr will ich hier im Gegensatz zur aktuellen Konzeption von Wissenspsychologie die handlungstheoretische Perspektive präferieren. Denn gleich, auf welcher Ebene man ansetzt: Ob man das Subjekt als Teil eines komplexeren Systems oder die Informationsverarbeitung als System mit seinen einzelnen Bestandteilen betrachtet, in beiden Fällen werden durch die Vernachlässigung der Intentionalität des Subjekts die thematischen Wissensprozesse gleichsam *funktional* auf das System bezogen verstanden. Wo aber die Intention des Subjekts keine Rolle mehr spielt, da gibt es auch keine Veränderung im Sinne dieser Intention. Das heißt: Zumindes von der theoretischen Perspektive her ersetzt die Funktionalität und Effizienz des Systems die potentielle Wertorientierung und Wertrationalität des Subjekts. Und damit wird gleichzeitig der dritte von mir als zentral benannte Aspekt einer theoretischen Konzeptualisierung von Wissenspsychologie angesprochen, den ich als *Bewertungsaspekt* bezeichnet habe.

Mit der auf diesen Bewertungsaspekt bezogenen Argumentation möchte ich auf zwei unterschiedlichen Ebenen ansetzen: Zum einen auf der Ebene möglicher, aber beim gegenwärtigen Stand der Wissenspsychologie vernachlässigter bzw. ausgegrenzter Ideologiekritik qua Kognitionskritik. Zum anderen auf der partiell ideologischen Ausrichtung der Wissenspsychologie selbst.

Was die derzeit von der Wissenspsychologie nicht wahrgenommene Möglichkeit der Ideologiekritik betrifft, so nehme ich an, daß sich die in dieser Richtung arbeitenden Wissenschaftler in der Tradition des sogenannten Werturteilsfreiheits-Postulats verstehen.

Ausgehend von der Unterscheidung in Tatsachen und Werte wurde von Max Weber in ideologiekritischer Absicht die Forderung nach Trennung von Erfahrungswissen einerseits und Werturteilen andererseits in die Sozialwissenschaften eingebracht, wo sie nach wie vor vor allem durch die Vertreter des Kritischen Rationalismus aufrechterhalten werden (vgl. Albert 1968). Dabei geht es weder um metatheoretische Wertungen noch um Wertungen als Gegenstand der Sozialwissenschaft, sondern ausschließlich um Präskriptionen als objekttheoretische Aussagen einer (Sozial-)Wissenschaft (vgl. ausführlicher Groeben 1986, 415ff.).

Daß dieses Postulat in den Sozialwissenschaften weitgehend Anerkennung und Akzeptanz gefunden hat, wird heute nicht mehr bestritten. Was allerdings vor allem auch in jüngerer Zeit diskutiert wird, ist die Frage nach der Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit derartiger Wertungsabstinenz. Dabei spielt neben dem Argument, daß es Wissenschaftlern häufig schon rein psychologisch gar nicht möglich ist, ihre Untersuchungsgegenstände wertfrei zu beschreiben (vgl. Bandtstädter & Montada 1977; Groeben & Scheele 1977), insbesondere auch die Frage eine Rolle, ob die Sozialwissenschaften dadurch nicht hinter ihren Möglichkeiten rationaler, d.h. vor allem expliziter (beispielsweise anti-ideologischer) Kritik zurückbleiben.

Daß die Vertreter der gegenwärtigen Wissenspsychologie auf derartige Möglichkeiten der Kritik an beispielsweise ideologischen Kognitionsstrukturen, Wissensinhalten etc. verzichten, wurde aus der Darstellung derselben (unter 1.1.) bereits deutlich. Da es ihr alleine um die ausschließlich deskriptive Beschreibung ihres Gegenstands geht und sie dabei – wie die Beiträge in diesem Band verdeutlichen sollten – bestehende und sinnvolle Möglichkeiten der Präskription, d.h. vor allem der Kognitionskritik, außer Acht läßt, möchte ich schließlich den bereits explizierten Reduktionismusvorwürfen noch den des *Deskriptivismus* hinzufügen.

Darüber hinaus ist aber der Wissenspsychologie selbst der Vorwurf der Ideologiekritik zu machen, insofern sie nämlich auf eine notwendig explizite und damit kritisierbare Reflexion ihrer eigentlichen gesellschaftlichen Funktion verzichtet. Vielmehr versuchen die Wissenspsychologen mit der technologischen Perspektive einer Optimierung der ‚Mensch-Computer-Interaktion‘ diesem Forschungsbereich eine gesellschaftliche Relevanz zuzusprechen, ohne jedoch (zumindest auch) nach Sinn und Zweck, und das heißt vor allem nach unter Umständen unerwünschten Folgen dieser Entwicklung, zu fragen. So wäre m.E. zu erwarten, daß sie auch die kritischen Einwände gegenüber dieser gesellschaftlichen Entwicklung aufgreifen und konstruktiv zu bearbeiten suchen, wie etwa die Warnung vor der möglichen ‚Versklavung‘ des Denkens

(und des Lebens) durch die Computer-Metapher (Weizenbaum 1977, 361). Statt aber auf solche Einwände und Vorbehalte einzugehen, begnügen sich die Wissenspsychologen damit, die Notwendigkeit der Entwicklung perfektionierter Mensch-Computer-Interaktionen zu unterstellen. Damit aber erscheint die Wissenschaft als der von ökonomischen Sachzwängen bestimmten Entwicklung gegenüber ohnmächtig; sie gibt ihren Anspruch auf eine kritisch-emanzipatorische Funktion zugunsten von zweckrationalem Kalkül (endgültig) auf und regrediert zum Handlanger einer Wirtschaftsentwicklung, deren Folgen schlicht außerhalb ihres Gegenstandsbereichs liegen und damit – so scheint es – getrost zu vernachlässigen sind.

Damit sollten die genannten Reduktionismuskritiken zumindest auf der Ebene der theoretischen Konzeption der aktuellen Wissenspsychologie deutlich geworden sein. Was die methodisch-methodologische Ebene betrifft, so soll ein Hinweis genügen: Es zeigt sich nämlich, daß die im Rahmen dieser Konzeption eingesetzten Methoden – von wenigen Ausnahmen wie etwa den Interview- und Struktur-Lege-Techniken (z.B. Feldmann 1979; Scheele & Groeben 1984) einmal abgesehen – einseitig auf das klassische ‚Beschreiben-Erklärens-Modell‘ ausgerichtet sind, d.h., daß der methodische Zugang zu meist ausschließlich über die Außenperspektive (des Wissenschaftlers) erfolgt. Damit wird aber m.E. zwangsläufig auf die adäquate Untersuchung solcher Phänomene verzichtet, die ein *Verstehen* (im Gegensatz zu einem ausschließlichen *Erklären*) notwendig machen. Ein Beispiel für einen solchen, für die Wissenspsychologie interessanten Gegenstandsbereich, der dadurch nicht oder nur unzureichend behandelt werden kann, stellen m.E. die (unter 4. eingehender thematisierten) literarischen Rezeptions- und Wirkungsprozesse dar. Derartige Kognitionen, Wissensbestände, subjektive Bedeutungen etc. erscheinen als zu komplex und individuell differenziert, als daß sie durch die Rekonstruktion ‚von außen‘, etwa im Rahmen computerunterstützter Simulationsmodelle oder experimenteller Designs, abgebildet werden könnten (vgl. ausführlicher unter 4.).

Damit läßt sich die gegenwärtige Wissenspsychologie unter den Aspekten Inhalt, Genese und Wirkung sowie Bewertung zusammenfassend als formalistisch, funktionalistisch und deskriptivistisch beschreiben, wobei sich der generelle Reduktionismuskritik nicht nur auf theoretischer, sondern auch auf methodisch-methodologischer Ebene begründen läßt.

Mir erscheint demgegenüber mit Groeben (1974) eine Konzeption von Wissenspsychologie in Parallelität zur Wissenssoziologie sinnvoll und brauchbar,

weshalb ich die zentralen Annahmen der – als Wissenschaft ja schon sehr viel älteren – Wissenssoziologie im folgenden kurz skizzieren will.

2. Wissenssoziologie als Heurismus für eine ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie

Als Beginn der Wissenssoziologie werden – von den in ähnliche Richtung zielenden Problemstellungen bei Marx (über Ideologie), Nietzsche (über falsches Bewußtsein) und Dilthey (Historismus) einmal abgesehen – gewöhnlich die Arbeiten von Scheler und Mannheim aus den zwanziger Jahren ange- setzt. Während Scheler, bei dem der Terminus ‚Wissenssoziologie‘ zum ersten Male auftaucht, diese lediglich als Teil einer von ihm zu konzipierenden phi- losophischen Anthropologie brauchbar machen wollte, formulierte Mannheim (1929) eine systematische Wissenssoziologie, die sich nicht nur mit der gesell- schaftlichen Bedingtheit der Erscheinungsweise, sondern auch mit der des Gehalts menschlichen Denkens beschäftigen sollte. In seiner Abgrenzung von der marxistischen Ideologiekritik, nach der es ihm weniger um die ‚Verhüllungs- absicht von Aussagen‘ als um die verschiedenen Bewußtseinsformen von Men- schen in unterschiedlichen historisch-sozialen Kontexten ging, wurde er frei- lich – insbesondere von (neo-)marxistischer Seite – scharf attackiert. Meja & Stehr (1982) sprechen in diesem Zusammenhang von einem in der Nachfolge Mannheims stattfindenden sozialwissenschaftlichen ‚Streit um die Wissensso- ziologie‘.

Den Kern der Mannheim’schen Wissenssoziologie bildet die These von der ‚Seinsverbundenheit‘ des Denkens, d.h. der Abhängigkeit allen Denkens von historisch-sozialen (Kontext-)Faktoren. Dies führte in der Diskussion zum Vorwurf des Relativismus, d.h. der Behauptung, daß somit letztlich auch ideologiekritische Aussagen und Bewertungen allgemein nicht mehr möglich seien.

Ohne auf die inhaltliche Diskussion an diesem Punkt näher einzugehen, läßt sich damit festhalten, daß im Zentrum der Wissenssoziologie seit Mannheim die Analyse der Bedingtheit menschlichen Bewußtseins von Faktoren steht, die *außerhalb* des Bewußtseins liegen.

Als entscheidend für die Weiterentwicklung der Wissenssoziologie kann in der Folge vor allem der (sich an Plessner, Gehlen, Durkheim, Weber und Mead orientierende) phänomenologische Ansatz von Schütz und seinen Schülern

Berger und Luckmann gelten (Schütz & Luckmann 1979; Berger & Luckmann 1980). Im Rahmen dieses Ansatzes wurde der Gegenstand der Wissenssoziologie dann auch von den Ideen einzelner auf das Alltagsdenken aller erweitert, d.h. für diese phänomenologisch orientierten Soziologen stand nicht mehr die Ideenlehre sondern das Alltagsdenken im Vordergrund: „Allerweltswissen, nicht ‚Ideen‘ gebührt das Hauptinteresse der Wissenssoziologie; denn dieses ‚Wissen‘ eben bildet die Bedeutungs- und Sinnstruktur, ohne die es keine menschliche Gesellschaft gäbe“ (Berger & Luckmann 1980, 16).

Nicht näher eingehen will ich hier auf Richtungen der Wissenssoziologie, wie sie vor allem in den USA und der Bundesrepublik entwickelt wurden, da die späteren Ansätze, etwa von Merton (1957) oder Parsons (1961) kaum über das bei Mannheim bereits Formulierte hinausgingen und der Ansatz von Topitsch (1966) sich wiederum auf die Ideologienanalyse im engeren Sinne beschränkte. Der system- und evolutionstheoretische Ansatz von Luhmann (1980) schließlich ist weniger unter gegenstandsspezifischen, denn unter theoretischen Aspekten innovativ und deshalb hier kaum von Interesse.

Damit kann man seit Berger & Luckmann als Gegenstand der Wissenssoziologie die (alltägliche) Reflexion, d.h. das Wissen, das Bewußtsein von Individuen über/von sich selbst und ihre(r) gesellschaftliche(n) Einbettung ansetzen; ein Wissen, das selbst wiederum von eben dieser gesellschaftlichen Einbettung bedingt und (mit-) determiniert ist.

Am klarsten wird diese gesellschaftliche Einbettung am Prozeß der Sozialisation deutlich, in der sich nach Berger & Luckmann die objektive Gesellschaftsstruktur dem Heranwachsenden „doppelt gefiltert“ (Berger & Luckmann 1980, 141) darstellt: zum einen durch die Perspektive seiner sozialen Verankerung (als Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Klasse, Schicht etc.), zum anderen „auch in der Färbung der Abneigungen seiner Eltern“ (l.c.), allgemein: durch die Einstellungen, Bedürfnisse, Interessen seiner ‚signifikanten anderen‘, mit denen er sich zunächst identifiziert, um sie schließlich zu internalisieren.

Bezogen auf die unter 1.2. explizierte Kritik wird somit deutlich, inwieweit die Wissenssoziologie – zumindest bis zu einem gewissen Grad – eine Vorbildfunktion für die Wissenspsychologie einnehmen kann: Im Gegensatz zur Wissenspsychologie begreift diese ihren Gegenstand weder isoliert vom Subjekt noch unabhängig vom Inhalt des Wissens, sondern gerade in seiner spezifischen Bedeutung für den einzelnen und die Gesellschaft. Dabei steht die ‚Seinsverbundenheit‘ des Wissens, also dessen Abhängigkeit von extern antezedenten (hier: sozialen) Bedingungen im Vordergrund. Das Subjekt erscheint gleichwohl nicht in passiver Abhängigkeit von diesen Bedingungen (etwa in Form funktionalistischer Systemnotwendigkeiten), sondern kann

sich auch und gerade, beispielsweise als ‚utopisches Bewußtsein‘, „mit dem es umgebenden ‚Sein‘ *nicht* in Deckung (...)“ befinden (Mannheim 1929/85, 169). Daß vor dem Hintergrund solcher übergeordneten wissenssoziologischen Modelle – wie etwa Ideologie versus Utopie – auch eine explizite Kritik an konkreten gesellschaftlichen Bedingungen oder an den durch diese mitbestimmten Wissensinhalten möglich und sinnvoll ist, dürfte unmittelbar einleuchten (siehe dazu auch den Beitrag von Groeben, in diesem Band). Zumindest von ihrem Potential her stellt also die Wissenssoziologie damit dem Formalismus, Funktionalismus und Deskriptivismus der gegenwärtigen Wissenspsychologie weitergehende Perspektiven entgegen, die m.E. von dieser auf potentielle Adaptierungsmöglichkeiten hin unbedingt zu prüfen sind.

Damit lassen sich m.E. folgende Forderungen an eine nicht-reduzierte, ideologiekritische Wissenspsychologie stellen:

- Sie sollte erlauben, ihren Gegenstand umfassender zu konstituieren, und zwar als das (jeweils inhalts- und personenspezifische) Gesamt von Vorstellungen einer Person über sich selbst und die Welt in seiner ganz spezifischen Bedeutung für die individuellen Intentionen, Handlungen etc. dieser Person.
- Sie sollte darüber hinaus vor allem auch die antezedenten und sukzedenten Bedingungen von Wissen zu berücksichtigen erlauben, wobei neben ‚wissensimmanenten‘ Faktoren, wie etwa Einstellungen, Hypothesen etc., insbesondere auch ‚äußere‘ Faktoren, wie etwa soziale Bedingungen, mit einzubeziehen wären.
- Sie sollte neben der Erklärung dieser Phänomene auch ein Verstehen derselben in ihre methodisch-methodologische Konzeption mit einbeziehen, um damit auch komplexere und interindividuell differenzierte Phänomene abbilden zu können.
- Sie sollte weiterhin über die bloße Abbildung bestehender Zusammenhänge hinaus auch eine Veränderung im Sinne einer Erweiterung von Denk- und Handlungsspielräumen für das Subjekt („Spielraumerweiterung“ sensu Herzog 1984, 315) ermöglichen, und das heißt zu allererst einmal von einem intentionalen und konstruktiven Subjekt ausgehen.
- Eine so konzipierte Wissenspsychologie sollte schließlich die explizite und rationale Kritik an spezifischen Bedeutungsformen und der sie bedingenden sozialen Faktoren ermöglichen (Ideologiekritik).

3. Für eine ideologiekritische Konzeption der Wissenspsychologie

3.1. *Wissenspsychologie in Parallelität und Abgrenzung zur Wissenssoziologie*

Einen ersten Versuch, eine Wissenspsychologie zu konzipieren, die in der Lage wäre, diese Forderungen zumindest partiell zu erfüllen, unternahm Groeben (1974) mit der Bestimmung der Wissenspsychologie in Parallelität und Abgrenzung zur Wissenssoziologie. „Eine *Gegenstandsabgrenzung*“ (zwischen den beiden Disziplinen) „wird möglich, wenn man die beiden Hauptdimensionen von Wissenssoziologie und -psychologie gegeneinander variiert und kombiniert: Die Dimension des Reflexionsinhalts und seiner Bedingtheit; in beiden Dimensionen können soziale bzw. psychische Variablen thematisch sein“ (o.c., 76):

BEDINGTHEIT	REFLEXIONSBEZUG	
sozial	Soziales	WISSENS-
sozial	Psychisches	SOZIOLOGIE
psychisch	Soziales	WISSENS-
psychisch	Psychisches	PSYCHOLOGIE

(nach: Groeben 1974, 77)

Das heißt: Groeben bestimmt Wissenspsychologie insofern *in Parallelität* zur Wissenssoziologie, als er für beide Disziplinen das Gesamt der (alltäglichen) Vorstellungen, Reflexionen, das Wissen von Personen über sich selbst, über die Gesellschaft und über ihre Einbettung in dieser, als Gegenstand ansetzt. Dabei ist es für die Gegenstandskonstituierung zunächst unerheblich, ob es sich dabei um (im Durkheim'schen Sinne) individuelle oder kollektive Vorstellungen handelt. Entscheidend ist der ‚Reflexionsbezug‘, also der Inhalt, die Referenz des menschlichen Denkens, und die ist für beide Disziplinen (soweit) als identisch anzusetzen. Demgegenüber bestimmt er Wissenspsychologie *in Abgrenzung* zur Wissenssoziologie, indem er darauf hinweist, daß für beide Disziplinen jeweils unterschiedliche Bedingtheitsvariablen, d.h. verschiedene antezedente Bedingungen, thematisch und von Interesse sind: Während die Wissenssoziologie Wissen in Abhängigkeit von sozialen Faktoren untersucht, geht es der Wissenspsychologie um eben dieses Wissen in seiner Abhängigkeit von psychischen Faktoren.

Ich möchte diesen Ansatz hier weiterentwickeln, indem ich eine genauere inhaltliche Bestimmung wissenspsychologischer Aufgabenstellungen vornehme. Diese erscheint mir vor allem vor dem Hintergrund der Unzulänglichkeiten bzw. Unvollständigkeiten wissenssoziologischer Perspektiven sinnvoll, wobei ich zwei dieser Unvollständigkeiten hier für relevant halte. Dies betrifft zum einen den zu großen ‚Erklärungsabstand‘ zwischen den Variablen, die auf der einen Seite die sozialen Bedingungen, und denen, die auf der anderen Seite das bedingte Wissen bzw. Bewußtsein erfassen sollen. Der Nachweis der (Mit-)Determiniertheit letzterer (als abhängige Variablen) von ersteren (als unabhängige Variablen) bedarf sehr weitreichender Hypothesen, die – wegen der zahlreichen dazwischenliegenden Vermittlungsstufen (technisch: Variablen) und der daraus zwangsläufig folgenden zahlreichen alternativen Erklärungsmöglichkeiten – nur sehr schwierig empirisch überprüfbar sein dürften (vgl. dazu das DOTAV-Beispiel im Beitrag von Günther in diesem Band). Daraus ergibt sich aber: Will man Wissenssoziologie im Rahmen einer sich als empirisch verstehenden Sozialwissenschaft betreiben, so ist es notwendig, die ‚Erklärungslücke‘ zwischen den Antezedens- und den Sukzedensbedingungen mit solchen Variablen ‚aufzufüllen‘, die an der Umsetzung, d.h. psychischen Verarbeitung, dieser ‚Sozial‘- in ‚Wissensvariablen‘ beteiligt sind. Dies aber sind aller Voraussicht nach individuelle Strukturen, Prozesse, allgemein Variablen, wie etwa Wahrnehmungs- und Verarbeitungsschemata, Vorkenntnisse, aber auch Bedürfnisse, Motive, Werte, etc. Und diese liegen – als inter- und intraindividuell unterschiedliche Phänomene – weitgehend außerhalb des soziologischen Gegenstandsbereichs.

Damit einher geht auch das zweite Defizit der Wissenssoziologie, welches ebenfalls aus deren notwendiger Beschränkung auf überindividuelle Phänomene resultiert. Aufgrund dieser Notwendigkeit ist die Wissenssoziologie gezwungen, nicht nur von individuellen Leistungen zu abstrahieren, sondern diese – z.B. als Abweichung von der sozialen Gesetzmäßigkeit auftretende – Leistungen zu übersehen bzw. statistisch der sogenannten ‚Fehlervarianz‘ zuzuschlagen.

Nun ist es natürlich eine Frage des Forschungsinteresses und des spezifischen Gegenstandes, ob diese an sozialen, d.h. überindividuellen Phänomenen ansetzende (soziologische) Vorgehensweise gerechtfertigt, d.h. ausreichend ist, oder ob sie nicht besser durch eine psychologische zu ergänzen bzw. zu erweitern wäre. Und letzteres trifft m.E. für den Bereich menschlichen Wissens bzw. Bewußtseins zu. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen:

Folgt man den Ergebnissen der an sozialen Gruppen ansetzenden ideologiekritischen ‚Trivalliteratur‘-Forschung, so gibt es einen eindeutigen Zusammenhang zwischen der Zugehörigkeit zur sozialen Unterschicht und der Rezeption von ‚Trivalliteratur‘. Erklärt wird dieser Zusammenhang gewöhnlich über schichtspezifisch unterschiedliche Sozialisationsmuster, die zu (in gleicher Weise) schichtspezifisch unterschiedlichen Lesemotiven führen, welche sich schließlich im ‚Trivalliteratur‘-Konsum manifestieren (vgl. im Überblick: Groeben & Vorderer 1986). Innerhalb dieser Argumentationsstruktur werden nun aber Reduktionismen deutlich, die aus der (notwendig) soziologischen Ausrichtung dieser Leserforschung folgen: So ist es im Rahmen dieses Ansatzes nicht möglich, schichtuntypisches Lesen zu erklären, d.h. also ein individuelles Leseverhalten, das sich nicht mit der in der jeweiligen Sozialschicht gültigen (Lese-)Norm deckt. Damit aber wird auch die Perspektive auf individuelles, die sozialen Gegebenheiten partiell relativierendes (und langfristig u. U. auch veränderndes) Handeln verstellt. Das heißt dann auch, daß mit diesem Ansatz die Betrachtung von ‚Trivalliteratur‘-Rezeption aus Gründen, die nicht mit der Schichtzugehörigkeit in Zusammenhang stehen, sondern vorwiegend individuell-persönliche Ursachen haben, nicht möglich ist.

Diese kurzen Hinweise mögen genügen, um zu verdeutlichen, inwiefern sich eine inhaltliche Bestimmung wissenspsychologischer Aufgabenbereiche auch aufgrund der nicht ausreichenden Antwortperspektiven der Wissenssoziologie andeutet. Von hier aus scheinen mir nun Perspektiven für eine ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie erkennbar.

3.2. Perspektiven einer ideologiekritischen Konzeption von Wissenspsychologie

Als Ausgangspunkt für eine solche Skizze von einer künftig möglichen ideologiekritischen Wissenspsychologie wähle ich unter Bezugnahme auf den *Bewertungsaspekt* die Intention, in der Wissenspsychologie m.E. zu konzipieren und zu verfolgen wäre. Und zwar sehe ich diese Intention im Hinausgehen über die rein deskriptivistische Abbildung bestehender Strukturen und Zusammenhänge (von Wissensprozessen) in Richtung auch auf präskriptive Aussagen, um damit zu einer – insbesondere anti-ideologischen – (Kognitions-)Kritik und letztlich auch zu einer Veränderung derartiger Kognitionen zu kommen. Ich schließe mich insofern der Forderung Herzogs (1984) an, der als Aufgabenbereiche psychologischer Forschung die Aufklärung desjenigen ‚Spielraums‘ ansetzt, der dem Individuum zwischen Festgelegtheit und Autonomie bleibt: „Eine reflexive Psychologie hat sowohl die Grenzen des Selbstverstehens von Individuen zu ergründen, als auch die Möglichkeit, diese Grenzen aufzulösen bzw. hinauszuschieben und dadurch dem Individuum einen breiteren Bereich des ‚wahren‘ Bewußtseins über sich selbst und sein Verhalten zu verschaffen“

(o.c., 315). Statt also bei der Analyse bewußtseins*beschränkender* (beispielsweise ideologischer, realitätsinadäquater, wahrnehmungsverzerrender etc.) Faktoren zu verbleiben, rückt diese Positionsbestimmung einer künftigen Wissenspsychologie auch bewußtseins*entgrenzende* Möglichkeiten in den Mittelpunkt des Interesses. Theoretische Voraussetzung einer solchen – wie Herzog sie nennt – ‚reflexiven Psychologie‘ ist aber die Annahme eines intentionalen, reflexions- und handlungsfähigen Subjekts, da nur dieses einen gegebenen Spielraum verändern, d.h. in seiner Begrenztheit erkennen (Ideologiekritik im negativen Sinne) und schließlich u. U. auch erweitern kann (Ideologiekritik im positiven Sinne). Dabei erscheint es mir von sekundärer Bedeutung, ob man mit Herzog (o.c.) vom ‚Menschen als Potenz‘ oder mit Groeben (1986) bzw. Groeben & Scheele (1977) von einem ‚Epistemologischen Subjektmodell‘ spricht: Zentral dabei ist – und darin stimmen beide Modelle überein –, die Kompetenz des Subjekts zu intentionalem Verhalten (Handeln) in Richtung auf Veränderung von Bestehendem weder theoretisch noch forschungspraktisch auszuschließen, sondern sie konstitutiv in der theoretischen Konzeption von Wissenspsychologie zu verankern. Dies aber erscheint insbesondere im Hinblick auf die zahlreichen Implikationen meta-theoretischer Orientierungen (vgl. o. 1.2.) wesentlich besser im Rahmen eines handlungstheoretischen Sprachspiels realisierbar, da dieses explizit auch die ‚Sicht von innen‘, d.h. die Perspektive des Subjekts (als Erkenntnis-,Objekt‘) mit einbezieht (vgl. beispielsweise Werbik 1978, von Cranach et al. 1980). Das bedeutet: Eine ideologiekritische und nicht-reduktionistische Wissenspsychologie, wie ich sie hier skizzieren will, sollte das systemtheoretische Sprachspiel durch ein handlungstheoretisches ersetzen und dabei von einem reflexiven und intentionalen Subjekt ausgehen.

Darüber hinaus erscheint die Übernahme eines solchen Subjektmodells in die Wissenspsychologie aber auch hinsichtlich des *Inhaltsaspekts* sinnvoll, da einer der bisherigen Forschungsschwerpunkte im Rahmen der handlungstheoretischen Subjektmodellkonzeption die Erhebung sogenannter ‚Subjektiver Theorien‘ ist (vgl. Groeben et al. 1988). Mit dem Terminus der ‚Subjektiven Theorie‘ werden Phänomene bezeichnet, wie ich sie unter 2. als notwendige Erweiterungen des Gegenstands der Wissenspsychologie postuliert habe, nämlich Kognitionen, Überzeugungen, Einstellungen etc. in ihrer ganz spezifischen Bedeutung für den Kognizierenden und in ihrem Zusammenhang mit den Intentionen und Handlungen des einzelnen. Die im Rahmen dieser Forschungsrichtung entwickelten und eingesetzten Methoden erlauben gerade keine Abbildung subjektiver Selbst- und Weltansichten als isolierte Wissensbestände, sondern zielen auf umfassendere und komplexere Wissens- und

Überzeugungssysteme, so daß der Zusammenhang mit Intentionen, Bedeutungen, Sinnaspekten etc. unvermeidbar ist (vgl. Groeben 1986). Mit der Berücksichtigung der Sinnfrage wird aber gleichzeitig (und gewollt) die Einbeziehung von Verstehens- und Interpretationsprozessen auf Seiten der Forscher notwendig, die Scheele & Groeben (1984) über die Etablierung des dialog-konstheoretischen Wahrheitskriteriums in der empirischen Psychologie zu realisieren suchen (vgl. ausführlicher Scheele & Groeben 1984). Und dies entspricht der unter 2. explizierten Forderung nach Einbeziehung von Verstehensprozessen in die Forschungspraxis, um damit auch komplexere, individuell differenzierte und nicht ausschließlich ‚von außen‘ rekonstruierbare Phänomene (hier: Wissensinhalte, -prozesse und deren Bedeutung für das Subjekt) wissenspsychologisch untersuchen zu können.

Was den *Geneseaspekt* betrifft, die Frage also nach den Bedingungen und der Bedingtheit menschlichen Wissens (auch und gerade als Voraussetzung für die angesprochene partielle Überwindung dieser Bedingtheiten), so hätte eine ideologiekritische Wissenspsychologie im Hinblick auf die bisherigen Forschungsergebnisse der Wissenssoziologie und Sozialpsychologie m.E. von drei Einflüssebenen auszugehen:

1. Von der Ebene individueller, im weitesten Sinne wissens- bzw. persönlichkeitsimmanenter Bedingungen, wie z.B. dem Einfluß von Hypothesen, Einstellungen, Motiven, aber auch Emotionen, Stimmungen etc. auf Struktur und Verlauf von Wissen(sprozessen). Als Beispiel etwa für die Bedeutung des Einflusses von Stimmungen (moods) mag der Hinweis auf die Forschungen von Isen und Mitarbeitern (Isen 1984; Isen & Daubman 1984) genügen, die zeigen konnten, daß nicht nur extreme und spezifische emotionale Zustände das Denken beeinflussen, sondern bereits latente, unspezifische Stimmungen einen erheblichen Einfluß darauf haben, welche Informationen vom einzelnen wie aufgenommen, verarbeitet, behalten etc. werden.

Diese – gerade auch von der gegenwärtigen Wissenspsychologie thematisierten – Bedingungen von Wissen(sprozessen) bedürfen m.E. ebenso im Hinblick auf wissenssoziologische Ergebnisse weitergehender Erforschung, um jene ausschließlich an sozialen Gruppen ansetzenden Arbeiten individuell auszu-differenzieren und damit auch (Veränderungs-)Perspektiven für schicht- oder klassenabhängige Modi der Informationsverarbeitung zu eröffnen.

2. Von der Ebene sozialer, wissenstranszendenter Bedingungen, d.h. vor allem vom historisch-sozialen Kontext, in dem die Menschen leben. Dazu gehören etwa der Einfluß von Schicht- bzw. Klassenzugehörigkeit auf die

Verfügbarkeit von und den Zugang zu Informationen, die Behandlung von Informationen in einer Gesellschaft generell etc. Es handelt sich also hierbei um die Analyseebene der Wissenssoziologie, die im hier vorgeschlagenen Kontext insofern den Hintergrund wissenspsychologischer Fragestellungen absteckt, als individuelle Bedingtheiten von Wissen ja immer auch unter Einfluß jener sozialen Bedingungen sich entwickeln und realisieren.

3. Von der Ebene vermittelnder Prozesse, d.h. der individuellen Verarbeitung (Ebene 1) von sozialen, überindividuellen Einflußkomplexen (Ebene 2) infolge von Gruppenzugehörigkeiten, Einfluß von Gruppen (Eltern, peers) etc. Diese – wenn man so will – sozialpsychologische Ebene erscheint mir als paradigmatisch für eine ideologiekritische Wissenspsychologie und gleichzeitig am fruchtbarsten für künftige Forschungen: indem sie nämlich auf der einen Seite an der Ebene sozialer Bedingungen anknüpft und dabei der historisch-sozialen Bedingtheit allen menschlichen Wissens Rechnung trägt, und auf der anderen Seite die genuin psychologische Fragestellung, nämlich die nach der individuellen Verarbeitung dieser Einflüsse, in den Mittelpunkt stellt. Eine Vorgehensweise, die dem entspricht, was unter 3.1. als notwendige Verringerung des Erklärungsabstandes (hier: zwischen sozialen und individuellen Größen) bezeichnet wurde.

Ein Beispiel für eine solche Vorgehensweise liefert der Beitrag von Sommer & Vorderer (in diesem Band), in dem aus dem (wissens-)soziologischen Konzept der Entfremdung und Verdinglichung auf das (wissens-)psychologische Konstrukt ‚Egotismus‘ geschlossen wird, um dieses für eine sprachpsychologische Untersuchung fruchtbar zu machen.

Damit wird sichtbar, inwieweit die hier skizzierte Konzeption von Wissenspsychologie mit der -soziologie interdisziplinär zu verschränken ist: Die Wissenssoziologie liefert vor allem hinsichtlich des *Geneseaspekts* von Wissen wertvolle theoretische Konzepte und empirische Ergebnisse, die gleichwohl unter Rückgriff auf psychologische Analysen weiter zu verfolgen und d.h. vor allem interindividuell ausdifferenzieren wären.

Gleichzeitig kann dadurch auch der bisherige Stand der Wissenssoziologie weitergeführt werden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Disziplin aufgrund ihrer Beschränkung auf überindividuelle Phänomene bislang auf eine Konzeptualisierung sukzedenter Faktoren des Wissens, also des *Wirkungsaspekts*, weitgehend verzichtet hat. Inwiefern gerade die psychologische Forschung einen Beitrag leisten kann, den Gegenstand Wissen auch in seiner Wirkungsdimension zu erfassen, will ich abschließend (unter 4.) anhand eines

Anwendungsbeispiels für die hier skizzierte ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie aufzeigen.

Soweit sollte auf jeden Fall deutlich geworden sein, daß mit dem Terminus der *ideologiekritischen Wissenspsychologie* eine Ideologiekritik im konstruktiven Sinne gemeint ist, d.h. zusammengefaßt, eine Wissenspsychologie, die es erlaubt,

1. den Gegenstand Wissen möglichst unverkürzt, also insbesondere auch unter Einbeziehung der ‚Sicht von innen‘ abzubilden,
2. die Bedingungen dieses Wissens auf unterschiedlichen Analyseebenen zu konzeptualisieren, und zwar ausgehend von der Ebene sozialer über vermittelnde bis hin zu individuellen Faktoren, sowie
3. diese dabei gewonnenen Erkenntnisse über den Inhalt und die Bedingtheit menschlichen Wissens nutzbar zu machen für eine Kognitionskritik (der Inhalte) als Voraussetzung einer partiellen Überwindung dieser Bedingtheit.

Damit könnte der gegenwärtig aktuellen Wissenspsychologie eine Alternative gegenübergestellt werden, die sich

- am semantischen Gehalt von Wissen,
- an der Intentionalität wissender Subjekte, sowie
- an der Perspektive von Ideologie- qua Kognitionskritik orientiert.

Eine in dieser Form ausgearbeitete Wissenspsychologie wäre m.E. schließlich auch von emanzipatorischer Relevanz (sensu Holzkamp 1972). Denn die Bedingung der Möglichkeit für den Entwurf künftiger menschlicher Entwicklungen (vgl. Groeben 1986) hängt auch ab von der Kenntnis der sozialen wie individuellen Bedingtheit des Bewußtseins. Es geht also um die Entwicklung einer psychologischen Disziplin, die durchaus in der Lage sein könnte, zur „Selbstaufklärung des Menschen über seine gesellschaftlichen und sozialen Abhängigkeiten“ beizutragen, „und so die Voraussetzungen dafür“ zu „schaffen hilft, daß der Mensch durch Lösung von diesen Abhängigkeiten seine Lage verbessern kann“ (Holzkamp 1972, 32).

4. Anwendungsbeispiel: Rezeption und Wirkung literarischer Texte

Die somit skizzierte ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie auf die Anwendungsmöglichkeit ‚Rezeption und Wirkung literarischer Texte‘

zu beziehen, bietet sich aus zumindest zwei Gründen an: zum einen, weil es damit möglich wird, auch sukzedente Wissensfaktoren einzubeziehen, und zum anderen, weil in der originär mit literarischen Texten befaßten (Literatur-)Wissenschaft der Leser (qua rezipierendes Bewußtsein) einen immer zentraler werdenden Stellenwert einnimmt.

Dies gilt vor allem für die sogenannte Rezeptionsästhetik (vgl. Iser 1971; 1972; 1976; Jauß 1972) und die Empirische Literaturwissenschaft (Groeben 1980; Schmidt 1980/82), die übereinstimmend davon ausgehen, daß das rezipierende Bewußtsein konstitutive Relevanz für den Gegenstand ‚literarischer Text‘ besitzt. Diese Annahme gründet sich vor allem auf die in der neueren Ästhetik formulierten Konzepte von der ‚Offenheit des Kunstwerks‘ (Eco 1973), die sich in einer Polyvalenz der Textbedeutung manifestiert (vgl. Groeben 1980). Während dieser gemeinsame Ausgangspunkt innerhalb der Rezeptionsästhetik allerdings zu keinen weitergehenden methodologischen Konsequenzen geführt hat, zielt die empirische Erhebung von Rezeptionsprozessen im Rahmen der Empirischen Literaturwissenschaft auch auf die methodische Realisierung dieser Betrachtungsweise, indem sie die (empirisch zu erhebenden) ‚Konkretisationen‘ des Lesers als Textbedeutung ansetzt.

Deshalb soll im folgenden aus den zahlreichen Anwendungsmöglichkeiten der Wissenspsychologie für den Gegenstand ‚literarische Texte‘ auch lediglich auf den ‚gesellschaftlichen Handlungsbereich Rezeption‘ (Schmidt 1980/82) eingegangen werden; Möglichkeiten der wissenspsychologischen Differenzierung produktions- und autorpsychologischer Fragen bleiben an dieser Stelle ausgeklammert. Für die Rezeption (inklusive Wirkung) erscheint eine wissenspsychologische Fundierung auch deshalb umso dringlicher, da dies wohl der Bereich literaturpsychologischer Fragestellung ist, über den derzeit noch am wenigsten (empirisch-)psychologische Kenntnisse vorliegen. Dieses Erkenntnisdefizit hängt m.E. außer mit der lange Zeit vorherrschenden werkimmanenten Betrachtungsweise innerhalb der Literaturwissenschaft vor allem auch mit der fast ausschließlich soziologischen Orientierung der Lese(r)forschung in den letzten Jahren zusammen. Letztere hat zwar auf der (Beobachtungs-)Ebene sozialer Gruppen zu einem umfangreichen Wissensbestand über Lesen als gesellschaftliches Phänomen, nicht aber als individuelle Handlung geführt (vgl. oben das Beispiel zur ‚Trivialliteratur‘-Rezeption).

Die Hauptaufgabe einer Wissenspsychologie im Bereich literarischer Texte bestünde deshalb m.E. zukünftig vor allem in der Formulierung und Überprüfung von Hypothesen über die Rezeption und Wirkung literarischer Texte durch den bzw. beim Leser. Eine derartige Forschung hätte dann allerdings – entsprechend dem oben Explizierten – nicht nur kognitive Verarbeitungspro-

zesse im engeren Sinne zum Gegenstand, sondern damit zusammenhängend auch emotionale, motivationale und sogar konative.

4.1. *Konzeptualisierung sukzedenter Wissenskomponenten: Utopie als wissenspsychologisches Modell*

Ich möchte im folgenden ein Modell zur theoretischen Konzeptualisierung sukzedenter Wissenskomponenten (Wirkungen) vorschlagen, um damit zweierlei deutlich zu machen: Erstens geht es mir um den Nachweis, daß literarische Rezeptions- und Wirkungsprozesse (als konkretes Beispiel für allgemeine Wissensprozesse) auch im Rahmen eines übergeordneten wissenspsychologischen Modells rekonstruierbar sind, vor dessen Hintergrund dann auch präskriptive Aussagen über die entsprechenden Kognitionen möglich werden (vgl. die Einleitung von Groeben in diesem Band). Zum anderen will ich abschließend (unter 4.2.) auf die Einsatzmöglichkeiten der in diesem Band thematischen inhaltsanalytischen Methoden für die Rekonstruktion von Wissensprozessen (auch und gerade im Rahmen derartiger Modellkonzeptionen) hinweisen.

Die Modellskizze setzt an der Charakterisierung literarischer Werke als *Utopie* an, die sich innerhalb der Literaturwissenschaft entweder auf Literatur ganz global bezieht (vgl. Ueding 1978; Schmidt 1978) oder aber spezifischer auf moderne Literatur, die von Fügen (1970) als ‚gesellschaftsabgewandt‘ beschrieben wurde. Groeben (1974) hat diese Gesellschaftsabgewandtheit als ‚*utopische Funktion moderner Literatur*‘ präzisiert, die sich vor allem in der Destruktion bekannter Bedeutungskontexte (beim Leser) manifestiert. Das heißt: Während klassische Literatur altbekannte und eingespielte *Bedeutungszusammenhänge* (des Lesers) eher verstärkt hat, versucht die moderne Literatur diese gerade aufzubrechen und damit zu zerstören. Damit wird (auch durch die stärkere Gewichtung formaler Aspekte) Raum geschaffen für neue, vom Leser zu generierende Sinnstrukturen. Mit diesem Prinzip der Potentialität ermöglicht moderne Literatur dem Rezipienten ein Denken, welches „gerade nicht von (eventuell gesellschaftlich vermittelten) gemeinsamen Vorstellungen ausgeht“ (Krysmanski 1963, 11), da dieser durch das Lesen neue, individuell-eigene Vorstellungen generieren kann und soll. Ein solches Denken läßt sich entsprechend dem wissenssoziologischen Verständnis von Utopie (vgl. Mannheim 1929; Krysmanski 1963) als utopisch bezeichnen, weil es gerade nicht in Übereinstimmung mit bekannten und gesellschaftlich weitgehend anerkannten Bedeutungszusammenhängen steht. Das heißt: Das Uto-

pische liegt – wenn man die Subjektmodellkonzeption der Rezeptionsästhetik bzw. der Empirischen Literaturwissenschaft ernst nimmt – nicht ausschließlich im Text, sondern auch im Bewußtsein des Lesers, und zwar aufgrund potentiell sinngenerierender Rezeptionsleistungen desselben. Damit wird der Utopiebegriff (in diesem Zusammenhang) zu einem mehrstelligen Relationsbegriff, der sowohl den Text als auch den Leser einbezieht. Das heißt, daß ein Text nicht mehr ‚an sich‘ utopisch sein kann, sondern nur dann als ein solcher zu beschreiben ist, wenn er die genannten Rezeptionen nicht nur theoretisch zuläßt, sondern auch praktisch (empirisch) ermöglicht.

Utopie stellt also ein Konzept zur Beschreibung bestimmter Bewußtseinsinhalte und -strukturen dar, die (unter anderem) Folge bzw. Wirkung von literarischen (allgemein: ästhetischen) Rezeptionsprozessen sein können. Da es sich aber bei den mit diesem Konzept zu beschreibenden Wissens- und Denkstrukturen insofern um „unangepaßte“ (Krysmanski, o.c.) handelt, als deren Inhalte eben in Widerspruch zu den gemeinsamen Vorstellungen (etwa innerhalb einer Gesellschaft oder einer sozialen Bezugsgruppe) stehen, sind sie „wissensoziologisch nur negativ“ zu bestimmen (Krysmanski, o.c., 3). Analog dem unter 3. Explizierten wäre das Konzept der Utopie damit primär als *wissenpsychologisches* brauchbar, d.h. zur Abbildung *individueller* Wirkungsprozesse. Mit anderen Worten: Utopie beschreibt (im hier thematischen Zusammenhang) weniger eine spezifische Art von Literatur, als vielmehr eine individuelle, weil unangepaßte Denkhaltung, die durch die Rezeption (moderner) Literatur ermöglicht werden kann.

Das *wissensoziologische* Interesse dürfte sich in diesem Kontext vor allem auf die sozialen Rahmenbedingungen einer solchen Denkhaltung beziehen, also auf soziostrukturelle Bedingungen etwa, die ein solches Denken ermöglichen, fördern, verhindern etc.

Vor dem Hintergrund einer solchen möglichen Zuordnung konkreter Wissensprozesse zu einem bestimmten wissenpsychologischen Modell lassen sich diese nun – im vorliegenden konkreten Fall beispielsweise in Abgrenzung von ideologischen Wissensprozessen (vgl. dazu Neusüss 1986) – entsprechend auch normativ positiv auszeichnen. Voraussetzung dafür wäre allerdings ein Methodeninstrumentarium, das es erlaubt, konkret vorfindbare Kognitionen als entweder utopisch oder ideologisch zu klassifizieren.

Daß die Inhaltsanalyse – unter gewissen Voraussetzungen – ein solches Instrumentarium zur Verfügung stellt, will ich abschließend (unter 4.2.) kurz aufzeigen.

4.2. *Möglichkeiten inhaltsanalytischer Methoden für die Klassifizierung und Bewertung literarischer Rezeptions- und Wirkungsprozesse*

Als zentrale Voraussetzung für den Einsatz von (bei Groeben (1986) so bezeichneten) monolog-hermeneutischen Verfahren wie beispielsweise der Inhaltsanalyse (d.h. solcher Verfahren, bei denen die notwendigen Verstehensleistungen über die Intersubjektivität der Wissenschaftler und damit ohne weitere Kommunikation mit den befragten Erkenntnis-, Objekten' realisiert wird; vgl. ausführlicher Groeben 1986, 140ff.) wurde bislang (beispielsweise von Groeben (1980)) die sogenannte ‚Autor-Leser-Homologie‘ (sensu Waldmann 1976) angesetzt. Das heißt: eine so geringe Ausprägung des Spielraum- (gleich Unbestimmtheits-) Faktors bei dem zu analysierenden literarischen Text, daß man von einer weitergehenden Übereinstimmung zwischen dem theoretisch rekonstruierten Textsinn und der vom Rezipienten konkretisierten Textbedeutung ausgehen konnte (vgl. ausführlicher Groeben 1980, 86ff.). Als paradigmatischer Fall für derartige Texte galt seither insbesondere die sogenannte Trivalliteratur. Bei deren Analyse begnügte sich die ideologiekritische ‚Trivalliteratur‘-Forschung entsprechend häufig mit der contentanalytischen Beschreibung der Texte, um von da aus auch Aussagen über die Rezeption und Wirkung derselben zu treffen (zur Kritik daran: Groeben 1980; Groeben & Vorderer 1986).

Die verschiedenen Beiträge des vorliegenden Bandes zeigen, inwieweit derartige (Rück-)Schlüsse als methodologisch legitim oder als überzogen und unzulässig zu bewerten sind. Im Rahmen der in den einzelnen Beiträgen angeführten Untersuchungsbeispiele hat sich gezeigt, daß die inhaltsanalytischen Ergebnisse in der Regel allenfalls als Hypothesen über außertextuelle Merkmale (Intention, Rezeption, Wirkung) anzusetzen sind, die auf jeden Fall empirisch zu überprüfen wären. Bei diesen empirischen Überprüfungen zeigt(e) sich dann nicht selten, daß von einer Autor-Leser-Homologie häufig nicht die Rede sein kann, sondern daß der Text vielmehr als *Rezeptionsangebot* aufgefaßt werden sollte, welches inter- wie intraindividuell unterschiedlich rezipiert wird und entsprechend auch zu unterschiedlichen Wirkungen führt (vgl. hierzu vor allem den Beitrag von Marlange & Vorderer). Darüber hinaus sind die dabei stattfindenden Rezeptions- und Wirkungsprozesse häufig selbst wiederum so polyvalent und individuell, daß sich eine Rekonstruktion derselben ‚von außen‘, also unter Verzicht auf die (interpretierende) Innensicht des Lesers und ‚indirekt‘, also über die Analyse des Textes, unter methodologischen Gesichtspunkten verbietet. Damit aber wird

die Einbeziehung des Lesers in die Untersuchung seiner Rezeption (und Wirkung) unumgänglich, und dies bedeutet entweder den Einsatz dialog-hermeneutischer Verfahren anstelle ausschließlich monolog-hermeneutischer oder aber den Einsatz der Inhaltsanalyse zur Klassifizierung von Rezipientenäußerungen (über deren Rezeption und Wirkung).

Im Falle des Einsatzes dialog-hermeneutischer Verfahren besteht das größte Problem darin, daß es in der *empirischen Psychologie* an solchen Methoden weitgehend fehlt. Als Ausnahme kann m.E. die sogenannte ‚Heidelberger Struktur-lege-Technik‘ (Scheele & Groeben 1984) gelten, deren Brauchbarkeit, aber auch deren Grenzen, für die Erhebungen von Lektürewirkungen bereits demonstriert werden konnte(n) (Mandl & Ballstaedt 1985; Scheele & Groeben 1987). Für noch interessanter halte ich im vorliegenden Fall Kombinationen von Struktur-lege-Technik (SLT) und Inhaltsanalyse, etwa dergestalt, daß erlebte Rezeptions- und Wirkungsprozesse mittels der SLT erhoben, dialog-konsensual abgesichert und abschließend mit denen anderer Rezipienten inhaltsanalytisch verglichen werden.

Setzt man die Inhaltsanalyse zur Klassifizierung bestimmter Rezipientenäußerungen (über deren Rezeptionswirkung) ein, so erfordert dies ein übergeordnetes theoretisches Modell, aus dem die inhaltsanalytischen Kategorien abzuleiten sind und vor dessen Hintergrund die Ergebnisse bewertet werden können. Ich habe versucht, mit dem unter 4.1. explizierten wissenspsychologischen Konzept der Utopie ein solches Modell zu skizzieren. In Gegenüberstellung zum Konzept der Ideologie (bzw. Ideologiehafteigkeit; vgl. dazu den Beitrag von Sowarka in diesem Band) ließe sich damit – in Anlehnung an die Arbeiten von Krysmanski (1963), Ruyer (1986), Knebel (1973) u.a. – eine Ableitung für ein polares Kategoriensystem mit den folgenden (beispielhaft genannten) Kategorien ausarbeiten:

utopisch	ideologisch
Frei-Denken von aktuellen Wirklichkeitsbezügen	Fest-Denken an aktuelle Wirklichkeitsbezüge
Sich selbst verunsicherndes Denken	Sich selbst versicherndes Denken
Kognitives Experimentieren	Kognitives Bestätigen
Kritisch-fortschrittliche Lösung subjektiver Falsifikationskrisen	Konservativ-dogmatische oder repressiv-regressive Lösung subjektiver Falsifikationskrisen

5. Ausblick

Damit sollte in groben Zügen die Fruchtbarkeit einer ideologiekritischen Wissenspsychologie in Verbindung mit inhaltsanalytischen Methoden generell und spezifisch für den Bereich literarischer Texte deutlich geworden sein. Daß die eingangs vorgestellte Auffassung von Wissenspsychologie dem nicht gerecht werden kann, ist offensichtlich.

Von einiger Relevanz dürfte dieser Ansatz allerdings auch für die Literaturwissenschaft sein: Deren Aussagen würden sich dann nicht mehr ausschließlich, bzw. zumindest nicht überwiegend, auf ‚Literatur für wenige‘ (zumeist für Literaturwissenschaftler) beziehen, sondern könnten sich mit dem sozialen wie individuellen Phänomen des Lesens vieler beschäftigen. Dabei ergäbe sich u.U. auch eine andere Beurteilung der sogenannten ‚Trivilliteratur‘, die als ‚Stiefkind‘ der Germanistik m.E. bis heute aufgrund der werkimmanenten Betrachtungsweise falsch eingeschätzt wird. Denn erst die Einbeziehung kognitiver wie auch emotionaler Prozesse beim Lesen kann den Blick öffnen für Lesemotive jenseits ideologischer Bestätigung, in denen sich Genuß- und Erkenntnismomente nicht zwangsläufig ausschließen müssen.

Literatur

- Aebli, H. 1981: Denken: Das Ordnen des Tuns, Bd. 2: Denkprozesse. Stuttgart
- Albert, H. 1968: Traktat über kritische Vernunft. Tübingen
- Anderson, J.R. et al. 1981: Acquisition of problem solving skill, in: Anderson, J.R. (ed): Cognitive skills and their acquisition. Hillsdale, 191-230
- Anderson, J. R. 1983: The architecture of cognition. Cambridge
- Anderson, J.R. & Bower, G.H. 1973: Human associative memory. Washington, D.C.
- Aust, H. 1983: Lesen. Überlegungen zum sprachlichen Verstehen. Tübingen
- Berger, P. & Luckmann, T. 1980: Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt
- Brandstädter, J. & Montada, L. 1977: Erziehungsleitende Implikationen der Erziehungsstilforschung, Trierer Psychologische Berichte 4,2
- Cranach, M.v. et al. 1980: Zielgerichtetes Handeln. Bern
- Dörner, D. 1976: Problemlösung als Informationsverarbeitung. Stuttgart
- Duncker, K. 1935: Zur Psychologie des produktiven Denkens. Berlin
- Ebbinghaus, H. 1885: Über das Gedächtnis. Leipzig

- Eco, U. 1973: *Das offene Kunstwerk*. Frankfurt
- Feldmann, K. 1979: MEAP – Eine Methode zur Erfassung der Alltagstheorien von Professionellen, in: Schön, B. & Hurrelmann, K. (eds): *Schulalltag und Empirie. Neuere Ansätze in der schulischen und beruflichen Sozialisationsforschung*. Weinheim, 105-122
- Fügen, H.N. 1970: *Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie und ihre Methoden*. Bonn
- Groeben, N. 1974: Wissenspsychologische Dimensionen der Rezeptionsforschung, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 15, 61-79
- Groeben, N. 1980: *Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft*. Tübingen
- Groeben, N. 1986: Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehenderklärenden Psychologie. Tübingen
- Groeben, N. & Scheele, B. 1977: *Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts*. Darmstadt
- Groeben, N. & Vorderer, P. 1986: Empirische Literaturpsychologie, in: Langner, R. (ed): *Psychologie der Literatur*. Weinheim, 105-143
- Groeben, N. et al. 1988: *Das reflexive Subjekt – Ein Grundriß des Forschungsprogramms ‚Subjektive Theorien‘*. In Vorbereitung
- Herrmann, T. 1982: Über begriffliche Schwächen kognitivistischer Kognitionstheorien: Begriffsinflation und Akteur-System-Kontamination, *Zeitschrift für Sprache und Kognition* 1, 3-14
- Herrmann, T. 1986: Was ist das ‚Psychologische‘ an psychologischen Theorien? Arbeiten der Forschungsgruppe Sprache und Kognition am Lehrstuhl Psychologie III der Universität Mannheim. Bericht Nr. 36
- Herzog, W. 1984: *Modell und Theorie in der Psychologie*. Göttingen
- Holzkamp, K. 1972: *Kritische Psychologie*. Frankfurt
- Hoppe-Graff, S. 1984: Verstehen als kognitiver Prozeß. Psychologische Ansätze und Beiträge zum Textverstehen, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 55, 10-37
- Isen, A. 1984: Toward understanding the role of affect in cognition, in: Wyer, R. & Srull, S. (eds): *Handbook of Social Cognition*. Hillsdale, 174-236
- Isen, A.M. & Daubman, K.A. 1984: The influence of affect on categorization, *Journal of Personality and Social Psychology*, 47, 6, 1206-1217
- Iser, W. 1971: *Die Appellstruktur der Texte*. Konstanz
- Iser, W. 1972: *Der implizite Leser*. München
- Iser, W. 1976: *Der Akt des Lesens*. München
- Jauß, H.R. 1972: *Kleine Apologie der ästhetischen Erfahrung*. Konstanz
- Kluwe, R. & Spada, H. 1981: Wissen und seine Veränderung. Einige psychologische Beschreibungsansätze, in: Foppa, K. & Groner, R. (eds): *Kognitive Strukturen und ihre Entwicklung*. Bern, 284-327
- Köhler, W. 1929: *Gestalt psychology*. New York
- Knebel, H.J. 1973: *Metatheoretische Einführung in die Soziologie*. München
- Krysmanski, H.J. 1963: *Die utopische Methode*. Köln
- Luhmann, N. 1980: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Frankfurt
- Lukács, G. 1968: Das Phänomen der Verdinglichung, in: Lukács, G.: *Geschichte und Klassenbewußtsein*. Darmstadt, 170-355

- Mandl, H. & Ballstaedt, S.-P. 1985: Assessment of concept-building in text comprehension, Paper presented at 'Symposium in memoriam Hermann Ebbinghaus', Berlin, July 1 to 6
- Mandl, H. & Spada, H. 1984: Antrag auf Einrichtung eines Schwerpunktprogramms 'Wissenspsychologie'. Tübingen
- Mannheim, K. 1929/1985: Ideologie und Utopie. Bonn
- Maturana, H.R. 1987: Kognition, in: Schmidt, S.J. (ed): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt, 89-118
- Meja, V. & Stehr, N. 1982: Zum Streit um die Wissenssoziologie, in: Meja, V. & Stehr, N. (eds): Der Streit um die Wissenssoziologie. Frankfurt, 11-23
- Merton, R.K. 1957: Social theory and social structure. Chicago
- Neusüss, A. 1986: Schwierigkeiten einer Soziologie des utopischen Denkens, in: Neusüss, A. (ed): Utopie. Begriff und Phänomen des Utopischen. Frankfurt, 13-112
- Norman, D.A. & Rumelhart, D.E. 1975: Explorations in cognition. San Francisco
- Parsons, T. 1961: An approach to the sociology of knowledge, Proceedings of the Fourth World Congress of Sociology, Bd. 4, 25ff.
- Pfistner, H.-J. 1987: Handlungsfreiheit und Systemnotwendigkeit. Göttingen
- Ruyer, R. 1986: Die utopische Methode, in: Neusüss, A. (ed): Utopie. Frankfurt, 339-360
- Scheele, B. & Groeben, N. 1984: Die Heidelberger Struktur-lege-Technik (SLT). Weinheim
- Scheele, B. & Groeben, N. 1987: Methodological aspects of illustrating the cognitive-reflective function of aesthetic communication: Employing a Structure-Formation Technique with readers of (positive) literary utopias, Poetics 15, 527-554
- Schmidt, B. 1978: Utopie ist keine Literaturgattung, in: Ueding, G. (ed): Literatur ist Utopie. Frankfurt, 17-44
- Schmidt, S.J. 1980/82: Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft. Band 1 & 2. Braunschweig
- Schmidt, S.J. 1987: Der Radikale Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs, in: Schmidt, S.J. (ed): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt, 11-88
- Schütz, A. & Luckmann, T. 1979: Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1. Frankfurt
- Searle, J.R. 1987: Geist, Hirn und Wissenschaft. Frankfurt
- Selz, O. 1913: Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs. Stuttgart
- Spada, H. et al. 1983: Wissensaufbau und Handlungsbewertung bei ökologischen Problemen. Arbeitsbericht. Freiburg
- Tergan, S.-O. 1986: Modelle der Wissensrepräsentation als Grundlage qualitativer Wissensdiagnostik. Opladen
- Topitsch, E. 1966: Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft. Neuwied
- Ueding, G. 1978: Literatur ist Utopie, in: Ueding, G. (ed): Literatur ist Utopie. Frankfurt, 7-14
- Waldmann, G. 1976: Kommunikationsästhetik I. Die Ideologie der Erzählform. München

Wertheimer, M. 1945: Productive thinking. New York

Weizenbaum, J. 1977: Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft. Frankfurt

Werbik, H. 1978: Handlungstheorien. Stuttgart

Wyer, R. & Srull, S. (eds): Handbook of Social Cognition. Hillsdale